

*image
not
available*





THE LIBRARY



Die Weiberherrschaft

Die Weiberherrschaft

Die ersten zweihundert Exemplare dieses Werkes wurden auf feinstes Kunstdruckpapier abgezogen, in Halbfarbände schön gebunden und handschriftlich numeriert.
Der Preis dieser Liebhaberausgabe ist achtzig Mark



Die Harpe
ältere französische Buchillustration

Eduard Fuchs und Alfred Kind
Die Weiberherrschaft
in der Geschichte der Menschheit

Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen

Zweiter Band

Erstes bis zehntes Tausend



Verlag Albert Langen / München

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. (Siehe auch Art. 3 der Übereinkunft zwischen Deutschland und Russland zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst.)

Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Albert Langen

Eduard Fuchs

Alfred Kind

Druck von Hesse & Kettler in Leipzig
Buch- und Kunstdruckware von Schmerberger & Cie., Döriertshofen, Nienen bei Osterheim
Binden von G. A. Enders, Gesellschaftsbücherei, Leipzig

Zweiter Band



314. Mutter- und Kindesrecht. Stein im Stil Louis XVI.

VIII

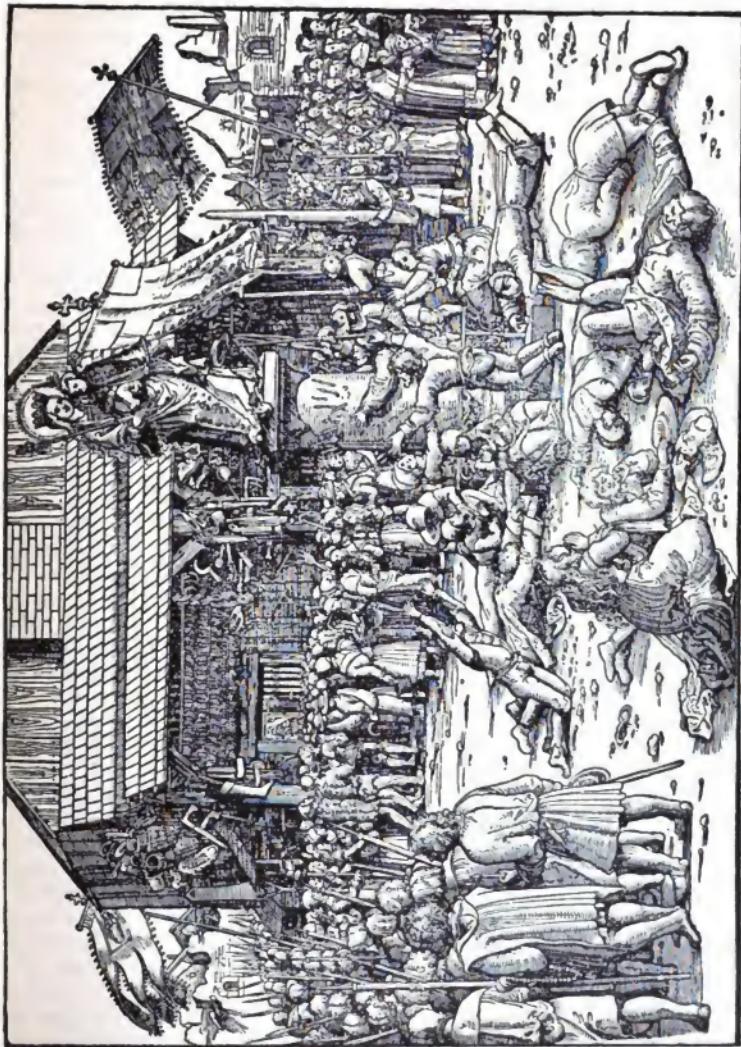
Das Mutterrecht

Im Jahre 1861 gab der Schweizer Jurist Bachofen ein umfangreiches und sehr gelehrtes Werk über das Mutterrecht heraus, in welchem er die Gynäkotratie (Weiberherrschaft) der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur untersuchte. Dies Werk ist seitdem viel genannt, aber wenig gelesen, weil es in schwerfälliger Weise griechische Erzephe und Parallelstellen ohne den geringsten Versuch einer inneren Gliederung aneinanderreicht. Ein zusammenfassendes Ergebnis ist darin nicht enthalten, und man kann die Lektüre an jeder beliebigen Stelle beginnen und ebenso gut rückwärts wie vorwärts betreiben. Bei der stichwortartigen Bedeutung, die das Werk in den heutigen Debatten besitzt, ist es indessen nötig, einige Gedanken daraus hervorzuheben.

45*

Bachofen tadeln die strenge Scheidung, die die Geschichtsforschung zwischen geschichtlicher und sogenannter (mythischer) Zeit mache. Wo immer wir mit der Geschichte in Berührung treten, seien die Zustände derartig, daß sie bereits frühere Stufen des Daseins voraussehen. Mirgends sei ein Anfang, überall Fortsetzung; nirgends bloße Ursache, immer zugleich schon Folge. Das wahrhaft wissenschaftliche Erkennen bestehet nun nicht nur in der Beantwortung der Frage nach dem Was. Seine Vollendung erhalte es erst dann, wenn es das Woher zu entdecken vermöge und damit das Wohin zu verbinden wisse. Der Anfang aber von aller Entwicklung liege im Mythos und jede tiefere Erforschung des Altertums werde daher unvermeidlich zu ihm zurückgeführt. Gegenüber der Kontinuität der menschlichen Entwicklung habe eine Trennung von Geschichte und Mythos keine Berechtigung mehr.

Der Leser wird bemerkt haben, daß ich in meiner Darstellung dem Mythos, genannter gesagt dem mythologischen Bildmotiv, volle Beweiskraft zuerkenne; das XV. Kapitel wird noch ausschließlich davon handeln. Aber für uns liegen die Voraussetzungen doch wesentlich günstiger als für Bachofen. Wir brauchen den Begriff der mythischen „Zeit“ überhaupt nicht mehr. Das Dunkel, das vor dem Beginn der klassischen Periode Griechenlands lagerte, hat sich inzwischen gelichtet; wir kennen durch die Ausgrabungen auf Kreta die minoischen Perioden. Wie kennen ferner die Kultur Altbabyloniens. Ja, wir sind durch die Funde der glazialen Schichten in Zeiträume zurückgelangt, gegen die uns unsre ganze Jahreszählung nur eine kleine Spanne dünkt. Endlich hat uns die inzwischen stark betriebene Völker- und Volksfunde zu der Überzeugung gebracht, daß uns die heut lebenden primitiven Stämme der Erde ein mehr oder weniger genaues Bild von den Kulturständen der Vorzeit überhaupt geben. Alle diese Gesichtspunkte waren für Bachofen noch nicht nukbar. Deshalb hat er wohl oder übel dem Mythos zu viel Beweisende zugetraut. Für ihn war beispielshalber die Erbfolge nach der Mutter viel wichtiger als die hier abgedehnte Idee vom erotischen Prinzipiat des Weibes. Bevor da ein Beweisendes sprechen soll, fragen wir einmal: was ist denn der Mythos? Er ist mündliche Überlieferung, novellistische Erzählung, frei beweglich und früheres wiederspiegeln, aber doch im Augenblick der Reproduktion immer wieder neu geschaffen und aufs neue als möglich und denkbar approbiert. Er ist, was wir heute Fольклор nennen und als solches eifrig sammeln, um Grundlagen für die Volksfunde zu schaffen. Aber das einzelne Fольклор hat nur Wert, wenn feststeht, daß die niedergeschriebene Fassung zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort üblich war, und der Wert gilt hauptsächlich für die Psyche derjenigen, bei denen diese niedergeschriebene Fassung umging, nicht aber in bezug auf Menschen, die mehrere oder viele Jahrhunderte zuvor gelebt haben. Wenn heute irgendwo eine Geschichte über Karl den Großen umgeht, so wäre es doch verfehlt anzunehmen, daß die darin etwa vor kommenden Rechtsanschauungen denen des 8. Jahrhunderts wirklich entsprechen. Alle Zustände und Anschauungen, die dem Wechsel unterworfen sind, müssen meiner Ansicht nach auch am ehesten aus dem mündlich überlieferten Fольклор entweichen, weil der Erzährende nur in den Anschauungen seiner Zeit denken kann. Ein gütiges rechtliches Dokument kann demnach erst mit einer nicht mehr veränderten und sicher datierten schriftlichen Fixierung entstehen. Anderseits wird, was dem Wechsel nicht unterworfen ist, nämlich die elementare Spannkraft des Erotischen in der Psyche, auch aus dem Fольклор kaum entweichen; daher glaube ich die erotischen Motive des Fольклора zu den allerältesten novellistischen Erfindungen des menschlichen Geistes überhaupt rechnen zu dürfen (vgl. Seite 10). In diesem Sinne habe ich den Mythos bisher verwendet und insofern weicht meine Auffassung von der Bachofens erheblich ab.



315. Erschafe vor der Steltzgetheit. Holzschnitt von Richard Orlinbauer - 1919



316. Die Macht des Weibes
Symbolische Spielart

tiefen Gewalten Bachofens? Meint man nicht, dieser erstaunliche Gelehrte werde jetzt den Mund öffnen, um das Selbstverständliche auszusprechen, daß das Weib von Natur und physiologisch die



317. Amor wird gestriegelt. Kupfer nach Gaccioli

Alle kriegerischen Völker gehorchten dem Weibe, sagt Aristoteles. Und Bachofen bemerkt dazu: „Die Betrachtung späterer Zeitalter lehrt das gleiche: der Gefahr trocken, jegliches Abenteuer suchen und der Schönheit dienen, ist ungebrochener Jugendfülle stets vereinigte Tugend. Dichtung, ja Dichtung wird dies alles im Licht der heutigen Zustände. Aber die höchste Dichtung, schwungreicher und erschütternder als alle Phantasie, ist die Wirklichkeit der Geschichte. Größte Schicksal sind über das Menschengeschlecht dahingegangen, als unsre Einbildungskraft zu erkennen vermag. Das gynäkostatische Weltalter mit seinen Gestalten, Taten, Erschütterungen ist der Dichtung gebildeter, aber schwächerer Zeiten unerreichbar... Die Erhebung des Weibes über den Mann erregt dadurch vorzüglich unser Staunen, daß sie dem physischen Kraftverhältnis der Geschlechter widerspricht. Dem Stärkeren überliefert das Gesetz der Natur den Scepter der Macht. Wird er ihm von schwächeren Händen entrissen, so müssen andre Seiten der menschlichen Natur tätig gewesen sein, tiefere Gewalten ihren Einfluß geltend gemacht haben — —“ Und was sind diese

Macht besitzt, den Manne Lust zu gewähren oder zu versagen und daß es keine tieferen Gewalten in der menschlichen Psyche gebe als diese? Nein. Bachofen antwortet: „Zu allen Zeiten hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das übernatürliche, Göttliche, der Geheimräigkeit sich Entziehende, Wunderbare den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gestaltung der Völker ausgeübt.“ Also die mindern Intelligenz mit der größteren Empfänglichkeit für Ammenmärchen und Aberglauben ist es! „Mit solchen Kräften ausgestattet, vermag das schwächere Geschlecht den Kampf mit dem stärkeren zu unternehmen und siegreich zu bestehen.“ Das ist nun freilich selber ein Ammenmärchen. Forschen, Wissen und kritisches Unterscheiden sind von Natur männliche Geistes-eigenschaften. Sie haben allmählich den Nebel mystischen Glaubens und Aberglaubens zerteilt und die heutige Sachlage naturwissenschaftlicher Klarheit herbeigeführt. Wenn Bachofen Recht hätte, wenn das Weib keine andre Macht besäße, als daß es „steifer im Glauben“ wäre, wie er sagt: dann dürfte man sich allerdings darüber nicht wundern, daß das Weib auf der ganzen

Einie geschlagen ist und das vaterrechtliche System seinen Siegeszug über diesen Erdball genommen hat. Dann wäre die Sache der Frauen in Zukunft hoffnungslos. Dann wäre auch gänzlich unerklärlich, warum es trotz der allgemeinen Unterdrückung der Frau immer wieder geschieht, daß ein einzelnes Weib Siegerin wird über einen einzelnen Mann.

Dann würden endlich auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Eigentumoverhältnisse für die Stellung der Frau bedeutungslos gewesen sein. Und das hieße alles auf den Kopf stellen, was wir vom Mutterrecht wissen. In seinen klaren Typen zeigt aber das Mutterrecht die Frau als alleinige Eigentümerin. Sie besitzt Haus und Herd, sie verteilt die Nahrung, ihr gehören die Kinder, denn sie hat sie geboren; und sie hinterläßt ihr Besitztum den Töchtern. Sie wählt sich den Mann zum Gatten, der für die Lust, die ihm gewährt wird, das Haus zu schützen, zu erhalten und zu verprovozierter hat. Aber der Mann erwirkt dadurch keinerlei Eigentumsrechte. Er ist Chambregarnist. Er wird exmatriert, wenn er sich mißliebig macht. Er darf auch von selber gehn, wenn das Verhältnis sich trübt, und sich nach einem andern Logis umsehen. Die Kinder sind Mutterkinder, als solche immer legitim, und bleiben bei der Mutter. Die Ungewissheit der Vaterschaft ist ebenso selbstverständlich wie die Gewissheit der Mutterschaft.

Das ist der klare Typus des Mutterrechts. Aber das Wort Mutter-Recht, das Bachofen ausgebracht hat, ist dafür weniger passend, als die alte Bezeichnung Syndikatstrie (Weiberherrschaft). Bei einem „Recht“ ist man versucht, an eine „gerechte“ Verteilung von Pflichten und Lasten zu denken. Hier handelt es sich indessen um eine ausgesprochene Oberherrschaft der Frauen, weil sie die wirtschaftliche Macht allein besitzen. Theoretisch betrachtet, wäre die Waagschale ungefähr ausbalanciert, wenn die wirtschaftliche Macht im Durchschnitt irgendwie auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt wäre. Dann könnte das freie Spiel der natürlich gegebenen Machtmittel unbeeinflußt walten: auf der einen Seite Intelligenz und Stärke, auf der andern die erotische Faszination. Dann gäbe es nur einen Kampf um die endliche Vereinigung im Lustgewinn. Aus dem gestörten Gleichgewicht jedoch entspringt der Kampf mit dem Ziel des Niederringens der andern Partei um jeden Preis. Alle Macht strebt psychologisch zur Übermacht, alles Recht zum Vorrecht, weil Übermacht und Vorrecht Lustreize enthalten (vgl. Seite 130).

Theoretisch betrachtet, ist das Problem einfach. Aber in Wirklichkeit sucht man vergebens nach dem Vorkommen des schönen Gleichgewichts-Zustandes, der ein wahhaft goldenes Zeitalter herausgeführt hätte. Die Wage hat immer heftig auf und nieder geschwankt und ist noch nie zur Ruhe gekommen, eben wegen der lustfreizenden Übermacht-Tendenz oder der sadistisch-sadistischen Gefühlsqualitäten, die in der gesamten organischen Welt latent lauern.

Um früher Gesagtes zu wiederholen: die Entwicklung hat uns allmählich zum extremen Vaterrecht geführt (abgesehen von denjenigen zeitlichen und örtlichen Ausnahmen in der Menschheitsgeschichte, die teils schon besprochen wurden, teils noch zu erwähnen sind). Dies Vaterrecht ist der genaue Gegensatz zu jenem



318. Diana ruht auf der Jagd aus
Aus Jost Amman's Wappenbuch. 1580.

andern typischen Mutterrecht, mit dem das gesellschaftliche Leben auf der Erde angeblich begonnen hat. Der Mann besitzt allein, ist allein geschäftsfähig, die Frau bleibt ein Kind, geht aus der väterlichen Gewalt in die eheherrliche über, ist fast Sklavin und Ware. So weit ginge das Pendant zum Mutterrecht. Doch die Entwicklung ist auf diesem Punkte nicht stillgestanden, sie hat das Weib ohnmächtiger gemacht, als der Mann je im extremsten Mutterrecht war: indem von dem übermächtigen Manne die Prostitution des Weibes erzwungen und in ein verhängnisvolles System gebracht wurde, hat er sich auch von der Umwerbung und von der erotischen Abhängigkeit emanzipiert, hat damit sämtliche Machtmittel auf seine Seite gebracht und ist absoluter Herr geworden! Als Gesamtheit gesehen, sind die Frauen jetzt völlig wehrlos in die Ehe gedrückt. Ihre Lage ist verzweifelt. Die Erfolge, die die Frauenbewegung bejubelt, sind ja nur düstige Gnadengeschenke der Männerpartei, Brosamen, die zögernd von ihrem reichgedeckten Tische fallen, und rein für die Käf. Weder mit Kapital noch mit Intelligenz oder Muskelarbeit werden die Frauen die feste Männerbastion je stürmen können. Ihre einzige Aussicht liegt in der Richtung, daß die Männer wohl Hirn, Muskeln und Kapital aufeinander vereihen können, nicht aber die erst erworbene Eigenschaft der erotischen Emanzipation vom Weibe. Die Männer werden immer wieder geboren mit dem natürlichen Bedürfnis der Faszination durch die genitale Macht des Weibes, und erst durch Erziehung und Milieu tritt der unnatürliche Zustand jener Entartung ein, wo der Mann fähig wird, auch ohne Umwerbung und ohne die Frau in Vorlust zu bringen, bei der passiv sich Preisgebenden zu genießen. Die Umwerbung ist ihm dann Primaner-Liebe und Jugend-Eselei, unwürdig des „reisen Mannes“, der „anderes“ zu tun hat. Hier ist die Ausfallspforte, durch die die Frauen als Gesamtheit noch einmal zur Macht gelangen könnten. Schönen Reden lauschen über Sexualreform, damit ist nichts getan. Was ist denn einzig zu reformieren? Doch nur, daß die Männer sich darauf drücken, bei den Hündinnen, die auf der Straße umlaufen, um einige Buben Trintfeld denjenigen Lustgewinn zu erzielen, der sie bei den „anständigen“ Frauen den Einsch der ganzen Persönlichkeit kosten würde. Den stärksten Hemmschuh am Rade der Frauenbewegung bilden die gänzlich „ethischen“ Damen, die sich einbilden, die Prostitution diene der „Heiligerhaltung“ der Ehe und bewahre die reputierlichen Jungfrauen von Stande vor den „wüsten Trieben“ der jungen Männer, die sich erst mal die Hörner ablaufen müßten. Der Hörnerabläufer ist dann allerdings gut gedrillt und wird die reputierliche Jungfrau später genau so „hernehmen“ wie chemals die Straßenhündinnen, sobald ihm die Druckfüllung seiner Samenblasen lästig wird. Dieser mit Tripper geschmälzen „Liebe“ hat also die Jungfrau mit Bangen entgegengehakt. Der Schluß ist dann auch bei ihr — Ethik.

Hat nun die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft einst wirklich mit Mutterrecht und Weiberherrschaft begonnen? Das ist fast gar nicht zu beweisen. Die eiligen Theorien Zimmerer, die so gern eine „Linie“ oder gar ein „Gesetz“ der Entwicklung entdecken, behaupten das ja, weil es sich sehr schön macht, wenn man sagen kann: am Anfang regierte das Weib, und am Ende regiert der Mann. Aber was ist denn „Anfang“? und wann ist er? Den Anfang der Welt hat man immer weiter hinausschieben müssen, den Anfang des Menschen und den der „Gesellschaft“ gleichfalls. Es ist bloß Willkür, da Zahlen zu nennen. Fest steht nur, was man für den Anfang hielt, war immer bereits Fortschreibung. Also löst sich nur fragen: gab es in früheren Perioden der Menschheit eine allgemeine Weiberherrschaft? Auch dies ist nicht vollgültig zu beweisen, aber mancherlei Umstände sprechen dafür.

Erstens, rein psychologisch: die Zusammenhänge von Umwerbung, Liebespiel, Vorlust und



Geflügelte Krallen. Lithographie von Lafoe nach G. Roquerian. Um 1850



319. Das Weib in der Urzeit der Sage. Radierung von Brugard

Gattenwahl, die dem Weibchen ohne weiteres eine gewisse Vormacht einräumen. Eine Prostitution im Sinne der neueren Zeit kann es in der Urzeit kaum gegeben haben; es sei denn als integrierenden Bestandteil von Sklaverei. Folglich waren die Männer immer darauf angewiesen, die Weibchen sich erst durch Umluhlung geneigt zu machen, sie erst in Vorlust zu versetzen. Der Einwand, daß die „Wilden“ des „barbarischen“ Zeitalters (oder wie man sie sonst bezeichnet hat) eines komplizierteren und verinnerlichten Liebesspiels unfähig waren, da dies erst eine Blüte der „Kultur“ darstelle, widerlegt sich ohne weiteres aus den auf Seite 73—96 mitgeteilten Proben aus der Tierwelt und dem Leben der Primitiven. Die „Barbarei“ ist hierin ganz auf Seiten der „Kultur“. Diese Schlußfolgerung aus den sexualpsychologischen Momenten ist allerdings insofern bloß Hypothese, als ich weiterhin annehme, daß es immer auch schon ein gewisses Privateigentum gegeben hat und die psychologischen Momente daher niemals für sich allein und ganz rein wirken könnten.

Damit kommen wir zum zweiten Umstand. Privateigentum, und zwar ein erworbenes, muß immer gewesen sein. Der Mensch kommt nackt und bloß zur Welt. Er muß die Blöße decken, muß Futter suchen, muß sich auch gegen seinesgleichen oder Tiere wehren. Kleidung, Geräte und Waffen (mögen sie auch noch so dürftig sein) und ein Nahrungsvorrat für die schlechte Saison gehören eigentlich zu den betreffenden Menschen, die die Geräte hergestellt und die Nahrung gesammelt haben. Ich sehe hier nicht die geringste Schwierigkeit für die Entstehung des Eigentumsbegriffs. Ob das Eigentum individuell oder kollektiv ist, tut wenig zur Sache. Etwas anderes ist mit dem Begriff der Vererbung. Dieser ist schwieriger und setzt erst voraus, daß ein Ding herrenlos wird. Man hat indessen jetzt Skelette der Eiszeit ausgegraben, um die im Kranz jene armeligen Feuersteinhaber gelegen waren, die damals das einzige Gerät-Inventar des mitteleuropäischen

Menschen ausmachten. Also das Gerät blieb Eigentum des Toten. Vielleicht wurde auch sein Fellkleid und sein kleiner Hutvorrat mitbesetzt; von denen mußte natürlich jede Spur vergehn. Worauf ich hinaus will, ist dies: es braucht in der Urzeit weder Grundbesitz noch vererbbares Privatgut gegeben zu haben, es muß aber erworbenes Eigentum dagewesen sein; und wenn die Frauen im Besitz von solchem waren, so hatten sie damit sofort eine gesellschaftliche Übermacht.

Nun hat Ed. Hahn durch seine Forschungen über das Alter der wirtschaftlichen Kultur nachgewiesen, daß dem Ackerbau oder der Pfugkultur eine Periode des Hackbaus vorangegangen sein muß, der ausschließlich von den Frauen betrieben wurde, während die Männer Fleischnahrung durch Jagd oder Fischfang zu erlangen suchten. Der Hackbau wurde mittels eines Steckens oder Grabestocks besorgt und bezog sich vorzüglich auf knollenartige Gewächse. Die verheiratete Frau in Queensland führt heut noch diesen Stock als Zeichen ihrer Würde mit sich, auch bei den Tänzen. Vielleicht haben wir hier die älteste Form des Szepters vor uns. Auch das Aufbereiten schwieriger Pflanzenstoffe durch Gärung in Erdgruben muß Frauenarbeit gewesen sein. Nebenfalls darf man also annehmen, daß lange Zeit hindurch der wichtigste Teil des Nahrungsvorrats erworbenes Kollektiv-Eigentum der Frauen gewesen ist, die den Männern davon austeilten. Dieser ganze Zusammenhang ist ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel, um das Vorherstehen des Mutterrechts in einer frühen Epoche der Menschheit begreiflich zu finden. Mit dem Auftreten der Pfugkultur, dem damit verknüpften Festverden des Grundbesitzes und seiner Vererbung auf die männliche Arbeitskraft müssen dann durchgreifende Wandlungen im Sinne des Patriarchats zu stande gekommen sein; obwohl gerade das Beispiel von Ägypten zeigt, daß Ackerbau und Weiberherrschaft vereinbar waren.

Drittens kommen wir nun zu den direkten Beispielen für mutterrechtliche Weiberherrschaft. Sie haben in jedem einzelnen Fall für sich Beweiskraft genug; allgemein und für die Vorzeit gelten sie indes nur, wenn wir der Annahme folgen, daß die primitiven Völker der neueren Zeit noch immer auf der uralten, vorzeitlichen Kulturstufe stehen. Was, wie ich nochmals hervorheben möchte, eine sogen. wissenschaftliche Arbeitshypothese ist. Derartige Beispiele, meist sehr interessante, gibt es zahlreich; und ich hatte daher auch ursprünglich beabsichtigt, sie in größerem Umfange vorzuführen. Aber es waren keine Illustrationen zu beschaffen, die zu dem geschlossenen und künstlerischen Charakter der übrigen Bilder gepaßt hätten. So bedeutungsvoll nun auch gerade das Mutterrecht für die ganze Untersuchung über Weiberherrschaft ist, kann ich deshalb zu meinem Bedauern nur den Raum dieses knappen Kapitels mit Material darüber füllen.

Manche Züge in der vaterrechtlichen Epoche sprechen und mutterrechtlich an. Ich möchte sie nicht ohne weiteres als „Überlebsel“ der älteren Zustände deuten, wie es meistens geschieht; sie können nämlich auch eben so gut von neuem entstanden sein. Für den psychologischen Gesichtspunkt kommt das auf eins heraus. Zum Beispiel folgende Liste über die Verschöpfung von Weib und Mann, die Meiners 1788 zusammengestellt hat:

Die Weisheit, und der Edelmuth unserer Vorfahren offenbaren sich nicht weniger, als in ihren übrigen Sätzen, in den Strafen, welche sie auf alle, dem schwächeren Geschlecht zugefügten Beleidigungen seytien. Anstatt daß sie den Totschlag eines Römers, oder Leibeignen nur halb oder ein Viertel so hoch, als den eines freien Mannes aus ihrem Mittel strafien, ahndeten sie den Totschlag einer fruchtbaren Frau, die Kinder geboren hatte, und noch gebären konnte, zweimal oder dreimal so hoch, als den eines freien Mannes. Nach einem ähnlichen Verhältnisse wurden andre Gewaltthärtigkeiten, die man an Weibern und Jungfrauen verübt, mit höheren Wehrgeldern, als die an Männern gebüßt. Wer eine Freue eine Hure oder eine Heze schalt, mußte fast so viel Buße geben, als wenn er einen freyen Mann erschlagen hätte. Wenn jemand einer freyen Frau



Das Weiberparlament. Ein politisches Blatt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

320. Das Weiberparlament. Deutsches Blatt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

die Hand, oder den Finger wider ihren Willen entblößt oder berührt hatte, der mußte fünfzehn Schillinge oder eben so viel geden, als wenn er einem Mann den Mittelfinger abgebaut hätte. Berührte einer den Arm, so mußte er dreißig Schillinge erlegen, mit welcher Strafe man sich loskaufen konnte, wenn man einem Freien den Daumen abgeschlagen hatte. Drang einer mit der Hand über den Elbogen, so kostete dieses fünf und dreißig, und das Verlust des Busens fünf und vierzig Schillinge, und mehr kostete es nicht, wenn man einen Krieger um die Nase, oder um drei Finger gebracht hatte. Eben so strenge, oder noch strenger waren die alten Nordischen Völker. Ein Kuß, den man einer Frau, oder Jungfrau wider ihren Willen rührte, wurde mit Verbrennung bestraft. Die Allemannen und Baiern waren freilich weniger streng, als die Franken und Scandinvier, allein sie rächteten doch das Unrecht, das man Weibern anhat, wenigstens doppelt so hoch, als wenn man es Männern zugesetzt hätte. Ein unkluger Schlag, dem man einem freien Allemannier, und Baiern verflog, kostete nur einen Schilling; derselbe Schlag aber wurde doppelt so hoch gebüßt, wenn man sich an einer Person des andern Geschlechts vergangen hatte. Wer einer Frau oder Jungfrau das Haar losriss, mußte sechs, und wer sie so entblößt, daß ihre Knie oder Scham sichtbar wurde, mußte zwölf Solidos geben, womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde gut machen könnte, die man einem freien Manne vergebracht hatte.

Den sturen mitunterrechtlichen Typus, von dem ich oben sprach, belegt der Missionar Wright von einem Irseesen-Stamm:

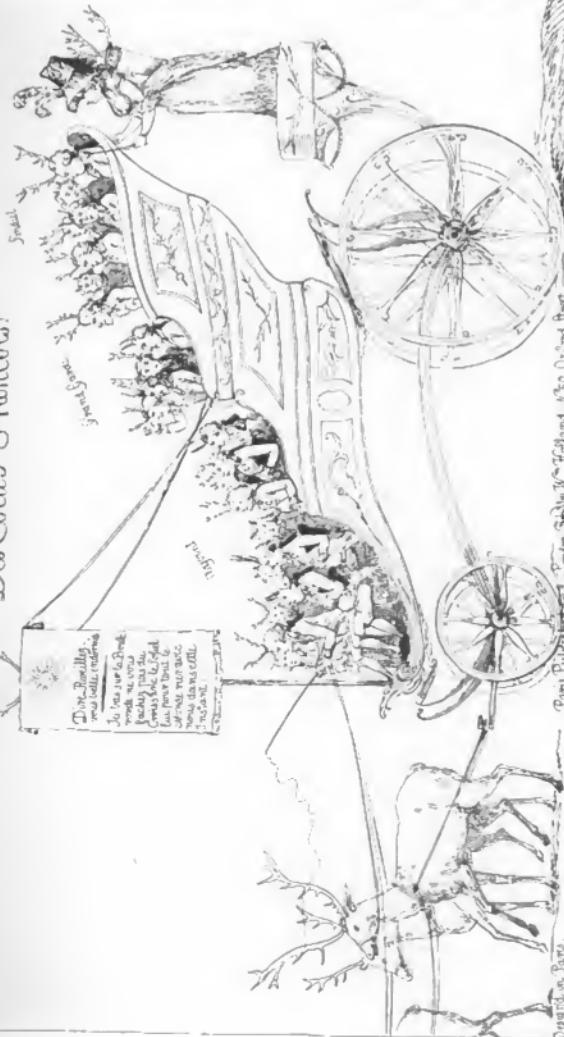
Gewöhnlich beherrschte der weibliche Teil das Haus; die Vorräte waren gemeinsam; nehe aber dem unglücklichen Ehemann oder Liebhaber, der zu träge oder zu ungeldigt war, seine Teil zum gemeinsamen Vorrat beizutragen. Einzelne wiesel Kinder oder wiesel Eigenbesitz er im Hause hatte, jeden Augenblick konnte er des Besitzes gewässig sein, sein Bündel zu identifizieren und sich zu trennen. Und er durfte nicht verbuchen, dem zu widerstehen; das Haus wurde ihm zu heilig gemacht, und es blieb ihm nichts, als zu seinem eigenen Clan zurückzukehren, oder aber, was meist der Fall war, eine neue Ehe in einem andern Clan aufzusuchen. Die Weiber waren die große Macht in den Clans und auch sonst überall. Gelegentlich kam es ihnen nicht darauf an, einen Häuptling abzusetzen und zum gemeinen Krieger zu degradieren.

Die Polyandrie ist das wahre Pendant zur Monogamie der Neuzzeit, die richtig Polygynie (Wielweiberei des herrschenden Mannes) heißen sollte. Grete Meißel-Beh, deren tapferes Buch ich ja schon erwähnt habe, macht dazu die furiöse Bemerkung: „Auch daß die Polygamie dem Manne gemäßer sein soll als dem Weibe die Polyandrie, ist wieder so eine Lüge. Das Gegenteil scheint eher wahr. Denn der Mann muß alle Kraft einsetzen, eine Frau zu bestreiten, während die Frau ohne physiologische Mühe mehrere Männer ertragen kann.“ Oh, oh, excusez Madame, da Sie einmal davon reden — aber der Fall gilt ja nicht, ohne physiologische Mühe, das ist ja eben nur bei der Prostitution so, ist abnormal und unwürdig. Was aber die Lustgipfel anlangt, und wenn es sich darum handelt, wie oft innerhalb eines bestimmten Zeitraums die Kurve bis zum jähren Absall in die Höhe schnellen kann, so gibt es hierin keine generellen Unterschiede zwischen Mann und Weib, sondern nur individuelle Fähigkeiten.

In der Himalaya-Gegend ist die Polyandrie am meisten verbreitet. In Ladak heiraten sämtlich Brüder einer Familie zusammen eine Frau. Diesen Brüdern gegenüber scheint sie eheliche „Pflichten“ zu haben. Denn sie darf sich außerdem noch einen fünften oder sechsten Gatten nach eigenem Geschmack wählen. Die Brüder sind offenbar zufrieden, ohne daß sie sich „physiologisch bemüht“. Bei den alten Arabern existierte eine Form der ehelichen Gemeinschaft zwischen einer Frau und einer größeren Anzahl von Männern. Sie deutete ihren Wunsch dadurch an, daß sie eine Klage vor ihre Türe hing. Bei der Geburt eines Kindes wurden die Männer bei ihr versammelt, Sachverständige untersuchten die Kennzeichen der Ähnlichkeit und ernannten einen der Männer zum Vater, welche Ehrenpflicht dieser ohne Widerspruch hinnehmen mußte. Leider wissen wir recht wenig davon, wie sich die inneren Beziehungen solcher polyandrischen Ehen gestalten.

Eine merkwürdige Form der Besitzstirbung des Freiers ist die Dienst-Ehe. Steller schildert ihr Vorkommen bei den Itälmien:

Des Gou's François!



Le Grand Carnaval de French Cuchotus [sic] bientôt Exhibited in Paris!

321. Französische Cheminéeplatte. Geschnitten und gezeichnet von J. G. T. Schmid. 1790

Wenn jemand von den Itälmēn bestrafen will, so kan er auf keine andre Art zu einer Frauem kommen, als er muß sie dem Vater abnehmen. Wo er sich nun eine Jungfer ausgesehen, da getet er hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellt sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre. Rängel an, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen und sich vor andern durch Stärke und Leistung unangenehmer und schwerer Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehmer zu machen. Ob nun gleich in den ersten Tagen sowohl die Eltern als die Braut wahrnimmt, auf wen es abgesehn, dadurch, weil er sich allezeit besonders um diejenige Person mache, mit allerlei Handreichung bemühet und sich des Nachts so nahe zu ihr schlafen legt, als er immer kann, nichtsdestoweniger fraget ihn niemand, bis er nach ein-, zwei-, drei-, vierjährigen Knechtbediensten so weit kommt, daß er nicht nur allein den Schwiegereltern, sondern auch der Braut gefällig werde. Gestaltet er nicht, so sind alle seine Dienste verloren und vergebens, und muß er sich wieder ohne alle Bezahlung und Verzage wegprangen.

In ähnlicher Weise tritt die Dienst-Ehe in verschiedenen Teilen der Welt auf. Sie unterscheidet sich beträchtlich von der Kauf-Ehe, die dem reichen Mann keinerlei Schwierigkeiten bereitet und die entgegengesetzte psychologische Wirkung haben muß. Doch werden Kauf- und Dienst-Ehe von der ethnologischen Jurisprudenz meist in einem Atem genannt. Der Jurist sieht eben bloß die „Gegenleistung“.

Auch in der Ehescheidung zeigen sich manchmal gynäkotatische Momente. Nach A. H. Post verlassen die Frauen bei den Charras den Mann, der mehrere Frauen hat, sobald ein unverheirateter Mann sie haben will. Bei den Kelups von Fogui verläßt die Frau ihren Mann, sobald und so oft sie will, und an der Goldküste kann sich die Frau einseitig von ihrem Manne scheiden. Ebenso in Sulimana. Bei den Galela und Tobolorenken kann die Frau auf Scheidung klagen, wenn der Mann ihr hart begegnet, oder wenn sie einen andern Mann liebt, den sie heiraten will. Bei den alten Arabern soll es den Frauen gleichfalls freigestanden haben, sich einseitig vom Manne zu scheiden, und auch in späteren Zeiten hatten die Frauen noch große Freiheit in der Wahl ihrer Gatten. Bei den Beduinen nimmt die Frau ihre Zuflucht zum Vater oder zu den Verwandten, wenn sie sich vom Manne scheiden will.



322. Kaleidoskop und China oder Der Sieg des neuen Gesellschaftsspiels. Anonyme französische Lithographie. Um 1810

Eine der ursprünglichsten Äußerungen des Eigentumsbegriffs ist es, daß alles, was dem Lebenden gehörte, mit ins Grab kommt. Auch Pferde, Sklaven und — Eheweiber, wo extrem vaterrechtliche Zustände herrschen. Die Witwenverbrennung gehört hierher. Der umgelehrte Fall hierzu ist aber auch vorgekommen; besonders dann, wenn sich in ohnehin mutterrechtlichen Zuständen ein Weib in erhöhter sozialer Stellung befand, sodass die Männer ihm gegenüber überhaupt nur Sklaven waren. Derartiges ist aus Afrika bekannt. Wie



323. Der Wunschtraum. Gemälde von Doreles. Um 1840

unumschränkt dort zu Zeiten die Gewalthaberinnen herrschten, zeigt ein Bericht aus dem 18. Jahrhundert:

Die Töchter von Negerkönigen haben das doppelte Recht, sich aus dem ganzen Volle zu wählen, welche sie wollen, und diese Gatten zu zwingen, daß sie keine andre Weiber oder Beschlafserinnen nehmen dürfen. Weil diese lege Bedingung den Jünglingen und Männern aus Königlichem Gebürt zu hart scheint, so gibt es unter denselben selten einen, der Lust hätte, sich mit Prinzessinnen zu vermählen. Selbst gemeine Neger fürchten sich vor der Ehe, zu Gatten von Königstöchtern erkoren zu werden. Allein wenn ihnen diese Ehre angezogen wird, so dürfen sie diefelbe den Verlust der Freiheit oder gar des Lebens nicht ausschlagen. Der Hochzeitstag ist, wie der gute Provart sagt, allemal der Sterntag der Freiheit solcher Neger, die weniger Gatten, als Sklaven und Gefangene ihrer vornehmen Weiber sind. Anstatt daß verheiratete Prinzessinnen leben können, wie sie wollen, so dürfen ihre Männer andere Frauenspersonen nicht allein nicht berühren, sondern oft nicht einmal ansehen. Die eiserfurchtigen oder herzlosfurchtigen Prinzessinnen lassen ihre Männer nicht anders, als unter einer starken Bedrohung aufgehen, die alle Mädchen und Weiber, die sich auf Straßen und Wegen finden können, verstellen müssen. Wenn dieser Voricht ungeachtet eine fremde Weibsperson sich den bewahren Männern näherte, oder nur von denselben aufmerksam angesehen würde, so wäre sie unfehlbar verloren, und würde auf eine schimpfliche Art hingerichtet werden. Eine gleiche Strafe würde die Männer treffen, wenn an ihren Herrinnen Untreue begännen. Selbst die vollkommenste Unschuld aber schützt die Ehemänner von Prinzessinnen nicht vor dem Unglück, von ihnen unbeständigen Weibern erweckt, oder wenigstens verstoßen zu werden. Wenn das letztere geschieht, so dürfen die Verwochenen nicht einmal eher heraustraben, oder ihre ersten Frauen, von welchen man sie gewaltsam getrennt hatte, nicht eher wieder nehmen, als bis sie von dem König die Erlaubnis dazu erhalten haben. Da die Prinzessinnen alles ungestraft thun, und nichts ungestraft leiden dürfen, so ist

es nicht zu verwundern, wenn sie sich ebenso furchtbar, als die Könige selbst machen, und fast noch mehr als diese gemieden und verabscheut werden...

Die Töchter von Fürsten und Königen sind aber nicht die einzigen, die eine unmenschlichste Gewalt über ihre Männer ausüben: eben diese Herrschaft steht auch den Priesterinnen mancher Gottheiten, und besonders auch den Priesterinnen der großen Schlange in Wibda zu. Die Dienertünen der Schlange in Wibda werden als die Gemahlinnen oder Töchter der höchsten Gottheit des Landes angesehen, und die Ehrfurcht, die man gegen dieselben hegt, verliert nichts durch das zugeloste Leben, das sie führen. Die Männer dieser Priesterinnen der großen Schlange wagen es nicht, ihren Weibern etwas zu befieheln, oder ihnen Verwürfe zu machen, oder sie zu bestrafen. Wenn ein Mann jemals die Eherbleitung aus den Augen verliere, die er seiner geheiligten Gattin schuldig ist, so würden sie mit ihren Geißlungen über ihn her fallen, ohne daß dieser sich gegen die Gewaltthäufigkeiten unvergleichlicher Personen wehren dürfte. Vorhergegangene Nachlässigkeit der Priesterinnen schwärzt die Verteide im geringsten nicht, die ihnen über ihre Männer zukommen. Auch wenn sie aus der Sklaverei bis zum Priestertum erhoben worden sind, müssen ihnen die Männer so demütig und in solden knienden Stellungen aufwarteten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden...

Dieselbige gränzenlose Gewalt, welche die Königsrüster und Priesterinnen der großen Schlange vorzüglich über ihre Männer ausüben, dieselbige Gewalt üben und üben in manchen Begebenen von Afrika Königinnen über ganze Nationen aus. Die Königinnen der Neger untercheiden sich von den Fürstinnen in America, und in den meisten Gegenden des südlichen Afrikas dadurch, daß sie nicht bloß dem Namen nach Königinnen sind, sondern ebenso unumstrickt als die größten Despoten in Afrika regieren, und zwar über die kriegerischsten und heutigerigsten Völker. Um ihre königliche Macht sicher und ungeteilt zu erhalten, vermählen sich die Negerköniginnen ulemals, sondern begnügen sich mit Beschläfern, die sie wegstoßen, oder vernichten können, wann es ihnen einfällt. Damit es auch seinem ihrer Söhne, oder Unterthanen einfalle, sich des Throns zu bemächtigen, so haben sie das Gesetz gemacht, oder veranlaßt, daß nicht Söhne, oder andere männliche Erben, sondern nur ihre Töchter, oder die nächsten weiblichen Anverwandten folgen können. Eine solche Gewalt, und solche Rechte lassen sich nicht ohne männliche Stärke und andre Vorzüge behaupten, und alle Schriftsteller also, die von den Königinnen der Negervölker in Afrika reden, bezeugen auch, daß sie ihre Krieger in die Schlacht führen, und gleich den Männern, oder noch mutiger als diese, geschildert haben...

Zu den Nationen, die wenigstens vormals von unmenschlichsten Männinnen beherrscht wurden, gehören besonders die Gager, das wildeste und schrecklichste unter allen menschenfressenden Völkern in Afrika, und selbst auf der ganzen Erde. Diese Gager machen unter Königinnen die größten Erröterungen: erhielten durch Königinnen ihre Verbannung, und nahmen von Königinnen Gesetze an, die nicht von Menschen, am wenigsten von einem Weibe, lebend vor einer Tigerin geschrieben zu sein scheinen, und von denen es fast unglaublich ist, daß sie jemals beobachtet werden. Eine Königin war es, die befahl, daß man seinem Feinde Gnade widerfahren lassen, sondern sie alle erwürgen, und sich dann mit ihrem Blute laben, und mit ihrem Fleische sättigen sollte. Eben diese Königin verordnete, daß seine Frau bei Todesstrafe im Lager niederkommen, daß der eben der Strafe seine Zwillinge, seine Kinder mit natürlichen Gebreden, und überhaupt keine Söhne aufgezogen werden, und wenn ja einige gleich nach der Geburt den Geistern der unmenschlichsten Beherrscherin entrückt würden, daß unter diesen wenigstens solche, denen die oberen Zähne vor den unteren aushorchen, ohne Gnade umgebracht werden sollten, weil es ein Verhängniß sei, daß das Volk der Gager durch solche Personen



324. Die Liebesbrüde. Lithographie von Gustav.



„Inbetzung der Erzbr.“ Kupferstich von Zantebam nach Holbein, 1596



dereinst zu Grunde gerichtet werde. Als die Königin, die allen Söhnen ihrer Krieger und Kriegerinnen den Tod ankündigte, dies unnatürliche Gesetz geben und dem Volke empfehlen wollte, ließ sie sich im Angesicht des ganzen Heers ihres einzigen, noch säugenden Sohn bringen, warf ihn in einen Mörser, und zerstieß ihn, ohne sich durch das Gesicht des Kindes, und durch den entsetzlichen Anblick der zerstörten Leberblieb ihres Sohnes rühren zu lassen. Da der Körper des Kindes in eine unsägliche Masse zusammengestossen war, setzte sie diese Masse mit allerlei Kräutern, Pulvern und Blättern, und Ölen auf ein Feuer, und bereitete Salbe daraus, von welcher sie versicherte, daß sie dadurch ganz unverwundbar würde gemacht werden. Diese Versicherung, und das Beispiel der Königin besiegte die Natur in allen Kriegern und Kriegerinnen, die den Fahnen des gefronteten weiblichen Ungeheuers folgten. Man zerstieß im ganzen Lager die neu geborenen, oder unerwachsenen Söhne, und behielt diese Sitte viele Jahre lang bei. Unter den Negerinnen, die Garazzi tauften, gestanden einige mit Thränen, daß sie fünf, andere, daß sie sieben, und noch andere, daß sie zehn Kinder mit ihren eignen Händen umgebracht hätten. So groß aber das Ansehen der Gesetzgeberin der Gager war, so konnten sie es doch durch das gefährliche Verbot nicht dahin bringen, daß ihre Krieger sich von dem Fleische von Weibern enthalten hätten. Mächtige und reiche Krieger unterhielten nach wie vor ganze Scharen von jungen Mädchen, wie von Kämmern, Kälbern, oder andern Thieren, und ließen alle Tage einige für ihre Tafel schlachten, indem die Gager Menschenfleisch einer jeden andern Art von Fleisch vorziehen, und unter den verschiedenen Arten von Menschenfleisch das von jungen Mädchen am meisten schämen...



325. Aus ist! Lithographie von H. Daumier

Dieser Bericht gehört vielleicht zu den stärksten Äußerungen des Matriarchats, die ich gefunden. Ich weiß nicht, ob es nur Zufall ist, daß die Dinge sich gerade in Afrika abspielen, der ungeheuersten Produktionsstätte von Sklaven, die wir aus der geschichtlichen Zeit kennen. Vom selben Charakter ist ein neuerer Bericht Livingstone's:

Im Norden vom Sambesi sind die Balonda zahlreich, leben in kleinen Gemeinschaften und treiben Ackerbau, da die Flieze die Viehzucht verhindert. Überall sah ich Männer, Weiber und Kinder beschäftigt in Anpfanzung ihrer Gärten, wo sie Mais, Korn, Kaffee, Birsche, Bohnen, Reis, Kürbisse usw. in den niederen Gegenden, welche der Sambesi jährlich überschwemmt, kultivierten. Was ihren sozialen Zustand betrifft, so wurde ich sehr überzeugt durch die einflussreiche Stellung, welche die Frauen in diesem Lande behaupten. Sonst ist es Regel im Heidentum, die Frau in der menschlichen Gesellschaft zu erniedrigen und zu knechten. Dies ist der Fall bei den Kaffern und andern Eingeborenen, die ich kennen gelernt hatte. Ich wollte daher den Berichten der Portugiesen nicht glauben, bis ich mich durch eigene Beobachtung von ihrer Wahrheit überzeugt hatte. Daß die Frauen im Rat der Nation sitzen, daß ein junger Mann bei seiner Verherrlichung von seinem Dorf in das seiner Frau wandern soll; daß er beim Chieftain sich verbindlich machen muß, die alte Mutter seiner Frau lebenslanglich mit Brennholz zu versorgen; daß die Frau allein den Mann entlassen kann, und daß im Fall der Trennung die Kinder Eigentum der Mutter werden; daß der Mann nicht einmal einen ordentlichen Kontakt eingehen oder den einfachsten Dienst für einen andern leisten kann, ohne die Genehmigung der übergeordneten Frau — dies alles waren doch gewiß Kennzeichen der weiblichen Übermacht, die ich sonderbar finden mußte unter den Einwohnern von Innersafisa. Und wahrscheinlich steht diese Tatsache auch einzig in



326. Straußentritt. Zeichnung von N. Grönin

der Geschichte der Entdeckungen!). Freilich muß die Frau auch dafür den Mann mit Nahrung versorgen; daher es den Frauen auch nie an Männern fehlt, und eine alte Jungfer überhaupt nicht zu finden ist vom Kap bis zum Äquator. Freilich gibt es auch gelegentlich Säten in den häuslichen Einrichtungen, doch weiß ich kein Beispiel von einer Rebellion der Männer, wohl aber ist die Rebellion der Frauen nichts ungewöhnliches. Wenn der Mann die Frauen einmal beleidigt, so verwunden sie ihn am empfindlichsten Teil — am Magen. Er kommt zur gewöhnlichen Stunde nach haus, lehrt bei der ersten Frau ein und fragt nach seinem Eßen. Diese sendet ihn zur zweiten Frau, welche er mehr liebt; diese schickt ihn zur dritten und so fort zu allen, mit gleichem abschlägigen Erfolg. Da er sich für sein Unrecht mit nichts rächen kann, so steigt er müde und hungrig auf einen Baum in einem wortreichen Teil des Dorfs und verkündigt laut mit lästiglichen Tönen: „Hört, hört; ich dachte, ich hätte Weiber geheiratet, aber sie sind mit Hexen! Ich bin ein Junggeselle! Ich habe nicht ein einziges Weib! Ist das recht gegen einen Herrn wie ich?“ Aber die Frauen sind nicht immer damit zufrieden, ihren Unwillen nur durch Verweigerung der Nahrung und zugeben, sie wagen es sogar, ihre Autorität über die Männer oft mit Ohrfeigen und Schlägen geltend zu machen. Dies jedoch geht zu weit, und die öffentliche Meinung ist gegen ein solches Vertragen. Die Behörde des Dorfes streitet ein, und eine solche tyrannische Frau wird verurteilt, ihren Mann von dem eingeschlossenen Hof des Häuptlings an bis in ihr eigenes Haus auf ihrem Rücken tragen zu müssen. Während sie ihn bestrafgt, wird sie beschimpft und verschpottet von den Männern auf der einen Seite, aber auch leider auf der andern Seite ermutigt durch die Teilnahme und den Zutritt der Frauen. „Behandle ihn so, wie er es verdient, mache es ihm noch einmal so!“ Ich sah dieses Vor-kommen das erste Mal bei einer großen und starken Frau und einem verdornten und hagaren Kreis. Sie war verwohnt genug, zu lachen...

Um noch einen Augenblick bei Afrila zu bleiben, erwähne ich, daß bereits Diodor von den mutterrechtlichen Verhältnissen dieses Erdteils zu erzählen weiß. Er hat seine Kenntnis wohl aus

alten ägyptischen Quellen gehabt; denn er sagt, daß die Dinge schon in der Vorzeit so gewesen seien: „Die Weiber verwalten alle obrigkeitlichen und öffentlichen Ämter. Die Männer dagegen besorgten, so wie bei uns Griechen die Haushfrauen, das Haushwesen und lebten dem Willen ihrer Gattinnen gemäß. Sie wurden weder zum Kriegsdienst, noch zur Regierung, noch zu sonst einem öffentlichen Amt zugelassen, dessen Gewicht ihnen würde höhern Mut eingesetzt haben, sich den Männern zu widersetzen. Die Kinder wurden gleich bei ihrer Geburt den Männern übergeben, die sie mit Milch und sonstiger, ihrem Alter entsprechender Nahrung aufzehrten mußten.“ — Um weiter in aller Kürze die sagen. Ubiquität der Erscheinung zu zeigen, d. h. ihre Verbreitung allenfalls auf der Erde bei Völkern, die denkbare weit von einander entfernt wohnen, lasse ich noch zwei ältere Berichte folgen, einen aus Amerika und den andern aus dem nördlichen Asien, der durch einen, wenn auch nicht völlig zutreffenden Erklärungsversuch des betreffenden Reisenden interessant ist:

Unter den Nazca, und einigen beharrbaren Bölttern haben sich die regierenden Familien als Abkömmlinge der Sonne an, und wurden daher auch von den Inkäern als übermenschliche Wesen verehrt. Weil unter eben diesen Bölttern dem jedesmaligen Fürsten nicht der Sohn, sondern der Sohn der nächsten weiblichen Verwandten folgte und also die fürstliche Würde durch die Weiber fortgesetzt wurde, so nahmen alle Frauen und Töchter der regierenden Familie an den göttlichen Ehrenbezeugungen Teil, die man den jedesmaligen Regenten erwies. Die Mutter des Fürsten oder der Sonne (enni mit diesem Namen wurden die Hämpter der Nazca, wie die Incas in Peru beleg) wurde bei ihren Lebzeiten und besonders nach dem Tode fast noch mehr, als der unumstrittene Sohn, verehrt. Auch um die Gräber anderer Prinzessinnen opfereten die Söhne bisweilen ihre eigenen Väter, wenn diese anders von gemeiner Herkunft, und nicht aus königlichem Geschlecht waren. Alle Fürstentöchter hatten das Recht über Leben und Tod, und konnten einen jeden, der ihnen zu mißfallen das Unglück hatte, von ihren Wachen auf der Stelle umbringen lassen. Wenn Fürstentöchter Ge-meinen die Ehre erwiesen, sie zu ihren Gatten zu erwählen, so mußten diese ihren erlauchten Beherrschterinnen den vollkommenen Gehorsam und die unverbrüchliche Treue erweisen; denn bei dem geringsten Zeichen von Widerstreitlichkeit oder Untreue konnten Prinzessinnen ihre Männer, wie andere Gemeine hinrichten lassen. Die Prinzessinnen hingegen sahen es als ein angestammtes Vorrecht ihrer göttlichen Abkunft an, daß sie tun und leben könnten, was und wie sie wollten, ohne daß ihre untertänigen Gatten sich zu beklagen oder sie zu bestrafen das Recht gehabt hätten. —

Von allen Sibyllischen Bölttern unterscheiden sich die Kamtschadales auf eine merkwürdige Art durch das unumstrittene Weibergesetz, welches sie über sich ausüben lassen. Unter den Kamtschadales werden Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald fürzeten, bald längeren Dienstzeit von Bätern verkauft; allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem ersten dem besten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen. Der Braut-Vater erlaubt weiter nichts, als daß der Bräutigam für seine Hütte arbeite, daß er sich seiner Tochter, so viel ihm möglich ist, nähere, und daß er mit derselben in einer Hütte wohne und schlafe; allein wenn das Mädchen einen Freier verschmäht, so wird es vom Vater nicht zur Ehe oder zur Übergabe gezwungen, und alle Arbeit, die der Bewerber in dem Hause seines hoffentlichen Schwiegervaters verrichtet hat, ist verloren, ohne daß er sich beschweren oder Schadensclay verlangen kann. Selbst alsdann, wenn ein Mädchen einem Bräutigam ge-



327. Pater semper incertus...
Litograffie von H. Niele



328. Der Achi-Ender
Zeichnung aus dem „Niederberger Trichter“ von 1849
47*

wogen ist, kann weder dieser noch der Braut-Vater den Tag der Hochzeit bestimmen. Dem Vater gestaltet die Sitten des Volkes nur dieses, daß er dem Schwiegereltern die Erlaubnis giebt, sich seiner Tochter bei der ersten günstigen Gelegenheit zu bemächtigen, und dem Bräutigam bleibt nichts übrig, als daß er solche Gelegenheit mit Gefahr seiner Gesundheit, oder wenigstens seiner Haut zu benutzen sucht. Will das Mädchen die Sprüde machen, so misslingen fast immer die ersten Versuche einer gewaltsamen Übertrumpfeling der Braut, indem diese alle ihre Freundinnen herbeiholen, die den angreifenden Teii wetteifern mit Nügeln und Häuschen von der Beifsergerüstung abhalten, und ihn für seine unzulige Kühnheit strafen. Ungeachtet die Kamischadalen so träge sind, daß, wenn sie einen gehörigen Vorrat von Lebensmitteln zu haben glauben, sie sich nicht bewegen, und wenn auch die Eiche zu ihnen ans Land, und die Zobel, welches vormals nicht selten geschah, in die Hütte lämen, so sind doch die Arbeiten unter den Geschlechtern im Kamischatal billiger getheilt, als unter den übrigen Wilden in Sibirien, und die Männer übernehmen mancherlei Geschäfta, wodurch andre Weiber enthebt zu werden sich einbilden. Die Männer in Kamischatal reden nicht bloß, wie unter den Lappen, sondern sie verrichten auch willig eine jede Arbeit, die ihnen von ihren Frauen angewiesen wird. Die Abhängigkeit, oder vielmehr Unterthänigkeit der Kamischadalen ist so groß, daß sie ohne Mutter zugeben, daß ihre Weiber alles, was sie von Werth deschätzen, verwahren, und ihnen, so wie sie etwas brauchen, nach dem Gemessen der Gebeuterinnen ausstellen. Wenn die Männer sich gegen ihre Weiber versündigen, so versagen die leichteren den ersten nicht nur die eheliche Umlarmung, sondern auch den Tabas, der den Kamischadalen, und den meisten übrigen Völkern von Mongolischer Abkunft noch unentbehrlicher als Brannwein ist. Dieses Bedürfnis, und die Lustbegierden ihrer Weiber erzwingen die Männer nicht mit Gewalt, sondern durch die demuthigsten und anhaltendsten Bitten und Flehtlosungen. Wenn Mangel und Hunger die Kamischadalen aus ihren Hütten heraus treiben, um Fische oder Wildbret zu fangen, so gehen sie nicht weiter, als daß sie am Abend wieder zu Hause kommen, und sich an der Seite ihrer Weiber von ihren Arbeiten und Beschwerden erholthen können. Werden sie aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, so bewegen sie ihre Frauen mitzureisen, weil sie ohne diesel nicht leben können. Die Kamischadalen sind zwar nicht beständiger, als die übrigen Sibirischen und Mongolischen Wilden; und sie verlassen daher leicht ihre Weiber, wenn ihnen andere desler gefallen, oder sie nehmen wenigstens neue zu denen, die sie bisher hatten, hinzu; allein solange sie sich von ihren Frauen nicht trennen, müssen sie vor dieser ihre verliebten Hände sorgfältig verborgen, da die Weiber hingegen es garnicht der Mühe für werth finden, die Lustbegierden, die sie andern geschildert haben, vor ihren Männern geheim zu halten... Eine solche Herrschaft der Weiber, und eine entsprechende Unterthänigkeit der Männer, dergleichen man in Kamischatal antrifft, muß notwendig in physischen Beschaffenheiten des einen, oder des andern Geschlechts begründet seyn, und ich glaube nicht unrichtig zu ratthen, wenn ich dies sonderbare Phänomen auf folgende Art zu erklären versuehe. Die Kamischadalinen haben zwar alle unterscheidenden Merkmale der Mongolischen Bildung; große Köpfe, plante Gesichter, eingedrückte Nasen, blinzelnde Augen, dicke Lippen, hervorragende Backentnochen usw.; allein sie bieben allem Anschein nach viel länger frisch, als die übrigen sibirischen Weiber, indem ihre kleinen runden Brüste noch im vierzigsten Jahr ziemlich hart sind. Weißt aber sind sie viel schöner, und blühender von Farbe, als die Weiber aller, oder der meisten Mongolischen Völker. Die Haut der Kamischadalinnen ist durch die wohlthätige Wirkung ihres Klimas so weiß, als die von Europäerinnen, und ihre Wangen sind nicht weniger, als die der legieren, durch einen lebhaften Purpur gefärbt. Die Kamischadalinnen sind aber nicht bloß schöner, als die übrigen Sibirischen Weiber, sondern sie sind auch geistreicher, als diese, und leicht als ihre Männer, und diese höheren Fähigkeiten sind die Ursache der außerordentlichen Gemalt, welche sie über ihre Männer erlangt haben. Zu diesen Vorzügen der Weiber kommt endlich die üppigkeit der Männer hinzu, die so gross ist, daß die Um-



329. Das Matriarchat. Gemälde von Klimt



310. Das ewige Rätsel. Zeichnung von Gustav. 1900

armungen der Weiber ihnen ebenso notwendig, als die tägliche Nahrung sind. Da nun die Männer durch ihren heftigen Hang zur sinnlichen Liebe mehr, als andre Sibirische Wilden zu den Weibern hingezogen und durch die vorzüglichsten Reize der letztern mehr, als anderswo gesesselt werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sie zugleich von den ausgezeichnetern Fähigkeiten der Weiber auf eine solche Art, wie ich beschrieben habe, unterjocht worden sind... Die Kamtschadalinnen sind nicht weniger schamlos, als ihre Männer, und üben nicht nur, wie diese, öffentlich, und selbst bei den Augen von Kindern, die unnatürlichen Lüste aus, sondern sie kommen auch öffentlich nieder, und überlassen sich den Urmannen ihrer Männer und Liebhaber ohne Scham gleich den unverhüntigen Thieren. Ihre Sinnlichkeit ist so thierisch, und unübersehlich, und ihre Sittsamkeit, oder Treue so geringe, daß sie sich einem jeden Manne Preis geben. Wegen ihrer unersättlichen lipzigkeit ziehen sie die stärkern und manhaftesten Gedaden und Rufen ihren schwächeren Landsleuten vor, und sie waren es daher auch, die den fremden Eroberern fast alle Verhöhnungen ihrer Väter, Männer und Brüder vertrieben. Bei der ersten Besetzung des Landes erbeuteten die Gesadten oft einen Harem von 10, 20, oder 30 Mädchen und Weibern, die sie, wie andere Waren aufs Spiel stellten. Auf diese Art wurde ein Mädchen oft drein oder viermal an einem Abend verspielt, und von dem Gewinner sogleich in Besitz genommen. Diese unmündigen Schändungen brachten die leidenden Geschöpfe nicht nur nicht auf, sondern sie waren so erfreut darüber, daß, wenn dieses nicht geschah, sie voll Verzweiflung davon liefen und sich selbst umbrachten. Noch jetzt kann man keine Kamtschadalinn durch die größten Versprechungen und Belohnungen bewegen, für jemand zu nähen, zu watschen, oder andre kleine Dienste zu verrichten: die einzige Art, wie man sich alle diese Dienstleistungen verschaffen kann, ist durch Gegenleistete der Liebe, die man keiner bereitst, ohne daß sie sich dieser Ehre im ganzen Ostreg oder Dorf rühmen würde.

Mitten in der heutigen vaterrechtlichen Kultur finden wir allenthalben eingesprengte Enslaven des Mutterrechts, sogenannte Weiberdörfer. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß diese scharf lokal abgegrenzten Ausnahmen direkte Reize eines seit Jahrtausenden nicht mehr vorhandenen gegenseitlichen Allgemeinzustandes sein sollen. Vielmehr werden merkwürdige und lokal bedingte Wirtschaftsformen den Ausschlag für das Entstehen einer Weiberehrethschaft gegeben haben, zu deren

Ausgestaltung ja die menschliche Psyche immer wieder von neuem fähig ist. Die gewählten Beispiele stammen aus Japan, Nigeria, Frankreich und England, und könnten beliebig vermehrt werden:

An der vom Großen Ozean beschützten Küste Japans liegt seit mehr als einem Jahrtausend eine Ansiedlung, die schlechtthin als einzigartig (?) auf der ganzen Erde bezeichnet werden kann. Es ist ein edles Weiberdorf, in dem die Männer eine ganz geringfügige Rolle spielen. Die Frauen sind dort nicht nur die Häupter der Familien, sondern sorgen auch für deren ganzen Unterhalt. Sie werden von den Japanern selbst Nymphen genannt, weil ihr Gewebe darin besteht, in der Stadt von Schima, an der das Dorf gelegen ist, nach Perlen zu tauchen. Diese Weiber verbringen bis zu zehn Stunden täglich im Wasser, im Winter zwar nicht ganz so lange, aber immerhin zwei bis drei Stunden. Sie sind im Tauchen so geübt, daß sie zwei und manchmal sogar drei Minuten unter Wasser verharren können. Mit dieser mühsamen und anstrengenden Arbeit ist ihre Tätigkeit aber nicht zu Ende, sondern wenn sie aus den Jahren ans Alter gestiegen sind, beginnt ihre Sorge für den Haushalt und die Kinder. Die Männer betreiben dafür den ganzen Tag das angenehme Geschäft des Müßigganges. Ihr einziger Nachteil besteht darin, daß sie nach gerechtem Maß, also sehr wenig geachtet werden. So wird denn auch die Geburt eines Knaben als ein ungünstig betrachtet, die eines Mädchens dagegen mit großer Freude begrüßt und gefeiert. Die jungen „Nymphen“ werden schon vom vierten Lebensjahr an mit dem nassen Element vertraut gemacht und müssen das Schwimmen und Tauchen eifrig üben, damit sie schon mit dem dreizehnten Jahr in das Geschäft eintreten können. Sie erarbeiten sich dann zunächst ihre Mitgift. Die Männer von Schima sehen daher beim Heiraten weniger auf die Schönheit ihrer Zukunftigen als auf den Grad ihrer Geschicklichkeit im Tauchen. Die Frauen bereiten das Gewebe ungefähr bis zum vierzigsten Jahr. Dann sind sie gewöhnlich bereits Großmutter geworden und dürfen sich nun ausschließlich der Kindersorge widmen. Die Männer werden in dem Haushalt nur als Bediente betrachtet und danach behandelt. —

Über ein merkwürdiges Paradies der Frauen macht der englische Biegouverneur Fitzpatrick, der in Nigeria in Diensten steht, einige Mitteilungen. Das gelobte Land des Frauengenregiments liegt im Distrikt Kwoola in Nigeria, und hier herrscht das Mutter- und Frauengericht ohne jede Beschränkung. Mann und Vater sind vollkommen nebensächlich. Die Frau, die des Ehelebens müde ist, verläßt ohne weiteres den Hatten, der dann kein Recht hat, für Rückkehr zu veranlassen; er kann auch keinen Schadenersatz beanspruchen, dagegen bleibt ihm die Pflicht, für die Kinder zu sorgen. So einfach, wie in jenem Lande die Ehen geschieden werden, so einfach werden sie auch geschlossen. Selbst bei der Heirat beziehungsweise bei der Werbung ist der Mann nur Objekt, das Mädchen trifft die Auswahl und entscheidet zugleich selbst. Ist sie entschlossen, einen Mann



331. Die lustige Witwe. Amerikanische Zeichnung von Honore

zu heiraten, so degibt sie sich einfach in dessen Hütte, und damit ist die Ehe nach den Begriffen des Stammes rechts-gültig. Der Ehebruch gilt keineswegs als Schande, ja er ist gewissermaßen eine allgemein bekannte und anerkannte Institution. Es kommt unter bestimmten Familien nicht selten vor, daß die Männer einfach getäuscht werden, und für den Begriff eines betrogenen Gatten fehlt jenen Kindern des dunklen Welt-teils jedes Gefühl. —

Troisir, ein kleines, nicht weit von Paris gelegenes Städtchen im Département Oise, ist mit Frauen so überreich gesegnet, daß die Damen dort familiäre Ämter deskleiden, von dem der

Stadtsekretärin bis zu dem der Briefträgerin. Im vorigen Jahr war das kleine Postamt von Troisir in ganz Frankreich das einzige, das sich trotz aller Drohungen dem Streit der Post- und Telegraphenbeamten nicht anschließen wollte. Den Telegraphen des reizvollen Ortes bedienen drei junge Mädchen, denen eine vierte Jungfrau als Depeschenausträgerin hilfreich zur Seite steht. Die kleine Baudistation steht gleichfalls unter weiblicher Obhut, und die Dame, die hier die oberste Leitung hat, vereinigt in ihrer Person drei wichtige Ämter: das einer Fahrkartenvoräuferin, das einer Wartesaalwächterin und das einer Stationsverfechterin. Damit ist aber die amtliche Tätigkeit der Frauen von Troisir noch nicht erschöpft; auch als Zollhüterin fungiert eine Frau, und eine andere hat als Stadtpolitistin öffentlich zu verkünden, wer innerhalb einer bestimmten Frist in den heiligen Stand der Ehe zu treten gedenkt; die Standesamtsbotin tut das, indem sie nach alter Sitte mit einer großen Trommel durch die Straßen zieht, an allen Straßenecken stehen bleibt, die Leute zusammenrrommt und mit Sientorfstimmen — es gibt auch Frauen mit Sientorfstimmen — die Namen der künftigen Ehepaare ausruft. Die meisten Geschäfte des Städtchens werden von Frauen, meist verwitweten, geleitet oder verwaltet. Vor einiger Zeit hatte man sogar einen weiblichen Stadtrat gewählt; der Präfekt mußte jedoch auf Grund der französischen Wahlgesetze die Wahl für ungültig erklären. Die Männer des Dorfes sind mit der Tätigkeit ihrer Frauen sehr zufrieden, wenn auch hin und wieder kleine Neidereien nicht ausbleiben. So protestierten sie einmal gegen die Frau, die in dem Dorfe das Käfermesser handhabt; aber als man daraufhin einen Gesellen anstellte, der die Herren der Schöpfung mehr schitt als rasierte, empfiehlt man alle Vorurteile und ließ sich läufig wieder den „Rasen“ von Troisir rasieren und den Bart scheren.

Von einem wunderlichen Paradies der Frauenrechtslerinnen, einem kleinen Dorfe im südlichen Pembroshire in West-Wales gibt J. Williams Thomas in einem englischen Blatte eine interessante Schilderung. Von der Meeresstrandung umlost, liegt hier zwischen lauschigen Fjorden das kleine Dorf Llangam, eine alte flämische Ansiedlung, in der im Sommer viele englische Dichter und Schriftsteller Erholung und Anregung suchten. Llangam steht unter der Herrschaft der Frau; nicht durch Demonstrationen hat die Frau hier die Herrschaft errungen, im Laufe von Jahrhunderten hat sie ihre Tüchtigkeit erprobt und den Mann nach und nach in den Hintergrund gedrangt. Seit Generationen findet es die Frauen, die hier den Unterhalt für die Familie verdienen; allmorgendlich mit dem ersten Sonnenstrahl geht die Frau an die Arbeit, der Mann aber bleibt daheim, putzt die Küche, wäscht die Kleider und spielt die Rolle eines Dienstmädchen. Denn die Frau als Ernährerin der Familie ist auch Kassenverwalterin, sie selbst wählt und kaufst sogar die Sonntagkleider für ihren Mann. Seit Generationen verrichtet die Frau männliche Arbeit, und von Jugend auf wird sie dazu erzogen. Kein Unwetter kann sie abhalten; sie ist körperlich abgehärtet und kräftig, sie rubert wie nur ein alter Matrose, sie handhabt die Fischernetze mit der Sachfundigkeit eines weißbürtigen Fischers, und auch im Sturm weiß sie mit einer Kaltblütigkeit ihr kleines Boot zu führen, die manchem Manne Ehre machen würde. In ihrer malerischen Landstraße, dem selbstgewebten roten Teppich, dem weitererprobten Filzhut und dem los über die Schultern geworfenen roten Schal zieht sie durch die Straßen und verläuft ihre Fische und Austern, um am nächsten Tage wieder hinauszuziehen und neue Beute zu suchen. Nur ein Vorrecht des Mannes haben diese wackeren Frauen unangestastet gelassen: den Gemeinderat. Sie haben keine Zeit, sich damit zu beschäftigen und überlassen es lächelnd den Männern, in schwungvollen Reden über das Wohl und Wehe der Gemeinde zu debattieren.



332. Höhere Gewalt. Zeichnung von Georges Meunier. 1902

Ich schließe diesen Abschnitt, der aus den auf Seite 362 erwähnten Gründen die mutterrechtlichen Zustände der vor- und frühgeschichtlichen Epochen nur fiktisch berühren kann. Im Kulturlande Ägypten erreichte die Weiberherrschaft vor fünftausend Jahren den Höhestand juristischer Verstaufüllierung. Die Frau von Stande schloß komplizierte Eheverträge mit ihrem Gatten. Da werden dem Mann für geringfügige Verstöße die höchsten Konventionalstrafen aufgelegt, da behält sich die Frau vollstes Verfügungsgerecht vor über Eingebrachtes und Erworbenes. Sie hat die Führung jeglicher Geschäfte zu Gunsten ihres eigenen Vermögens. Sie hat das Recht auf Scheidung und auf eigenwilliges Verlassen des häuslichen Herdes. „Wenn ich dahin komme, dich zu verachten und einen andern Mann zu lieben, werde ich dich mit einer Summe in der und der Höhe abfinden“, heißt es in einem Ehevertrag. Unterstauen lassen vor; aber die „große Gemahlin“ warslug genug, im Vertrag die Angelegenheit von vornherein so zu regeln, daß die andern bloße Dienstmädchen bleiben würden. Sie ließ auch Hypotheken auf den Grund und Boden des Mannes eintragen und ländigte sie rücksichtslos mit allen verderblichen Folgen damaliger Schuldenhaftung, wenn der Mann Miene mache, eine Nebenherrscherin ins Haus zu bringen. Das Weib war in allem die Hauptfache. Isis, die Weibgottheit, war Herrin der Erde. Inschriften nennen den Namen der Mutter; vom Vater ist nicht die Rede. Diese Gesellschaftsordnung funktionierte bis ins zweite Jahrhundert vor Christus, wo die Geschäftsfähigkeit der Frau im vaterrechtlichen Sinne eingeschränkt wurde. Die Herrlichkeit Ägyptens war damals auch schon hin. Aber vorher? die langen Jahrtausende glänzender Kulturentwicklung, die kein Volk der Erde gleichwertig daneben zu stellen hat? Die Herren von der „Effeminations“-Wissenschaft dürfen mich darüber belehren, daß die Ägypter an der Weiberherrschaft zu Grunde gingen, als sie bei den Römern — gleichfalls in Blüte stand!



333. Mänaden
ältere französische Illustration

Echel lieben Herrn das muß ich lachen/
Das ich die alten wegherung fan machen.



Der Nachofen der Jugendlichkeit

Deutsche Ringblatt um 1935

Eins male ich mir ein groß' her
 Drei faren über das breit' Erde
 Drei Kaufleuten wir wo befant
 Die beiden Geßäfft in Jylland
 Jund dem da kam ein groß'sa wind
 Und tätig das Jöppi auf Geßäfft wint
 Jem an Jöppi mir vörwint
 Die Genicia genemt ist
 Wie man jy vone dann nennen erbet
 Von alim der diems gewandelt bet
 Die Jöppi was bämber midt brayt
 Dif belct waren mir Chüissen lewt
 Jem dier Jöppi wie aldar
 Dödien bleiben ain fürcir lär
 Dif wi wider farnen berauß
 Dödien has wilde mäus flausch
 Dif idt seitam abentüre
 Sein Groß'en oftm bauamt fuer
 In mäffier bet vnd glind om maß
 Der bei dem fure anföefft ette was.

 Mit wo Frischendien neglein
 Jöppi Jöppi baizgen jis ein
 Jöppi jöppi am jal vil elter weib
 Du mäffchen jis wider von leib
 Gern jung allämm jöppi balde
 Dammt jenzen englaubhale
 Gans wägen färem man volbaude
 Die der mäffier vom Täuermetzhe
 Die man färem betten fain rħħ
 Dringen jis auff den träffken jā
 Gar als weib die taat funde
 Wader geen noch siem' diec gunt
 Gans jenem färem kein formtem
 Gans einer jemalnsig jeng dicern
 Gans jöppi vorn lieb' lubel gae
 Lische Zugren am goldfarbs hat
 Da idt at bayr (fawet an
 Stoge ob die so bes rħeben stāt
 Gamp meine fällen vmb diej ding
 Wie mügliche wer vnd es ja geng.

 Da waren wir der fach herkämpf
 Jallain eo num bis in gesäufje
 Das fure hab alfo die natur
 Daadit ding jang diinnen war
 Wasman diuin werff das mach alda
 Der Goedas färs hefti Dicama
 Ier weiter werden in gear
 Al's ißn nacht näin hunderd jat
 Wann jy vor aliter müggen nit
 Dicama sy dann wider schmide
 Ich späck die weib' wöd' wir auch
 Ien baum siten dann dirf' brauch
 Ich mit ban għiex noch erhöbt
 Der fiaħaq bald ja auf' dem Goedas fōt
 Go firbi jy barn die fremboen lufft
 Gun unter fħab end grofus għiffi
 Dif' Jöppi glaudo gewi
 Iff' der idħiġi jum parabi
 Allo eo vnu da färmien għing
 Zum erfi tauff baing die nevġietm.

 Zintħan fumħiċċi.





334. Der Sturmlauf der modernen Frau. Amerikanische Radierung von 1895

IX

Die Frauenbewegung

Der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, und, wenn ich hoffen darf, auch die Leserin — denn ich schreibe das eigentlichste „Buch für Frauen“, das sich denken lässt — also auch die Leserin wird das Stichwort dieses neuen Kapitels jetzt mit anderen Augen ansehen und den Zusammenhang empfinden, der zwischen der heutigen Frauenbewegung und der „Weiberherrschaft“ in der Geschichte der Menschheit besteht. Nicht eine isolierte Errungenschaft der Neuzeit ist die Frauenbewegung, die allenfalls in einigen Latein redenden Damen des Mittelalters ihre ersten historischen Anfänge besitzt; sie ist nicht sozialer Klassenkampf, nicht fortschrittliche Aufgellärtigkeit, nicht politische Reife, nicht Recht auf Arbeit, nicht Bekleidung der Unehelichen, nicht revolutionäres Prinzip, Linie, Gesetz, Feibel, Pestalozzi, Abolitionismus, Ethik, Scheidung — ja was weiß ich noch, was sie alles nicht ist. Vor allem ist sie nicht ein Hurrah-Sieg auf der ganzen Front, sondern im Gegenteil: eine ehemals absolute Großmacht ist gänzlich geschlagen, aufgerieben, vernichtet, und auf dem

Grund-Bind, Weiberherrschaft

48

Trümmerhaufen taucht hier und da eine zerstörte Patrouille auf und schießt einige stumpfe Pfeile auf den gepanzerten Feind ab, der das Kinderspiel höhnischend mit ansieht. Das dürfte doch selbst nach den wenigen Beweisen, die mir der Umfang dieses Werkes vorzulegen gestattet, klar sein, daß die Frau keinerlei Zukunftsforderung, und sei sie noch so extrem, aufzustellen vermag, die nicht in der Vergangenheit (ja wohl! in der „barbarischen“ Vergangenheit der Urfultur) schon verwirktlich gewesen wäre. Als alle Neugewinnung wäre nur Rückeroberung. Und die wahre Kausalität der Frauenbewegung, der innerliche psychische Antrieb, ist der gleiche wie bei der einzelnen Frau, sofern sie überhaupt Weib ist: die Spannkraft des erotischen Machtgefühls, in dem Sinne, wie ich es ausführlicher dargestellt habe. Wenn die „ethischen“ Damen „denen vom Mutterschutz“, wie man sie immer heißt, den gräßlichen Vorwurf gemacht haben, es sei ihnen garnicht um eine „neue“ Ethik zu tun, sondern sie wollten sich nur „ausleben“ dürfen, so beweist diese ebenso treffende wie neidische Beobachtung, daß „die vom Mutterschutz“ die Ehrlichsten sind, während die andern das „Ausleben“ vorläufig nur als jesuitischen Vorbehalt betreiben. Die Jesuiten fragen entseßl, wohin es führen solle, wenn sich außer dem Manne auch noch die Frau „ausleben“ wolle. Jesuiten können mehr fragen, als alle Nicht-Jesuiten zu beantworten vermögen. Ich lese aber in einer Broschüre, worin sich eine Gräfin, die ich nicht nennen will, über dies Thema „verbreitet“, daß ein Würdlicher Geheimer Rat und Ministerialdirektor, den ich nicht nennen will, diese Frage mit einem „blendenden Schlaglicht“ beantwortet hat: „Der Mann kann die Frau vergewaltigen, auch gegen ihren Willen, die Frau kann die Waffen ihres Geschlechts nur gebrauchen, um die Neigung des Mannes zu gewinnen; dies Verhältnis muß am letzten Ende dem Manne immer das Übergewicht gegenüber der Frau sichern.“ Dies Schlaglicht vergewaltigt beinah auch mich gegen meinen Willen und ich erwäge, ob ich nicht meine bisherige Psychologie amtlich dementieren soll, um die Neigung dieses witzlich geheimen Mannes zu gewinnen. Aber schließlich sage ich mir, daß auch eine Gräfin von der Vorstellung geblendet sein kann, daß sich ein Ministerialdirektor am letzten Ende ein Übergewicht sichert, wenn es sich um Verhältnis handelt. Wie gesagt, sind in den verwirrten Tatsachen der Vergangenheit auch die Lösungen sämtlicher Probleme der Frauenbewegung enthalten. Unter dem Mutterrecht (vgl. voriges Kapitel) war eine Mutterschutz-Bewegung undenkbar, weil vollkommen unnötig. Vielleicht hat es damals eine Männerschutz-Bewegung gegeben. Im Ernst: ich glaube die sogen. Männerbünde der Ethnologie so aufzufassen zu dürfen, bin aber aus Gründen des Raumes nicht in der Lage, hierauf näher einzugehn. Diesen Männerbünden sind dann später geschlossene Frauenbünde entgegentreten, in denen sich geheime, streng gehütete Kulte und völlig von einander isolierte Männer- und Frauensprachen ausbildeten. Also es ist jedenfalls alles dagewesen! Und was das gefährliche „Ausleben“ betrifft, so wird von den „ethischen“ Damen leider nie angegeben, was sie sich denn darunter vorstellen. Es wird wohl ähnlich komisch sein, wie sich die Sittlichkeitss-Vereinler einen „Harem“ ausmalen, wenn ihnen die leidige Abstinenz zu Kopfe steigt. Es ist die berühmte „Orgie“, die nur Zeitungsreportern und denen vorstehwt, die garnichts haben. Im Grunde eine Art Not-Onanie, die Phantasie-Begriffe ejakuliert. Wer sich nicht einleben darf, wird dann dem andern vor, er lebe sich aus.

Hören wir nach so vielen „Ernst der Situation“ die Glossen an, die der Zwerchfell-Befreier Karl Kraus 1912 bei Gelegenheit der Berliner Frauenausstellung geschrieben hat:

Mit schwirrt der Kopf vor Frauenbewegung, Frauenausstellung und so Sachen in Haus und Beruf. Überall südet es von Problemen, Sexualproblem, Erziehungsproblem, höheren Moralbegriffen und Veredlung der Geschlechtsbeziehungen. Alles soll in Bahnen gelenkt werden, die Widerstandskraft soll gesättigt werden,



*Jahr Monatsheren feiert herbig, nimmt Dienst und frisch Hand Geld,
grau Weißig ist Major. Sie will mit sich du Feld.*

*Nunc chaper galeaz, gerit non unica Pallaz.
Quocaudis dico legatis, sara canit.*

Werb: Blas der verliebten Menschen / wie auch öffentliche Aufzettung der Muster-Gedreien.

Gut Wellerherren! Ihr allen Wohl zu wünschen,
Was Gott Commande, so sehr Ihr mögten,
Doch seier alle Frey, Ihr Heil, Gott beschützen,
So weiter euer Todt, was sonst in Süden ist.
Sich Frau von Westen, und sie ist aus der Elbm,
(Damen der Elbm, und sie ist aus der Elbm,
Und sie brüderlich ist vor und reicht gute Dinge,
Sie will in Jüte gehn, wo man recht haben hofft.
Ein Weib und Gedreien ist, welche offen hat und zeigt,
Dann sollt der Weib der Herr auf Gott nicht zu bereuen,
Dann sollt der Weib der Herr auf Gott nicht zu bereuen,
So nach ein sie sich um Gott felten ein gut Gott,
Und sohn den Menschen mit weiter Gedreien
Wohl kann der Weib der Herr auf Gott nicht zu bereuen,
Wie ginge es mit der Welt? me häret mit dem Verfahren;
Gott fruchtbar nichtt aus; Der Grund wort ist verschlet.
Dann wort man Gemalt für den Christen zwangen,
Dann wort man Gemalt für den Christen zwangen,
Denn wir wöllt den Gott aus leser Gemalts singen,
All aler des unsinn, und seier mir und gehan.
Dann Aler, Judent, auf Christen zwangen,
Dann Aler, Judent, auf Christen zwangen,
Wie klein der Vater, der Herrliche Gottparent!
Wie ist das Weiber-Werk, die auf das Freuen geht?
Wie ist das Werket? Wie rödt die Räder biegen?
Wie ist das Werket? Wie rödt die Räder biegen?
Wie ist der Räder Wurf, der Füter-Dienst von Menschen?
Man kri obwohl er so sich trüben hofft.
Die Stadt, wo es ist? wenn mach dat Land den Hamb,
Und freud der Hamb, und freud der Hamb,
Gesang und Gesang geht, und der Hamb ist der Kemb,
Kreidt auf und Watergebt, und auf gewagte Ch.
So Tambour schlägt Rausa, die Menschen sollen leben,
Die leben sollt, und die leben sollt, und die leben sollt,
Den neuen guten Menschen-Jesu, und Jesu, und Jesu,
Dann unter Himm und Himm sollt uns allen schied.

Gesang von der verliebten Menschen
Der Weine Fummer-Glocke, der Weine fand genant,
Der Weine steht da nicht an mit den verheirten Paaren,
Was ist das, das der Weine holt wird in gar baldem Geschant.
Geschant und der Weine steht oben liegen,
Der Weine steht oben liegen, und der Weine steht oben liegen,
Das Weine steht über hobs den Weinen Ehren zogen,
Und das verleidt Herz hoffen von dem Weine,
Doch steht Zug und Wacht, so Nichts als Engel-Sonne,
Geschant und der Weine steht oben liegen,
Geschant und man eine Gnadt zum Schmiede Hilt erster,
Sih das Weinkreis gec, wird die Erstes bespieler;
Und laud der Kreuz-Nach, lust sich die Geschant dann zogen,
Hildegard aus Eremo-Gebet, an allen Tag im Seigen,
Der Weine-Tannen, der Schönheit Galate,
Euch steht alles tre, Zauberling, Wirkungen,
Der Weine steht oben liegen, und der Weine steht oben liegen,
Im Weine ruhet sich, und breit um nichts umschrein,
Der Weine steht oben liegen, und der Weine steht oben liegen,
Der altherliche Weine steht noch dem Weine im Seien,
Der Weine steht oben liegen, und der Weine steht oben liegen,
Die farb ist rot der Weine, und Krägen nachden,
Der Zedet und Christi schmiedt auf ein gutes Vogl,
Gebt es kann in das Bett zum Schläger und zum Zitter,
Gebt es kann in das Bett zum Schläger und zum Zitter,
Dort sitzet ein Schmiedvogl aus leder, Querens-Kasten,
Herr lautet Sandweiss aus leder, Querens-Kasten,
Sandweiss fandt auch da, aus Schmiede, Musikanen,
Ein sandweiss fandt auch da, aus Schmiede und Haus,
Gebt es kann in das Bett zum Schläger und,
Gebt es kann in das Bett zum Schläger und,
Dann auf, und wer den Bett mit, ich will den Namen herben,
Dann auf, und wer den Bett mit, ich will den Namen herben,
Die miret sich bei Gott, in wiedere Reppen,
Die miret sich bei Gott, in wiedere Reppen,
Sag' Tambour und da Lärm, damit man meypt et kermet,

Königreich zu Leben bei Oberherrn Schatz-Verwaltung von Bischöflicher Habe und Leben auf dem unteren Graben.



336. *Partierinnen am 5. Oktober 1889. Unsignierter Kupferstich*

das Verantwortungsgefühl soll gehoben werden und eine Wandlung in der gegenseitigen inneren Weitschägung der Geschlechter soll vorbereitet werden und lebhaft begrüßt betritt hierauf die bekannte Vorlämpferin die Pappris das Podium, um das schwierige Thema „Die öffentliche Sittlichkeit“ in vornehmer Weise von hoher Warte aus zu behandeln. Die Prostitution aber ist kein Korrelat, sondern ein Überbleibsel (hier schon gelüftet's mich, mit der Pappris eine dunkle Gasse aufzufischen und ihr ein Überbleibsel vorzuführen). Prinzipiell, ethisch, Reglementierung, Freibrief, Hauptbollwerk, Repressionsmaßregeln (hier schon fühle ich, daß, wenn Rednerin schöner wäre, solche Worte einem intelligenten Hörer einheizen müssten). Wir Frauen, rufe sie, machen uns zu Mischhüldigen, wenn wir nicht mit Hand anlegen; Frauen und Männer müssen gemeinsam arbeiten an der Höherentwicklung der Sittlichkeit, um mit reinen Händen . . . Ja, gemeinsam, möchte ihnen so passen, diesen Frauen, die keine sind, und diesen Männern, die auch keine sind. Aber solche Sachen werden nicht gebuhlt! Wie schwirrt der Kopf. Da höre ich ein Kreischen. Die vom Frauenengel haben da vom Mutterschutz ausgeschlossen, weil die Prinzipien, von denen die vom Mutterschutz ausgehen, „für die Förderung des weiblichen Geschlechts und für die Hebung des Gemeinwohls nicht dienlich sind“ und weil da vom Mutterschutz einen Mann, sage einen Mann als Vorsitzenden haben. Es wird schon keiner sein. Aber sie wollten doch gemeinsam arbeiten? Und welche Prinzipien sind denn für die Förderung des weiblichen Geschlechtes und für die Hebung des Gemeinwohls dienlich? Schauen wir uns in der Berliner Frauenausstellung um, da finden wir alles. Vor allem ein Redaktionszimmer . . . Der Raum dient, entsprechend den Wünschen der Pressekommission, zur Benutzung für dieselbe und stellt den Arbeitsraum einer vornehmen Geschreißdaktion dar. — Was ist da los? — Außer den notwendigen Arbeitsmöbeln ist ein behaglicher Leseplatz zur Durchsicht überhandiger Literatur bestimmt. — Und was noch? Im Hinblick auf den Sinn der Ausstellung insgesamt bestand die Aufgabe, daß eine große Anzahl Porträts von Journalistinnen so untergebracht wurde, daß das Publikum

diese Bilder gut betrachten kann, wobei die Zweckbestimmung des Raumes nicht beeinträchtigt werden durfte.

— Weg! Pfui! Weiber; — Bibliothek . . . Enthält die Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Literatur. — Weg! Pfui! Weiber; — Musikzimmer . . . Enthält die Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Musik. — Auch überflüssig. Weiter: Esszimmer . . . Meinetwegen. — Schlafzimmer . . . Halt! Hier lasst uns, ermüdet von dieser Wanderung durch eine Welt von Unbedeutungen, verweilen. Hier hängen keine Journalblätter an den Wänden. Hier wollen wir Rückständigen bleiben, wenn in der Bibliothek geschmückt und die Frau in der Musik besucht wird. Seitdem das üblich ist, ist die Musik in der Frau stets gegangen. Wenn wirs nur länger nicht mitansiehen können, wie sich die Weiber am Fortschritt erheben, so rufen wir sie in Gottes Namen herein in die gute Stube. Ich frage nicht. Alles in dieser Welt des zerfallenden Intellekts ruft nach barbarischer Knechtung. Nur ein Wunder der Diktatur könnte die Freiheit vor sich selbst retten. Ich würde den Anfang damit machen, daß ich einen Frauenlongress von St. Marger Viehtriebern einfangen und so behandeln ließe, wie das Geschicht es mein, wenn der Mund: Fortschritt sagt. Wenn sie die Augen zu verdrehen beginnen, rufe man mich. Ob es meinem erotischen Geschmac entspricht, dabei zu sein, ist meine Privatangelegenheit. Meiner geistigen Leidenschaft entspricht es, die Rache der bonvontierten Natur zu erleben, und meinem Wahn entspricht es, zu glauben, daß ich zur Welt sie einzurichten sam, und darum kann meine Privatangelegenheit der Zeugenschaft solchen Triumphes nicht mehr entbehren. So, meine Herren Damen, geht es nicht weiter. Ich will nichts mehr von euch, aber lass ich dafür, daß, wenn eine von euch „Sombart“ oder „Merechtonost“ sagt oder vom sphärischen Pollogen spricht oder Sanskrit plappert, mir der Wunsch erscheint, sie wenigstens mit einem Ausblödner einer Leibbibliothek gepaart zu sehen, kann ich dafür! Ich bin perverse, ich höre, wie eine nur einmal den Ausdruck „pars pro toto“ gebraucht, und sofort stellt ich mir vor, daß sie es fünfundzwanzigmal auf ihrem pars pro toto zu spüren befähre. So geht es nicht weiter. Die Frauenebewegung ist eine Aufregung, aber eine Aufregung braucht einen Abschluß. Stallniede gönne ich euch nicht; die gehören für die Vornehmen, die auf den Höhen des Lebens durch Zucht den Abstand von der Natur markieren. Ihr, die es mit der Bildung besorgt, braucht Schuldienster. So geht es nicht. Diese intellektuellen Gelage verlegen das Schamgefühl. Wenn Herren und Damen belämmert sitzen und über Themen reden, so sind sie eben uniform und lensten darum den Blick des Betrachters auf jene Partie, wo sie verschieden sind. Es ist eine



337. Im Herrenhassel. *Unbekannt englische Karikatur. Um 1920*



338. Die Feministen. Lithographie von Bertelmann. 1830

auch im Beruf neben sich haben, verlieren den Verstand, und kein Wunder, daß die Berufsträgerinnen überlegen sind. Geht die Frau politisch los, so agitiert der Mann erotisch. Ihre Lust hätte seinen Geist entzündet; ihr Geist wird seine Gier nicht löschen. Sie verengt die Welt und schafft keine neue mehr. Und wenn man es verhüten will, daß die Männer im Talar vom Ernst des Lebens abgelenkt werden und nur mehr darauf sinnen, wie sie den Weibern den Talar abnehmen könnten; so emanzipiere man unten und nicht oben! Oben sieht sich die Entwicklung noch hoffnungsvoll an; da unten aber ist's fürchterlich. Denkt an das, was ich euch in dieser ersten Stunde sage: eure Nachwelt wird es bitter betreuen, daß auf euer Leben eine große Anzahl Porträts von Journalistinnen heruntergesehen haben. Euer Leben war nur eine Frauenausstellung. Die Zweckbestimmung dieses Zeitraums wurde im Hinblick auf den Sinn der Ausstellung beeinträchtigt.

Ich bin in dieser Frauenausstellung umhergeplärrt und habe alles darin gefunden, was die Neu-Berliner Fabrikantenreklame an den Mann bringen möchte, nur die Frau oder gar das Weib habe ich nicht entdecken können, es sei denn im Publikum, welches den besseren Teil der Schenks-würdigkeit bildete. Bis auf einige Paradesfedchen für die mit loschter Kiefer glücklich zu machende Heim-Arbeiterin atmete alles die Kaufkraft jener Sphäre, wo es nur „Damen“ gibt, die mit dem Verwalter ihres Vermögens in freier Ehe und unfeier Liebe leben. Wenn der Schadchen in Heringsdorf nichts perfekt machen konnte, frisiert man die Haare tiefer über die Ohren und macht in Frauenbewegung zu Gunsten des Männertrechts. Man kann auch den Salonsocialismus ergreifen oder das Battalen auf Kattun, was wieder eine Ausstellung ermöglicht. Der Ehemann nimmt selbst die Gouachemaler in Kauf, wenn er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Provision sparen kann.

Nichts ist possibler, als daß sich ein Deutscher Bund zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation gegründet hat. Ein Kampf gegen den Schatten Peter Schlemihls. Da trat natürlich zuerst eine Dame auf, die etwas von einem steuerlosen Schiff erzählte. Niemand wisse, wohin die Fahrt gehe. Und weil das niemand wisse, deshalb wisse sie sicher, daß man zum Gegenteil der sittlichen Vollendung steuere. Wir brauchen aber Mütter. Und nur auf das Naturgesetz der Hausbrauhaft dürfen wir sittliche Normen gründen (Beifall und Zischen). Also die Dame ist eine Gründerin. Eben hat sie den „Deutschen Bund und so weiter“ gegründet, da will sie schon wieder sittliche Normen gründen. Ihr



339. Frauenbewegung. Lithographie von Goya. 1830

Vermögensverwalter sollte ihr auf die Finger fehn; die gut florierende Gründerperiode ist am hiesigen Platze schon längst zur Flaut geworden. Darnach trat ein Graf hervor, der stellte fest, daß er das Haustrecht im Saale, das geschichtlich Gewordene aber einen Wert besitze. Außerdem besthele ein Zusammenspiel zwischen Frauenbewegung und Sozialdemokratie, während das Deutsche Reich mit Blut und Eisen „gezimmert“ wurde. Wenn Frauen damals mitgeholfen, so hätten sie hinter den Männern in der Schlacht gestanden und sie angefeuert, möglichst viele Feinde zu erschlagen. So was sei aber von der Frauenbewegung nicht zu erhoffen. Dieselbe würde eher dem eigenen Volke in den Rücken fallen. Daher muß der Staat ein Männerstaat bleiben! Die modernen Frauen wollen herrschen und das brauchen wir uns nicht zu gefallen . . .!

Es ist auch schon arg genug mit diesen Frauen. Sie drängen sich in alle männlichen Ehren und Würden ein. Eine ist mirechts dirnichts über den Armessanal geslogen und zwei andre haben sich um die valante Scharfrichterstelle beworben:

In Columbia, Ohio, Vereinigte Staaten von Amerika, soll ein Frank G., der einen Polisten ums Leben gebracht hat, hingerichtet werden. Zwei Frauen bewarben sich eifrig um das Hinteramt, das darin besteht, eine Kurbel zu drehen, sobald der Mörder aus dem elektrischen Stuhl festgebunden ist. Die eine Frau ist die Mutter des Staatsgefängnisses, die andere die Witwe des ermordeten Polisten, welche die Behörden gebeten hat, ihr diese „Genugtuung“ zu geben. Beide Frauen sind sehr enttäuscht darüber, daß von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wird, eine Begnadigung für G. zu erlangen.

Hier weiß man wenigstens nicht, ob aus der Sache was geworden ist. Aber schon kommt aus der Schweiz eine andre Kunde, die jedes preußische Herzen herstellen läßt:

In schweizerischen Kanton Waadland ist fürstlich eine Frau zum Director der Hauptstrafanstalt im Bezirk N. ernannt worden. Man hat indessen in dieser Ernennung durchaus nicht einen neuen Erfolg der Frauenbewegung zu erblicken; Frau E., die neue Director des Bezirksgefängnisses, das nicht etwa ein Weibergefängnis ist, verdaulst die Berufung vielmehr Qualitäten, die man gemeinhin als „männlich“ bezeichnet, der Fähigkeit nämlich, ein festes Regiment zu führen und ihren Befehlen unbedingten Gehorsam zu erzwingen. Frau E., die heute 41 Jahre zählt, hatte vor Jahren den Director des Gefängnisses in N. geheiratet. Nach dem Tode des Gatten meldete sich die resolute Wittib furi entschlossen als Kandidatin für den valanten Posten. Sie konnte in ihrem Bewerbungsschreiben darauf verweisen, daß sie während der langjährigen Krankheit ihres Mannes bereits praktisch die Leitung des Gefängnisses geführt habe. Den überzeugendsten Beweis ihrer Fähigung erbrachte sie aber mit ihrer ungewöhnlichen Körpertraft. Im stolzen Bewußtsein dieser physischen Überlegenheit erbot sich die resolute Wittib denn auch, den stärksten Gendarmen des Kantons im Ringkampf zu besiegen, um damit ihre berufliche Tüchtigkeit an einem praktischen Beispiel einwandfrei zu demonstrieren. Und daß das nicht etiel Prahlerei war, sam den Herren von der Gefängnisdéputation handgreiflich zum Bewußtsein, als sie der imposanter Riestdame ansichtig wurden. Sie fertigten denn auch ohne weiteres die Bestallungsurkunde aus, ohne es erst auf die von Frau E. offizierte Kraftprobe ankommen zu lassen.

In der Schweiz ist man freilich demokratisch-rückständig und kennt nicht einmal Verwaltungsposten für Offiziere a. D., die das Vaterland „mit Blut und Eisen gezimmert“ haben. Ist doch



340. Die Grinnen. Satirelasse von Grandville. 1844

in der Schweiz sogar ein Gesetz gemacht worden, wonach der Ehefrau der dritte Teil des Einkommens ihres Gatten gehört als Entgelt für die von ihr geleistete Arbeit im Hause, und wonach die Frau des ferneren einen Anspruch auf den dritten Teil seines Vermögens hat und über diesen allein nach Gutdünken verfügen darf. Es ist begreiflich, daß da im Kopf eines Versammlungsleiters die Welt aus den Fugen geht und daß auf jeden Fall die Sozialdemokratie dran schuld ist; eine anwesende Führerin der Frauenbewegung erhob sich denn auch schleunigst und verleugnete, wie Petrus, jedweden Zusammenhang mit dem Heilandtum der Not. Die Frauenbewegung soll offenbar durchaus gesellschaftsfähig und vornehm bleiben. Ach du lieber Gott, vornehm ist doch in der Welt alleweiß, wer die Macht hat; und gesellschaftsfähig, wer vornehm ist.

Und ist das Macht, wenn die Frauen deshalb Arbeitsposten kriegen, weil sie mit geringerem Lohn, als die Männer, zufrieden sein müssen oder zufrieden sind? Hat der weiße Rabe mehr Macht unter dem Gelümmel seiner schwarzen Kollegen, als die eine Advokatin, Theaterdirektorin, Kriegskorrespondentin, Schultektorin, Polizei-Assistentin, Universitätsprofessorin, Senatorin unter ihren bestrakten Genossen? Diese Liste von „Erfolgen“ ist ja bunt und lang und furiös dazu und die Phantasie mag sich dran berauschen. 175 deutsche Ärztinnen hat man jüngst ermittelt. 125 davon besaßen ein hinreichendes Interesse an der Statistik der Frauenbewegung, um einen Fragebogen wenigstens teilweise zu beantworten. Es war daraus zu ersehen, daß der dritte Teil von ihnen geheiratet hat, und zwar meistens Ärzte. Der Bericht preist eine derartige Kombination als ideales Eheglück. Ich glaube aber, die Ärzte haben, wenn möglich, die Konkurrenz aufgeheitert.

Was die rein wissenschaftliche Betätigung anlangt, so schneiden die Frauen menschlich am ungünstigsten ab. Darüber war ja von vornherein kein Zweifel; aber es ist doch gut, daß es auch aus dem eigenen Lager bestätigt wird. Adele Gerhard und Helene Simon haben mit bewundernswertter Mühe ein statistisches Material über Mutterschaft und geistige Arbeit zusammengetragen. Sie sagen kurz und gut: „Allegitime Verhältnisse, wie sie sich bei den Künstlerinnen häufig finden, kommen bei den Frauen der Wissenschaft fast niemals vor. Und während sich das Ausleben als Weib durchgängig als befriedend für das künstlerische Schaffen erwies, tritt eine gleiche unmittelbare Wirkung in der Wissenschaft nicht zu Tage. Gewährt dort die Liebesleidenschaft schon rein stofflich starke Anregung, so wirkt sie hier nur verwirrend und ablehnend.“ Karl Kraus formuliert so: „Die Frauenemmanzipation macht rapide Fortschritte. Nur die Lustimder gehen nicht mit der Entwicklung. Es gibt noch keinen Kopfaufschlitz.“ Während Venus den männlichen Geist besiegt, vermag Adonis aus seinem weiblichen Geist eine Kapazität zu machen. Wann wird die Frauenbewegung einsehen, daß sie mit der geistigen Richtung auf dem Holzweg ist? Damit ist den Männern nicht bange zu machen; wenn sie auch so tun, weil ihnen hier und da eine Futterrippe verloren geht.



341. Der teuflische Fortschritt. Aus einer Silhouette von 1830.

Obwohl der Besuch einer Universität nicht gleichbedeutend ist mit wissenschaftlicher Betätigung (wie man ja zur Genüge von den „Herren“ Akademikern weiß), werden vielleicht einige Zahlen über die akademischen Damen interessieren. 1912 gab es rund 3000 Studentinnen auf deutschen Universitäten, anderthalb mal so viel, als im Winter-



Held Menelaus bekommt seine schöne Helena wieder
Farbige Lithographie von Honoré Daumier. 1844

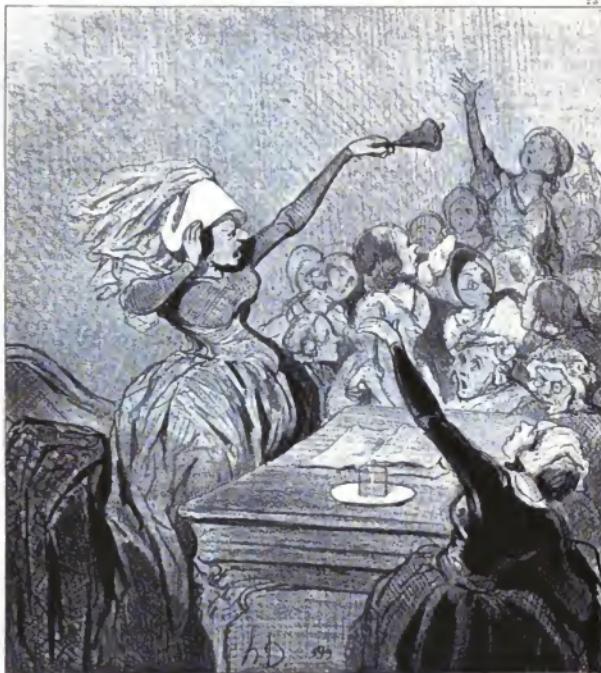


342. Ah! wenn ich das besäße, was dir fehlt! Französische Karikatur auf Karl X.

semester 1908/9, wo Preußen die Frauen offiziell zuließ. Davon waren ungefähr 500 Ausländerinnen, meist Russinnen. Die Zahl mag hoch erscheinen, sie bildet aber nur ein Zwanzigstel der gesamten Studentenschaft. Anfangs wandten sich die meisten der Medizin zu. Aber da die Geschäfte in dieser Branche ohnehin schon faul gingen, ist jetzt ungefähr zwei Drittel der Gesamtheit auf die sogen. Oberlehrer-Wissenschaften abgeschwenkt. In Frankreich gab's 1912 rund 4300 Studentinnen; und zwar Oberlehrer-Wissenschaften 2800, Heilkunde 1300, Jurisprudenz 150, Drogerie 50. 1900 waren Ausländerinnen, die Hälfte von allen studierte in Paris. Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer gibt's also in Frankreich augenblicklich beträchtlich mehr weibliche Bildungsbegeisterte als in Deutschland.

Was außer dem Studieren sonst noch zum deutschen Studenten gehört, ist bekannt. Das kommentierte Saufen von schlechtem Dünnbier scheint mir aber weder spezifisch studentisch, noch spezifisch männlich zu sein. Denn bei den Studenten anderer Länder ist dieser Modus unbekannt; und daß die Frauen dem Alkohol gerade so gut zu huldigen verstehen, falls sich ihnen die bequemen Gelegenheiten dazu bieten, lehrt uns die Kulturgeschichte und Völkerkunde. Was veranlaßt nun wohl studierende Frauen, den üblichen Hochschul-Zug mitzumachen? Es handelt sich dabei doch um bloße Nachahmung aussterbender Rüpelriten, auf die sich die indianischen Tschitscha-Trinker der Pampas erheblich besser verstehen. Im Grunde muß man Hans Delbrück Recht geben, der sich in den Preußischen Jahrbüchern über den wenig originellen Unsug entsekte:

Schon die Beteiligung an dem Faselzug war recht unschön: der Student zieht beim Faselzug seinen schlechtesten Rock an oder lehrt ihn gar um, um ihn zu schönen — ein Mädchen, das sich mit Absicht schlecht anzieht, vergibt ihrem Geschlecht etwas, und der Anblick, der von dem Publikum mit ironischem Jubel aufgenommen wurde, soll auch recht abschreckend gewesen sein. Schließlich gibt es dabei auch leicht kleine Zusammenstöße mit dem Janbagel, denen die Tochter eines guten Hauses sich nicht freiwillig aussetzt. Nun aber gar die Beteiligung an dem Kommers: mitten unter den Tischen mit Studenten ein Tisch mit Damen vor Bierkrüppeln. Der Kommers gehört wohl zum Studenten, aber doch wohl nicht zum Studium. Zum Kommers gehören Bierkrüppeln und Rauchen, und zum Schluß ist es unvermeidlich, daß auch manche des Guten etwas



343. Die Vorsitzende. Karikatur von H. Daumier

zu viel tun; „wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann“. Schicht es sich, daß unsere jungen Damen sich dazwischen bewegen? Es dauerte auch nicht so sehr lange, so saßen viele nicht mehr an ihrem Tisch, sondern alleenthalben zwischen den Herren. Auf einem Ball sehr hübsch, aber nicht auf einem Kommers — weder für die Damen noch für die Herren. „Der Gott, der Eisen machen ließ,“ wurde gesungen, die herrliche Homme, aber wo soll die getragene Stimmung herkommen, wenn es von Frauenzimmern gesungen wird? Das ist Parodie und muß in Parodie enden. Ich habe schon fragen hören, ob der Damenstich singe: „virgines dum sumus“ (So lange wir noch Jungfrauen sind). Oder ob, wenn das schöne Lied steigt, „Der Papst lebt herrlich in der Welt“, bunte Reihe gemacht wird. Der deutsche Studentenkommers ist einzig durch seine Vereinigung von Ernst und Ausgelassenheit, Begeisterung und Betrunkenheit. Studentinnen, die ihn besuchen, verderben den Kommers, belästigen die Studenten und erniedrigen sich selbst. Ich hoffe, daß die Studentinnen das fünftig selber einsehen, und wenn nicht, daß unsere Studentenschaft die Entschlossenheit haben wird, den Unfug nicht wieder zuzulassen. Man mag es für den erstenmaligen Herrschaft halten, daß den Frauen die Hörsäle geöffnet sind, aber auf den Kommers gehören sie so wenig wie auf die Menjur. Vielleicht wird man finden, daß ich die kleine Verirrung zu wichtig genommen habe. Aber ist schon für den Mann Tast und Geschmac ebenso wichtig wie gelehrtres Wissen, so ist bei der Frau ein Versiß gegen Tast und Geschmac durch noch so viel gelehrtres Wissen nicht auszuregen. Jedes Symptom, das darauf hinweist, daß das Universitätsstudium die Frauen in ihrer Weiblichkeit schädige, ist daher vor die Öffentlichkeit zu bringen und zu bekämpfen.

Ich halte es nicht für meine Aufgabe, hier einen vollständigen Abriss der modernen Frauenbewegung zu geben. Er ist bis zum Überdruss verschriftstellt und führt immer dieselben großen Kanonen vor, von Anna Maria Schurmann bis Madame Curie. Manche Autorinnen holen weiter aus, beginnen bei der Sappho und schließen mit sich. Ende gut, alles gut. Die Darstellungen haben immer den gleichen Mangel: sie suchen krampfhaft nachzuweisen, daß die Frau zu gesellschaftlicher und politischer Gleichberechtigung hinaufsteige und daß sich mit der endlichen Erfüllung dieser „Höherentwicklung“ auch das Liebesleben für die Frau besser gestalten werde. Ich habe von den verschiedensten Gesichtspunkten aus nachgewiesen, daß derartige Hoffnungen Chimären sind. Es wäre mehr angebracht, wenn sich die Frauen den wahrhaft großzügigen gesellschaftlichen Niedergang ihres Geschlechts vor Augen halten wollten. Und daß die Gründe einzig im Liebesleben liegen. Statt dessen verbrechen sie sich vergeblich den Kopf darüber, woran es liege, daß die Frauen bisher keine den Männerleistungen ebenbürtigen Geistesleistungen hervorgebracht haben. Und wieder fügen sie zu den vielen frommen Hoffnungen eine neue: es werde sich schon noch machen, wenn das Studieren den Frauen erst mal richtig so frei stände wie den Männern. Selbst die kritische Lilly Braun faßt ihre Ansicht dahin zusammen:

Überblicken wir die wissenschaftlichen Leistungen der Frau im allgemeinen, so werden wir zugeben müssen, daß sie zwar häufig über den männlichen Durchschnitt erheben, daß sie nie und da sogar den besten männlichen Leistungen gleichzustellen sind, daß aber nicht eine einzige gelehrte Frau einem Newton oder Galilei, einem Spinoza oder Kant ebenbürtig ist. Die Weichtheit des inneren und äußeren Lebens, die einseitige Erziehung, die unzureichende Ausbildungsmöglichkeit, die fast unüberwindlichen der Frau entgegentreffenden Vorurteile gehören zweifellos zu den Hauptursachen, durch die manche Begabung im Keime erschlagen wurde; daß aber kein einziges Genie, wie so manches unter den Männern, alle Widerstände zu überwinden vermochte, bleibt doch zunächst unerklärlich. Selbst unter den Pädagogen, deren Wissenschaft der weiblichen Natur am nächsten stehen sollte, sind die Pfadfinder — die Rousseau, Pestalozzi, Fröbel — Männer gewesen. Und die Philosophie vollends weiß nicht einmal eine Frau von auch nur nennenswerter Bedeutung auf. Trotz dieser feststehenden Tatsachen werden wir in unseren Folgerungen vorsichtig sein müssen. Erst die Erfahrungen einer jahrhundertlangen, der männlichen gleichwertigen Erziehung und Ausbildung, einer unbehinderten Entwicklungsmöglichkeit nach allen Richtungen hin werden zu untrüglichen Schlußfolgerungen führen können.

Nein. Wir brauchen in unseren Folgerungen nicht länger vorsichtig zu sein. Es wäre Selbstbetrug auf Seiten der Frauen und Nasführern auf Seiten der Männer. Wenn mal ein weiblicher Kant Nummer Zwei auftritt, so soll man nachsehen, ob es kein Hermaphrodit ist. Aber die Frauen reden so viel vom Geistigen, weil sie nicht mehr den Mut zu ihrer eigentlichen Macht haben; weil sie die genitale Macht, die die höchste ist, mit schlecht machen



344. Die unwise Dichterin Lithographie von H. Daumier

Versammlungs-Recht!



345. Saal und Galerie. Deutsche Karikatur von 1848

helfen, indem sie so viel vom Geistigen reden. Der stärkere Geist der Männer wird jedoch nur von der genitalen Macht der Weiber bezwungen. Denn er ist nun so geartet!

Ich schrieb einmal einer Dame: Wie ein Meer ist der Geist des Mannes. Die Unendlichkeit loßt von seinem Horizont her und krystallin purpurt sich die Tiefe und er ist stetig da, weil er das Sein ist. Der Wind aber ist wie der Geist des Weibes. Er schläft oder er hüpfst und ist unstet. Sein Wehen ist Laune oder Unkraft. Er hält Bläuen auf oder er schleift den Rabensittich der Wollennacht. Meer und Wind, sie spielen miteinander. Aber der Riese liegt wie tot und seine Weite ist unsfruchtbar, wenn ihm der lustige Schalk nicht den Wogenfamm liehlt. Wenn sie zusammen rasen, spricht der Gischt der Leidenschaft himmelan in die hohle Windsbraut — —

Also es ist erwiesen, daß Mann und Liebe den Geist der Frau nicht zu befruchten vermögen. Warum genügt den Frauen der Triumph nicht, daß sie als Weib den Geist des Mannes fruchtbar machen können, der diese Befruchtung so bitter notwendig braucht und ohne sie steril bleibt? Zeigt nicht die „geistige“ Richtung der modernen Frau gerade ihre — Dummheit?

Das muß man indes den Frauen lassen: wenn es gilt, durch irgend einen Beruf eine Selbständigkeit zu erringen, sind sie erforderlich genug. Ist es traurig, wenn man mit ansehn muß, wie Not und Ausbeutung sie an den Schuhkarton, ins Bergwerk oder aufs Baugerüst zwingt, so läßt sich anderseits nichts dagegen einwenden, wenn eine freie Wahl sie zu Tätigkeiten führt, in denen man sich gemeinhin nur Männer vorstellen kann. An der bretonischen Küste sollen gegen 3000 Frauen auf Fischerkuttern tätig sein, und jede einzelne von ihnen braucht dazu eine umständ-



346. Professorin und Kommilitonen. Zeichnung aus dem „Börneberger Trichter“ von 1848

liche Spezialerlaubnis des französischen Marineministers. Ein österreichischer Dampfer soll einmal auf der Überfahrt von Alexandrette nach Philadelphia eine „Bemannung“ von türkischen Frauen gehabt haben. In Paris gibt es eine Mäusezüchterin, die eine vorzügliche Mäuserasse zu 75 Centimes bis 1 Franc das Stück an die klinischen Laboratorien verkauft und einen förmlichen Fabrikbetrieb hat. Auch eine Ameisenzüchterin gibt es dort, die mit geheizten Räumen arbeitet; sie liefert den Vogelhändlern die sogen. Eier d. h. Ameisenpuppen. Kapitalistischer ist der Betrieb der amerikanischen Farmertinnen. Da ist eine Mrs. K., die hat eine Besitzung, wie der Reporter von drüben zu erzählen weiß, so groß, daß der Drahtzaun auf der einen Seite 40 englische Meilen lang ist und man anderthalb Stunden zu Pferde braucht, um quer hindurch zu kommen. 1200 Pferde brauchen ihre Cowboys, um die Herden zu bewachen, und sie könnte ihren Namen unter einen Zwanzigmillionenschek setzen. Aber sie hat eine Konkurrentin; das ist die „schöne“ Mrs. G., die Rindviehköchin von Montana, die, als sie noch jung und noch nicht schön war, Büffel jagte und mit den Indianern kämpfte, einen Hieb mit dem Tomahawk in die Stirn bekam, dann Köchin und Kundshafterin und schließlich Rindviehköchin wurde und, trotzdem sie ihren Namen unter einen Fünfundzwanzigmillionenschek setzen könnte, noch immer ihre Ochsen eigenhändig nach Chicago auf den Markt bringt. In Ausland besteht wiederum die Aufgabe, mehr die Zweifüßler zur Geselligkeit anzuhalten; der Reporter scheint allerdings nicht zu wissen, daß man im Petereburger Deutsch „Unterhaltsbame“ sagt für — femme entretenué:

Ein ganz neuer Beruf für junge Damen hat sich in Russland entwickelt. Die jungen Mädchen bieten sich Familien und geselligen Kreisen bei Gesellschaften als „Dame der Unterhaltung“ an. Ähnliches besteht schon in Amerika und England, jedoch ist dieser eigenartige Beruf keineswegs nur aus vergnüglichen Stunden zusammengefasst, sondern ganz außerordentlich aufreibend und schwer zu beschreiben. Die jungen Damen müssen in eleganten, modernsten Toiletten erscheinen, natürlich auch eine schöne Erscheinung darstellen, in Musik und Konversation wohl beschlagen sein und vor allem das Talent besitzen, unermüdlich für eine heitere Unterhaltung zu sorgen, so daß die ganze Gesellschaft in guter Stimmung bleibt und nirgends die so gefürchtete Langeweile austrommt. Natürlich wird auch Abwechslung verlangt, um die Gesellschaft nicht in eine Schablone zu zwängen. Das wieder erfordert eine gewisse Erfindungsgebabe. Allein in Petersburg sollen über hundert junge Damen auf diese Weise ihr Brod verdienen. Sie werden je nach ihren Leistungen honoriert, einige außerordentlich hoch.

In London gibt es die faule Eierhändlerin, die aber ziemlich fleißig sein muß. Sie kauft billig von den Großhändlern die zweifelhaften Hühnerprodukte, weiß sie frisch an und verkauft sie immer noch billig, aber doch mit Profit den kleinen Krämern des Ostens, die sie dann nicht an Premierenbesucher, sondern an bedauernswerte Proletariermägen weiter verschachern. Die Schuh-Ausstreterin nimmt in London 2,50 M. für das Paar und weitet angeblich 36 Paare in der Woche aus zur Befriedigung ihrer Auftraggeberinnen; die englischen Damenhühneraugenoperatoren sollen ein Protest-Meeting gegen diesen neuen Beruf beabsichtigen, der sie an das eigene Messer liefere. Seltener ist schon die Fähigkeit, den verschwundenen Glanz echter Perlen durch Tragen dieser Kostbarkeiten auf der bloßen Haut wiederherzustellen; eine gewisse Dame von so wunderbaren Eigenschaften soll viele Geburts- und Geld-Potentaten zu ihren Kunden zählen. Dieser Beruf ist entschieden mit



347. Die Frau Rittmeister. Deutsche Karikatur von 1850

weniger Risiko verknüpft als die Hebung versunkener Schäbe, die jetzt wieder Mode wird und deshalb auch die Frauen begeistert. 500 Meilen westlich von Panama soll nebst andern schönen Sachen auch eine Madonnenstatue aus reinem Gold zu finden sein, so schwer, daß drei Männer sie nicht vom Platz schaffen können. Daher machten sich kürzlich zwei Frauen auf, um sie zu bergen. In den Vereinigten Staaten gab es bisher eine Tätigkeit, die ein weisshaarer Mensch prinzipiell nicht betrieb, um den früheren Unterschied zwischen Herren und Sklaven wenigstens in einem Punkte weiter zu markieren. Auch hierin haben die Frauen Freiheit gelegt:

Man weiß, daß viele unbemittelte amerikanische Studenten in den Sommermonaten sich als schlichte Arbeiter oder Kellner verdingen, um die Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums zu erlangen; aber diese aufopferungsvollen Jünger der Wissenschaft werden noch von den Studentinnen des Wellesley College von Boston übertrroffen. Denn diese Töchter der Alma mater haben durch gemeinsame Befreiung jetzt einen Beruf ergreifffen, der in ganz Amerika verachtet ist, sie wirken buchstäblich als Stiefelpuerten. Und sie bringen dieses Opfer nicht für ihre persönliche Zukunft, sondern für einen gemeinnützigen Zweck: für den Bau eines neuen Collegegebäudes. Um die nötigen Mittel für diesen Neubau zu sammeln, kann man lange auf ein Verfahren, das auch die Aufmerksamkeit und damit das Interesse der Öffentlichkeit erregen könnte. Und das Ende war der gemeinsame Beschuß, daß „schmäßliche“ Amt eines Stiefelpueters zu übernehmen, also eine Beleidigung, die in ganz Amerika nur den Negern zuställt. Die jungen Damen mieteten in einer der Hauptstraßen einen kleinen Laden und in diesem Stiefelpuertabinett der Hochschülerinnen des Wellesley College kann sich jeder für 25 oder 50 Pfennig die Stiefel putzen lassen. Aber die jungen Damen, die so tapfer alle Standesvorurteile und alle persönliche Eitelkeit der Erreichung eines gemeinsamen Ziels opfern, haben auch richtig fastuliert: Jung und alt drängt nun zu diesem Stiefelpuertabinett und es gilt als Ehrenstift, sich wenigstens einmal von den tapferen Studentinnen die Stiefel klantpuzen zu lassen. Der reiche Mann reicht dann nach vollbrachter Arbeit der Studentin seine Hundertdollarnote, der kleine Bürger seinen Dollar, aber keine der jungen Damen wird auch nur einen Cent nehmen, ehe sie die Stiefel nicht wirklich bläckblant gemacht hat. Da aber der Neubau des Collegehauses 100000 Dollar erfordert, werden die tapferen Wädel trotz der Feigedig-lei mancher Herren noch viele paar Stiefel puzen müssen, ehe ihr Ziel erreicht ist.

Die entgegengesetzte Note zeigt die Berufstätigkeit einer Engländerin:

Wer in England längere Zeit die großen Rennrennen und die Springläufchenrennen regelmäßig besucht, wird stets bei diesen Sportveranstaltungen eine junge Dame bemerken, die durch ihre Kleidung auffällt. Sie trägt ein vollkommenes Kaufhauskleid und darüber einen fast bis zu den Füßen hinabreitenden Kautschumantel, und stets beobachtet sie mit dem lebhaftesten Interesse alle Vorgänge auf dem grünen Rasen. Dabei interessiert sie sich im Grunde gar nicht für Sport: erst wenn die Pferde auf ein Hindernis zu galoppieren oder eines der Tiere stürzt, kommt Leben in die stillen Beobachterin, sie springt in einen kleinen zweirädrigen Wagen, der stets angehängt in ihrer Nachbarschaft steht, und steuert dann in schwarzem Trab auf die Unglücksstätte



348. Der britische Blaustrumpf. Lithographie von H. Daumier



349. Das Recht auf Hausschieden
Zeichnung aus den „Freien Blättern“ von 1850

zu. Die junge Dame, die schon oft die Neugierde der Rennen des Rennsports erweckt hat, ist Miss Mary P., die wohl den eigenartigsten Beruf ausübt, den je eine Frau für sich erwählt hat. Miss Mary P. ist die Pferdeleiterin von England, und ihr Beruf ist es, den bei den Rennen verunglückten Pferden einen kurzen, möglichst schmerzlosen Tod zu verschaffen. Keine sorgsame Rennleitung versäumt es, die erfahrene junge Dame zu jeder Veranstaltung einzuladen, und sie erhält für ihre Anwesenheit jedesmal zwanzig Mark Honorar. Ereignet sich ein Unglücksfall, so fällt sie das Urteil über das Pferd; in langjähriger Erfahrung hat sie sich eine verblüffende Sicherheit der Diagnose angeeignet. Ihr Urteil gilt als unantastbar, und in allen englischen Hippodromen respektiert man die tapfere Dame als eine Autorität, von der jeder Tierarzt lernen könnte. Ist das Pferd nach ihrem Urteil verloren, so verlässt sie die Leiden des armen Tieres durch einen kurzen Messerstich, der sofort den Tod herbeiläuft. Für jede besondere Hilfeleistung erhält sie wiederum ein Extrahonorar von zwanzig Mark. Miss Mary P. ist seit Jahren eine temperamentvolle Verkörperung der Tierschutzbewegung in England, und ihr Wirken auf den Rennplätzen und in den Reithallen hat schon manchem Pferde einen langwierigen und schmerzvollen Todestampf erspart. Bei der großen Verbreitung des Rennsports in England verfügt Miss P. über ein recht gutes Einkommen, um das mancher Mann die junge Dame beneiden könnte.

Ich habe bereits am Schluß des VII. Kapitels zu der Bemerkung Anlaß gehabt, daß die Amerikanerin der Vereinigten Staaten in der Emmanzipations-Bewegung unstreitig einen gewissen Vorsprung gewonnen hat. Sicherlich ist die Freiheits-Statue, die den Einfahrenden im New-Yorker Hafen begrüßt, nicht der Grund davon. Nirgends sind die Klassengegensätze ungeheuerlicher, als hinter dem Rücken dieser Freiheit. Auch daß die preußische Einteilung der Eisenbahnwagen drüben unbekannt ist, kann's nicht allein ausmachen; der Nigger gehört ja aufs Trittbrettf, und der König oder Konservenkaiser hält sich seinen eigenen Zug. Die Demokratie offenbart sich darin, daß der Präsident dem schmierigsten Individuum die Hand schüttelt und an europäische Dynasten telegraphiert: Hallo! wie geht's? bin sehr erfreut, von Ihnen zu hören! Dafür kaufen sich die Damen, die sich's leisten können, einen richtig gehenden Herzog mit eben solchen Schulden und lassen sich fortan titulieren.

So seht sich auch die Yankees in der Öffentlichkeit geschlechtstöls gebärden, so glaube ich doch, daß der Grund der Frauenübermacht bei ihnen rein erotisch ist; diese Übermacht stammt noch aus der Zeit, wo es in den meisten Gegenden „verflucht“ wenig Frauen gab und die Männer tatsächlich auf eine umwerbende Konkurrenz angewiesen waren, die zeitweilig ganz groteske Formen angenommen hat. Besonders im aufblühenden „fernen Westen“. Damit stimmt überein, daß die Weiber in der Regel nur so lange die dominierende Rolle spielten, als sie einigermaßen begehrswert waren. Die „old woman“ wurde meist verächtlich behandelt. Derartige Konstellationen lassen sich nicht so leicht wieder verwischen, zumal die Frauen die günstige Gelegenheit ausnützen und sich allerhand Privilegien sicherten. Vor allem haben sie die Erziehung in ihre Hand genommen. Ein dortiger Fachmann versichert, daß die Lehrerschaft der öffentlichen Schulen zu 75 Prozent aus Frauen bestehe, an manchen Orten sogar zu 90 Prozent. Henry (Hans) Urban, ein deutsch-amerikanischer Journalist, beurteilt die ganze Sachlage folgendermaßen:



Die Emanzipierten von 1844. Medaillen von Grandville

Die despöltische Herrschaft der Frau im öffentlichen Leben hat bisher als eine amerikanische Sondererrettungsherrschaft gegolten, auf die man unendlich stolz war, und die Amerika vom angeblich rücksündigen Europa mit seiner „barbarischen“ Androhung vorteilhaft unterschied. Das Vorhandensein dieser Frauenherrschaft wird freilich nur demjenigen offenkundig, der unter Amerikanern ständig lebt und sich den städtischen Bild durch den strahlenden Dollarglanz nicht trüben lässt. In der Familie ist die Stellung von Frau und Tochter oft jährlich absolut, die des Mannes eine demütig-untertänige. Ich lenne Familien, in denen der Mann nicht ist wie eine Dollarmaschine und selig im Bewußtsein dieses Maschinenums. Dem ganzen Lebensleben ist ein feministischer Stempel aufgedrückt. Wenn der Amerikaner liest, so verwandelt sich der nüchternste Dollarmann in einen süßlichen überdeuten „Cavaliere Servante“ von masochistischer Härzung, der alle Launen der brünnig Angebeteten wonnig über sich ergehen lässt. Die ganze Literatur spiegelt dieses Brüderlichkeitsverhältnis des Mannes wider. Auf der Bühne und im Roman spielt der Verliebte oft eine für europäische Geschmack unheimlich läppische Rolle, namentlich in der Literatur aus weiblicher Feder. Tatsache ist, daß der Feminismus die Literatur so infiziert hat, daß alle Schüpfungen auf den unkritischen weiblichen Geschmack zugeschnitten sind und vor allem der amerikanischen Prüderie im Sexualleben Rechnung tragen. Man könnte die amerikanische Literatur (und die Kunst überhaupt) asexuell nennen. Zede gefundene Sinnlichkeit fehlt ihr. Zwischen männlichen und weiblichen Werken ist kaum ein Unterschied. So erkläre ich mir auch die Abwesenheit wirklich großer und monumentaler Kunstleistungen. Das Männertum, das die Leistungen anderseits vollbringt, ist in Amerika entmännlich, verweiblicht, also entartet. Die Haupttriebkräfte des widerlichen Prohibitionstungfugs, der augenblicklich Amerika vergewaltigt, sind die Frauen. Sie terrorisieren die Männer, und die Männer wagen keinen Widerstand zu leisten, weil sie von Kühnheit abgesehen wurden, selbst die tollsten weiblichen Törheiten widerstandlos zu dulden. Ich erinnere daran, daß eine der ersten Anstandsregeln für den amerikanischen Knaben lautet: „Never contradict a lady“. Einem weiblichen Wesen auch nur zu widersetzen, gilt als Gipfel der Ungezogenheit. Daher steht ein Mann, wenn eine Dame (oder selbst ein Bachisch) auf der Bühne-Kind. Weiderherrschst



350. Gemischte Garde. Wiener Illustration von 1845



351. „Eher Mann, gib mir gut auf die Kinder Sicht! Der Grafin mich mich schon nach Haus begleiten.“

Parodie von Gaetan. Aus der Wiener Theaterzeitung von 1845



352. Rikshaw-Kulis in der Weltausstellung
Lithographie von U. Dario. 1869

der Welt seit langem hausieren, während die Gassenhauer wenigstens alle Vierteljahr wechseln. Die fortgeschüttete Hefe einer altgewordenen Scheinwissenschaft ist diesen Denkern gerade mudecht; sie kriegen danach einen Redeschuß, daß alle Honoratspalten von dem Gesaites überlaufen. Der „Bestand“ des amerikanischen Volkes ist bedroht. Annenten wir das verweisliche Lande nur schleunigst! Die „unverdorbenen“ Männer Preußens stehn nicht mit dem Hut in der Hand vor einem Backfisch (falls es nicht die Tochter vom Gut ist!), der unverdorbene Sergeant Preußens darf bei der Übung zum verlobten Dragoner sagen: „Sie liegen ja da, als wenn Sie mit Ihrer Fohse zusammen im Gras lägen!“ und wenn sich der Dragoner das bei dem „Herrn Sergeanten“ verbittet, so kriegt der Dragoner auch vom Oberkriegsgericht seine vierzehn Tage strengen Arrests wegen Achtungsverlehung bestätigt (Verhandlung vom Juli 1913). Für diejenigen, die nicht breslinisch verstehen, erläutre ich hier klar und deutlich, daß Fohse so viel bedeutet wie: liederliches Stück Fohre. Der Dragoner sprach von „Braut“. Achtungsverlehung! Strenger Arrest und die dazu gehörigen Folgen! Verweislichkeit, Entartung, Unverdorbene gesunde Sinnlichkeit. Immer feste!

Bleiben wir lieber bei Onkel und Tante Sam. In 5 Staaten der Union haben die Frauen völlig gleiches Wahlrecht mit den Männern. Es sind Washington mit 175000 Wählerinnen, Kolorado mit 120000, Utah mit 60000, Idaho mit 30000, Wyoming mit 25000. Kansas, Arkansas, California und Oregon sind wohl inzwischen gefolgt. Wie man sieht, sind alle neun Staaten „westliche“ (Washington ist nicht die Bundeshaupstadt, sondern der Staat in der norwestlichsten Ecke der Union); was meine Annahme von der westlichen Weiberherrschaft bestätigt. Wie sich diese Herrschaft im einzelnen ausnimmt, ist aus folgendem Bericht zu ersehen, falls er volles Vertrauen verdient:

Strafe mit ihm spricht, oftmals mit entblößtem Haupt vor ihr, bis sie weiter geht. So wurde ferner durch den Kongress die Kantine im amerikanischen Heere abgeschafft, weil die Temperiererinnen das wollten. Der übertriebene Feminismus in Amerika ist kulturredig und ein nationaler Schaden. Er könnte sogar den Bestand des Volkes bedrohen, wenn Amerika einmal einen ernsthaften Krieg zu bestehen und einem Feinde mit unverdorbenen Männern verweisliche Männer entgegenstellen müste.

Ich lasse hier einmal den Reporter „voll und ganz“ zu Worte kommen, während ich sonst immer die „zeitgenössische“ Berichterstattung auf den gebühlichen Tatsachen-Rest zusammengestrichen habe. Des Beispiels wegen. Man sieht die liebliche Fülle der aufgeblasenen Schlagworte: hörig, läppisch, entmännlicht, verweislich, entartet, kulturredig, und dazwischen plötzlich die „gesunde Sinnlichkeit“ und „monumentale“ Kunst! Mit diesem Duzend Klischees geht die gesamte Journalistik

Die Stadt Hunnewell in Kansas dürfte wohl die erste Stadt der Welt sein, die sich einer ausschließlich aus Frauen bestehenden Kommunalverwaltung rühmen kann. Die erste Sitzung der neu gewählten Stadtverordnetenversammlung gab der präzidierten Bürgermeisterin Ellen Wilson Gelegenheit zu einer fulminanten Philippisa gegen die Herren des bürgerlichen Stadtrats, der angeblich des Missbrauchs von des Wahlausfalls in corpore vom Amt zurückgetreten ist. „Unter dem infamen, der Korruption nur allzu zugänglichen Männerregiment“, wettete nach den Berichten der amerikanischen Zeitungen die streitbare Bürgermeisterin von Hunnewell, „ist das Leben hier geradezu unerträglich geworden. Es war die höchste Zeit, daß sich die Frauen von Kansas zum Schutze der öffentlichen Moral zusammengeschlossen.“ Mit sich steigernder Hestigkeit erscheint die sittlich entrüstete Dame dann gegen die die Stadt versetzenden Spielhöllen, zeigte den verderblichen Einfluß, den sie auf die heranwachsenden jungen Leute ausüben, und gelobte, all diese Brutzäten des Spiellasters durch Auferlegung einer Erbsafelungssteuer zu vernichten. Und ein nicht minder energischer Krieg wurde gleichzeitig dem Verschleiß alkoholhaltiger Getränke angekündigt. Die Frau Bürgermeisterin machte der Versammlung weiterhin bekannt, daß sie ihre Befürworterin und Nachbarin Rosa Osborne zur Leitung der südlichen Polizei berufen habe, die den Beweis erbringen würde, daß der Krebschaden der Korruption und Erschöpfung, der unter dem Schutze der Herren Stadträte so üppig gewuchert, von dem weiblichen Sicherheitschef bald ausgerottet sein werde. Frau Osborne hat in der Tat bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden ihrer Amtsführung die Polizeigewalt so nadräcklich geübt, daß den Gastronomen und Bankhaltern der Schred in die Glieder gesfahren ist. Eine nächtliche Razzia, die sie unter Aufgebot der gesamten Polizeimacht der Stadt in den das Licht der Öffentlichkeit scheuen Spielhöllen veranstaltete, hat zu zahlreichen Verhaftungen geführt, und die Besitzer der Kaffee- und Spielställe zweifeln keinen Augenblick, daß die energische Polizeipräsidentin ihr Versprechen, Trinker und Spieler aus Hunnewell zu verbannen, zu furchtbare Wahrheit machen wird.

Da die Bürgermeisterin der guten Stadt Hunnewell nur noch Spiel- und Trinkhütten zu bekämpfen vorstand, dürfte wohl in *puncto puncti* schon vorher alles stuhlein gewesen sein. In New-York sind dagegen noch andre Aufgaben zu erfüllen:

Seit Anfang des Jahres 1912 genießt New York den Schutz dreier weiblicher Polizisten, dreier „Schutzfrauen“, die von dem Sheriff Julius Harburger feierlich mit den Insignien ihres neuen Amtes versehen worden sind. Die drei unternehmenden Damen, die als Hüter der Ordnung ihres Amtes walten wollen, stehen in der Mitte der dreißiger Jahre; es sind Frau John S. Crosby, Miss Cornelie Swinnerton, die der Liga für Frauenimmrecht angehört, und Miss Patterson, die bisher als Journalistin tätig war. Alle drei leisteten den Amtseid, worauf der Sheriff ihnen feierlich erklärte: „Von diesem Augenblick an können Sie Ihre Autorität geltend machen, wo immer die Gesetze verletzt werden. Sie ziehen Ihre amliche Beglaubigung vor und führen alle Schuldigen in Haft. Den größten Nutzen werden Sie stiften können, wenn Sie junge Mädchen in öffentlichen Ballhäusern beschützen, wenn Sie besonders darauf achten, daß die Gesetze gegen den Verkauf von Alkohol an Kinder streng innegehalten werden, wenn Sie darüber wachen, daß die Fabrikgesetze erfüllt werden.“ Mit Ungeduld wartet nun ganz New York auf die erste Verhaftung durch diese weiblichen Polizisten. Der Sheriff



353. Abgesessen

Schauspielblatt nach einem Gemälde von Andrie. 1850

hat inzwischen von anderen wagemutigen Damen eine große Reihe von Gesuchen um Anstellung erhalten, und er erklärt, daß er bereit sei, tausend weibliche Polizisten anzustellen, wenn sich genug Bewerber melden. Die „Schwefrauen“ werden auch in Fällen, in denen die reguläre Polizei vor schweren Aufgaben steht, wie etwa bei Volksaufstößen und Unruhen, herangezogen werden; sie erhalten dann Revolver und Polizeiknüppel als Ausrüstung. Auch die Überführung verurteilter Verbrecher zum Gefängnis wird ihnen übertragen.

Über den Gummiknäppel, den die Polizistinnen New-Yorks von Amts wegen schwingen, wird eine lezte Kategorie von bewegten Frauen nur mitleidig lächeln. Sie nennen sich selbst Suffragetten d. h. Stimmrechtslerinnen; die Zeitungen aber zitieren Schiller und sagen: Hünden. Ihr Hauptquartier haben sie in London aufgeschlagen, gelegentlich machen sie auch kleine Vergnügungs-Exursionen in die Umgegend. Was wollen diese Frauen, die wohl fast alle keinen Mann haben? Votes for women! ist ihr gellender Bescheid. Und darum Räuber und Mörder, daß sie am Abend ihres Lebens auf ein ganzes Dutzend Stimmzettel zurückblicken dürfen, die sie in eine Suppenterrine oder Gierliste hineingelegt haben? Welches Recht, sobald sie es ausüben dürfen, wahrscheinlich der größte Teil von ihnen mit der üblichen Indolenz ignorieren wird. Kann sich das Weib, selbst in einem parlamentarisch regierten Männerstaate, etwas Nennenswertes davon versprechen, daß einige von ihm gewählte Abgeordnete ins Unterhaus einziehn? Alle die Suffragetten, die jetzt an einem Strang ziehn, werden sich hernach zerstreuen und gegeneinander ausschiehn, wenn wirklich eine kleine Reform zur Veränderung der Lage des weiblichen Geschlechts in Erwägung gezogen werden sollte. Abgefehn davon, daß das Oberhaus einfach den Kopf schütteln könnte. In der Tat, sie haben, außer ihrem Schlachtruf, für ihr verüktes Gebahnen gar kein gemeinsames und redliches Interessen-Programm; wohl aber haben sie einen inneren Grund zu ihrem Handeln. Der Grund ist die maßlose Unterdrückung alles Geschlechtlichen im öffentlichen Leben des modernen Englands. Auch die Amerikaner der Vereinigten Staaten sind in Kunst und Wissenschaft und allen Debatten, die außerhalb der privaten vier Pfähle stattfinden, geradezu lächerlich stubenrein. Aber die Frau hat bei ihnen in der Praxis reichliche Äquivalente, die ihr gestatten, sich in ihrem erotischen Machtgefühl auszuleben und innerlich Befriedigungen als Geschlechtswesen zu genießen. In keinem Lande jedoch ist die unverheiratete Frau der großen bürgerlichen Mittelschicht erotisch so aufs Trockene gesetzt wie in England. Der Roman, der Sonntag, das Theater, die populäre Kunst und Illustration, die Konversation, alles ist spießig und ausgeföhrt vrüde. Einführung von kontinentaler Sittlichkeit irgend welcher Ausdrucksform ist nicht gestattet. Die besten Wißblätter stehn schon längst in gewisser Hinsicht auf dem Niveau der Meggendorfer. Rowlands und Gillray haben nie eine erotische Karikatur gezeichnet d. h. man schweigt sie tot. Ein ehrenwarter Schriftsteller mit weißen Haaren mußte ins Gefängnis, weil er eine Übersetzung von Zola herausgab. Das Schlimmste ist, daß die sachlich und ernstgemeinte Diskussion des Erotischen nicht erlaubt ist. Keine Zeitung, Revue, Broschüre noch irgend ein Werk darf es wagen, derartige Fragen zu behandeln. Sogar die medi-



354. Das Ehejoch. Französische Karikatur



355. Stimmrechts-Syänen. Radierung von Walter Bernhard

zinischen Abhandlungen von Havelock Ellis sind verpdnt; sie müssen in Amerika gedruckt werden. Ja, ist es unter diesen Umständen nicht selbstverständlich, daß die Suffragetten-Bombe endlich explodieren mußte? Die Unterdrückung jeder natürlichen geistigen Befriedigung mußte dazu führen, daß bei einem Teil der Frauen der furor uterinus ausbrach. Das gedankenlose Geheul „Votes for women“ ist ein echt englisch-prüdes Stichwort für den unklaren Drang: Gebt uns etwas Segualbefriedigung! Die ganze Bewegung wurde schnell und deutlich zu einer psychischen Emotion. Sie lebten danach, und als sie davon gefoset hatten, fanden sie, es sei besser als gar

nichts. Bald kam die Ekstase des Sadismus und Märtirertums. Man kann mit Sicherheit sagen, daß die Frauenbewegung in keinem andern Lande solche gemeingesährlichen Erzeile hervorbringen wird, weil in keinem andern die gleichen Ursachen vorliegen. Bis jetzt wenigstens nicht. Unsere „Sittlichkeit“-Bewegung hat allerdings dies edle Ziel vor Augen. — Anfangs begnügten sich die Suffragetten mit den bekannten Aufzügen:

Eine Riesen-demonstration für das Frauenstimmrecht fand am Sonnabend in London statt. Sie bestand aus drei Zügen, die von Osten und Westen her zum Hyde Park, dem Rendezvousort, anmarschiert kamen. Die östliche Prozession hatte sich besonders fein herausgeputzt. Gleich hinter der berittenen Polizei ritt die Suffragette-generalin Drummond, dann folgten die 617 „Helden von Holloway“ und von anderen Gefängnissen, angeführt von den Damen Lawrence und Panhurst. Hierauf kamen die Walmädchen und Frauen mit Pinceln und Palete, denen eine lange Reihe von berühmten Schauspielerinnen folgte. Eine Anzahl von Klubs, die für Frauenrechte eintreten, hatten große Abordnungen geschickt. Ebenso waren die Frauenschülerinnen Neuseelands, Australiens, Südostasias, Amerikas, Norwegens, Deutschlands, Schwedens, Frankreichs, Italiens und Ungarns durch Abordnungen vertreten. Die Jungen erschienen in Orange- und gelben Farben, mit einer Peitsche an der Spitze. Der Zug war ebenso zahlreich wie der von Ihnen kommende, aber nicht so malerisch. Er zeichnete sich durch eine große Anzahl hübscher Banner und römischer Standarten aus. In diesem Zuge war der Schlüssel zur Bedeutung der Demonstration: die endlich erscheinende Gerechtigkeit! Von den an der Gruppe beteiligten, die „Gerechtigkeit“ schüttenden Reiterinnen stürzte Mrs. Holmes mit ihrem scheu gewordenen Pferde und dieses überschlug sich. Als man die Reiterin unter dem Pferde herausgearbeitet hatte, bestieg sie, ancheinend unverletzt, schnellig wieder das Ross. Frau Panhurst und Frau Tuke marschierten an den Spiege der „Wissenschaft“. Studentinnen in Kappe und alegendem schwatzigen Scholarenmantel, Doktorinnen in den bunten Faulitätsstrümpfen, darunter eine große Anzahl Frauen, die auf dem Gebiete der Erziehung einen guten Ruf genießen, folgten. Im Hyde Park hatte man einen Teil der Einschaffungsclitter entfernt. So konnte sich diese gigantische Versammlung, ohne sich zu stören, auf die im Park noch nie dagewesene Zahl von 40 Rednertribünen verteilen. Mrs. Panhursts Red war ironangebend. Die Suffragettes, so erklärt sie, hätten durch Mut und Ausdauer, durch die Leiden, die sie für ihre Bestrebungen gelitten, gezeigt, daß sie des Genusses der vollen Bürgerrechte würdig seien. Die Verlage der Frauenschülerinnen werde trotz der einer Unterdrücktheit bildenden Opposition der Regierung Ge- setz werden. Die Antisuffragettesbewegung wirke nur als Werbemittel! Bei der Abstimmung über die Tagesordnung erhielten zwar die Suffragettes eine große Majorität, aber bei der Gegenprobe erhob sich eine ganz bedeutende Anzahl von Händen. Die Anzahl der an der Demonstration Beteiligten wird auf 250000 geschätzt.

Danach gab es Nartheiten in Hülle und Fülle. Hier eine:

Der britische Generalpostmeister hat vor kurzem auch Tiere zur Beförderung durch die Post zugelassen, natürlich unter gewissen Voraussetzungen. Wilde Tiere sind vom Transport ausgeschlossen. Kägen müssen in einen Korb eingeschlossen werden, Hunde dagegen brauchen nur mit Maulkorb und Leine versehen zu sein. Will also z. B. eine englische Ladu unterwegs ihren kleinen vierfüßigen Begleiter loswerden, so bleibt sie sich einfach in das nächste Postbüro, „fran-kiert“ ihren Aml und läßt ihn nach Hinterlegung von fünfzig Pfennig durch einen Postboten nach ihrer Wohnung bringen. Dieser Tage erschien nun gegen



356. Der Damen-Hachtclub. Anonyme Zeichnung

zehn Uhr vormittags eine junge Dame auf dem Postamt Holborn. Es war Miss Sarah B., die eben erst aus dem Hollowaygefängnis entlassen worden war. Miss B. trat an den Schalter und erklärte: „Geben Sie mir, bitte, an Mr. Herbert Asquith, Ersten Schatzkanzler, Downing Street 10.“ Der Postbeamte, der es mit einer Verachtung zu tun zu haben glaubte, erwiderte, die Post befördere nur Tiere, aber keine Menschen. Die junge Dame ließ sich aber nicht abweisen, indem sie an den Beamten die Frage richtete: „Sagen Sie also an, daß ich zum Pfangenreich gehöre? Hatten Sie mich vielleicht für ein Gemüse?“ Da eine Verschändigung nicht zu erzielen war, mußte der Postdirektor gerufen werden, der zu der Einsicht kam, daß keine geistliche oder böhdmische Verfügung dem Anfinner der jungen Dame im Wege stand. Damit diese aber gegen ihn nicht später wegen Verleumdung vorgehe, ließ sich der gewisse Beamte einen Reveres unterschreiben, daß sich diese Vertreterin des jarten Geschlechts selbst als ein „animal“ betrachte. Jetzt blieb nur noch die Form des Transportes zu regeln. Was für ein Tier war die Dame? Ein wildes Tier, dann war sie von der Beförderung ausgeschlossen; eine Käze, dann mußte sie in einem Körbe untergebracht werden, ein Hund, dann bedurfte sie des Maultorbes und der Leine. Man einzige sich schließlich dahin, daß die Lady ein junges Hündchen sei, bei dem auf diese Bedingungen verzichtet werden konnte.

Miss B. zahle also ihre fünfzig Pfennig, wurde auf der einen kleinen Briefträger von fünfzehn Zenten übergeben, der den „Wertgegenstand“ nach dem Hotel des Ministers brachte. Mr. Asquith wurde sogleich von dem Eintritt der sonderbaren Postsendung benachrichtigt, zog es aber vor, die Annahme der Sendung zu verweigern, indem er auf den Postchein die Bemerkung stieß: „Zurück an den Absender!“ Damit hatte die junge Dame nicht gerechnet; immerhin suchte sie sich dadurch aus der Affäre zu ziehen, daß sie erklärte, daß sie kein Dompti habe. Der Postbote war aber schläfrig genug, ihr zu erwidern, daß er in diesem Halle genötigt sei, sie auf dem „Depot für unbestellbare Gegenstände“ abzugeben. „Dort werden Sie dreieinhundertfünfzig Wochen lagern und dann, wenn Sie von niemandem reklamiert werden, zugunsten des Jüstus verlaufen.“ Miss Sarah B. zog es vor, auf diese Eventualität zu verzichten, erzielte dem Generalpostmeister gegen nochmalige Zahlung von fünfzig Pfennig Decharge und lebte in ihre Wohnung zurück. Natürlich hatte die ganze Komödie keinen anderen Zweck als in die Wohnung des Premierministers zu gelangen und diesem einen neuen Schimpf anzutun.

Dann kamen die Gewalttätigkeiten. Ein Dichter des „Ull“ resümierter im März 1912:

Wir sind nur schwache Frauen,
Sanft und den Engeln gleich —
Und wer's nicht glaubt, dem hauen
Sofort wir windelweich!

• Wir müssen still ettragen
Der Männer Tyrannie —
Und wer's nicht glaubt, dem schlagen
Die Knochen wir entwei!

Für uns will niemand sprechen,
Und niemand Beifand leih —

Und wer's nicht glaubt, dem brechen
Wir schleunig' Arm und Bein!
So müssen schlaflos leiden
Wir bis an unser Grab —
Und wer's nicht glaubt, dem schneiden
Wir Ohr und Nase ab!

In Tränen nur, in blassen,
Kloßt unser Jammer aus —
Und wer's nicht glaubt, dem reißen
Die Därme wir heraus!



357. Immer schnarcht er! Zeichnung von Soria. 1888

Miss B. zahle also ihre fünfzig Pfennig, wurde auf der einen kleinen Briefträger von fünfzehn Zenten übergeben, der den „Wertgegenstand“ nach dem Hotel des Ministers brachte. Mr. Asquith wurde sogleich von dem Eintritt der sonderbaren Postsendung benachrichtigt, zog es aber vor, die Annahme der Sendung zu verweigern, indem er auf den Postchein die Bemerkung stieß: „Zurück an den Absender!“ Damit hatte die junge Dame nicht gerechnet; immerhin suchte sie sich dadurch aus der Affäre zu ziehen, daß sie erklärte, daß sie kein Dompti habe. Der Postbote war aber schläfrig genug, ihr zu erwidern, daß er in diesem Halle genötigt sei, sie auf dem „Depot für unbestellbare Gegenstände“ abzugeben. „Dort werden Sie dreieinhundertfünfzig Wochen lagern und dann, wenn Sie von niemandem reklamiert werden, zugunsten des Jüstus verlaufen.“

Miss Sarah B. zog es vor, auf diese Eventualität zu verzichten, erzielte dem Generalpostmeister gegen nochmalige Zahlung von fünfzig Pfennig Decharge und lebte in ihre Wohnung zurück. Natürlich hatte die ganze Komödie keinen anderen Zweck als in die Wohnung des Premierministers zu gelangen und diesem einen neuen Schimpf anzutun.

Das ist ungefähr die aufgedeckte Richtung ihres Triebes. Das anscheinende Mittel zum Zweck ist der Zweck selber. Hauptsache und Bestriedigung ist, daß es den Mann trifft. Seien es Blutwürste, Backpfeisen oder Bomben. Glasscherben, Schimpfworte oder Hutnadeln. Schirmkrüten, Spucke oder Feueranzänder. Schwefelsäure, Kneifzangen oder Schiebpulver. Reitpeitschen, Petroleum oder — man schlage die vollständige Liste beim Marquis de Sade nach. Die Masse macht's, daß die Ausschreitungen massiv werden. Der Zulauf wächst, da die Ausschreitungen bereits allein locken. Im Dunkel der Nacht kommen die nachahmenden Kriminellen (vgl. Seite 232), vielleicht sogar Männer, und vermehren das Schuldkonto durch Brandstiftungen, hinter denen der Diebstahl lauert. Und die öffentliche Macht packt endlich wütend zu. Gefängnis. Zuchthaus. Der leichte Gegenversuch ist Hungerstreik. Aber die Sympathie des liberalen Versammlungspublikums ist futsch. Im März 1913 geht im Hofepark auf die Rednertribüne der Suffragetten ein Hagel von Erdschollen, Apfelsinen, Steinen und Dreck hernieder. Mit zerfetzten Kleidern werden die Frauen nach Hause gefagt. Das Ende einer Frauenbewegung . . .



Chamisso, modern illustriert.
In wod' ihn drosseln, ihn lehren,
Ihn angehören gönn,
Hin selbst auch geben und Andere
Verhöhnen auch in seinem Lande.

Frauen-Lied und Losen

358. Die Suffragette

Nach dem „Ull.“, 1907

Zerinnen vermeldet und angezeigt wird / von

höhen Grenzen / mit weichen sie den Nahrlang In einem Gedicht beginnt / aufrecht sitzt die Mutter



„Gern gehen wir auf Spaziergänge und unternehmen regionale Touren mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Wenn wir einen Tag im Urlaub haben, gehen wir gern auf eine lange Radtour. Gern gehen wir auch mal mit dem Auto zu einem kleinen Ausflug. Ich mag es sehr, wenn wir einen Tag im Urlaub haben, um einen Tag zu entspannen.“

climber (en)

Zum ersten Mal ist der Name von einer anderen Person in einem Brief aus dem Jahr 1520 überliefert. Es handelt sich um einen Brief des Kardinalen Jean de Laval an den französischen König Franz I., in dem er die Rückgabe eines Schatzes verlangt, den dieser ihm entzogen habe. Der Name „Laval“ ist hier als „Lauv“ geschrieben.

Zum Herden und fand auch dieser Mann bereit, sich zu beteiligen. Er schrieb mit seinen Freunden ein Lied, das er bei Gedichten reitete und alsdann durch die Dörfer verstreute. In jedem Dorf wurde es wieder aufgenommen und so kam es, dass es überall bekannt wurde. Einige Leute aus dem Lande waren sehr erstaunt darüber, dass es so viele Freunde gab, die sich für die Sache interessierten. Sie sagten: „Wie kann es nur sein, dass wir so viele Leute finden, die uns helfen wollen?“ Und sie begaben sich auf die Reise, um die Freunde zu besuchen und zu danken. Sie kamen nach Hause und erzählten, was sie gefunden hatten. Die Freunde waren sehr erstaunt und dankbar. Sie sagten: „Wir sind froh, dass wir Ihnen helfen konnten.“ Und sie gaben den Leuten, die ihnen geholfen hatten, eine Belohnung.

„**Die Wahrheit**“ / § 8, **GBGB** / baus / **öffentl. Organisation zum Erfassen und legen / der bessere Weichen** an / auf der Galerie, **öffentl. Dienststellen**, **öffentl. Lernstationen**

Schäumer wie im Sport & Schach
Schauspieler wie in Künsten & Wissenschaften.
Eine Schauspielerin kann ein Drehbuch
oder eine Regiearbeit auf der Bühne
oder mit anderen Freunden übernehmen!
Sie kann eben eine wichtige Erweiterung
sein an ihrem ersten Schauspieljahr!

Die Kinder und mein Sohn: Ein Kind ist ein Geschenk, das man nicht zurückgibt. Es kann nicht zurückgegeben werden.

卷之三

卷之三

卷之三

卷之三

卷之三

卷之三

Deutsches Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert

richt zu General Gruber und Major Rint „Die Biberkettchen“



359. Auf nach Versailles! (5. Oktober 1789)
Karikatur aus der Zeit der französischen Revolution

X

Die Amazonen

Die Amazonen können für uns kein bloßer Monthes sein, seine isolierte Kuriosität des Völkerlebens, und vor allem nicht eine bloße künstlerische Idee. Die Sage spukte lange in den Köpfen. Als der Seefahrer Orellana am Pará-Flüsse war, hörte er die Indianer den Riesenstrom im Norden Amassona (= Bootzerstörer) nennen, glaubte endlich das Land jener kriegerischen Weiber entdeckt zu haben und taufte das ungeheure Süßwasser Rio das Amazonas, wie es noch heute heißt. Es hat dort nie Amazonen gegeben. Es hat überhaupt nie ein Volk von Weibern ohne Männer gegeben. Doch hören wir zunächst den altehrwürdigen Bericht Herodots:

Als die Hellenen mit den Amazonen kämpften (die Amazonen aber heißen bei den Skithen Olorpata, was in Hellenischer Sprache so viel bedeutet als Männermörder; denn Olor nennen sie den Mann, Pata aber heißt morden), da erzählte man, die Hellenen hätten in der Schlacht am Thermodon den Sieg gewonnen, und wären dann auf drei Fahrzeugen mit all den Amazonen, deren sie lebend habhaft werden könnten, davon geschifft, die Amazonen aber hätten auf dem Meere einen Angriff gemacht und die Männer erschlagen. Da sie sich aber nicht auf die Schiffe verhanden, und weder Steuerruder, noch Segel, noch Ruder zu gebrauchen wußten, so ließen sie sich danach von Wind und Wogen forttreiben, und gelangten so nach Kremnesi am

Bach-Ried, Weiberherrschaft

51

Mästischen See. Hier stiegen die Amazonen aus den Schiffen und nahmen den Weg in das bewohnte Land. Die erste Herde von Pferden, auf die sie stiehen, nahmen sie weg, sepaten sich dann auf die Pferde und plünderten das Land der Stothen. Diese aber konnten die Sache nicht begreifen; denn sie kannten weder die Sprache, noch die Tracht, noch das Volk, sondern waren verwundert, von wo sie hergekommen wären. Sie glaubten nämlich, es wären Männer desselben Alters und ließen sich daher mit ihnen in einen Kampf ein. Erst als sie Gefallene in ihre Gewalt gelassen, erkannten sie, daß es Weiber waren. Sie berieten nun miteinander und beschlossen, auf keine Weise jene zu töten, sondern die jüngsten Leute unter den Ithigen zu ihnen abzusenden, der Zahl nach eben so viel, wie sie dachten, daß jene wären. Diese sollten sich nahe bei den Amazonen lagern und alles tun, was die Amazonen nur immer tun würden. Verfolge man sie, so sollten sie sich in keinen Kampf einlassen, sondern die Flucht ergreifen. Ließe man nach, so sollten sie wieder herankommen und ihr Lager in der Nähe aufsuchen. Diesen Entschluß fachten die Stothen, weil sie wünschten, von den Amazonen Kinder zu bekommen. Die abgesandten Jünglinge taten, was ihnen aufgetragen war. Als die Amazonen aber merkten, daß sie in keiner bösen Absicht wiber sie gekommen wären, griffen sie nicht mehr an, und so famen sich die Lager von Tag zu Tage näher. Auch die Jünglinge hatten, wie die Amazonen, nur ihre Waffen und Pferde und lebten ebenso von Jagd und Raub. Die Amazonen taten aber um die Mittagszeit also: sie zerstreuten sich, zu einer oder auch zweien, um ihre Niedurst zu vertrichten. Wie die Stothen das bemerkten, machten sie es auch so, und mancher kam auf diese Weise einer einzelnen Amazone nahe, die ihn nicht wegschlug, sondern sich keinen Umgang gern gefallen ließ. Mit ihm reden konnte sie zwar nicht; aber sie bedeutete ihm durch Handbewegungen, er solle des andern Tags wieder kommen und noch einen mitbringen; sie würde auch noch eine Amazone mitbringen. So gehabt es auch. Als die anderen Jünglinge das erfuhren, machten sie gleichfalls das übrigen Amazonen läre. Hernach aber vereinigten sich die beiden Lager und wohnten zusammen, und jeder hatte zum Weibe diejenige, mit der er zuerst Umgang gesphogen. Die Sprache der Weiber vermochten zwar die Männer nicht zu erlernen; aber die Weiber verstanden die Männer. Da sprachen nun die Männer zu den Amazonen: Wir haben Eltern und Eigentum; nun wollen wir nicht länger solch Leben führen, sondern zu unserem Volk ziehn und euch, und seine andern, als Weiber haben. Darauf erwiderten die: Wir könnten nicht unter euren andern Weibern leben; wir führen Bogen und Speer, sijgen zu Pferd, während eure Weiber häusliche Arbeit verrichten, auf den Wagen bleiben und nicht auf die Jagd gehn. Wir könnten uns daher mit jenen nicht vertragen. Lasst euch euren Vermögensanteil anweisen und teilt zurück. Wir wollen von jenen getrennt wohnen. Die Jünglinge ließen sich überreden und taten also. Da sprachen die Amazonen wieder: Wir tragen Gebunden, in diesem Lande zu wohnen; einmal haben wir euch eurem Stamm entzogen, das andre Mal haben wir dem Lande sehr viel Schaden zugefügt. Da ihr uns zu Weibern wollt, wohlan, verlassen wir dies Land, ziehn wie über den Fluß Tanais und nehmen dort unser Wohnsitz. Auch hierzu ließen sich die Jünglinge bereuen. Sie segten über den Tanais und nahmen ihren Weg nach Sonnenauftgang drei Tagesreisen fort vom Fluß und drei Tagesreisen vom mästischen See nach Norden. Dort sind sie jetzt noch angefieled. Und daher haben die Weiber der Sauronaten noch ihre alte Lebensweise; sie gehn auf die Jagd zu Pferde zugleich mit den Männern und ohne die Männer; sie ziehn auch in den Krieg und tragen dieselbe Kleidung wie die Männer. Hinsichtlich der Ehe ist bei ihnen bestimmt, daß sich keine Jungfrau vermählen könne, bevor sie nicht einen Feind erlegt hat.

Herodot ist in seiner Art ein ganz moderner kritischer Forscher, der immer bemüht ist, die Kausalität



360. Vatikanische Amazone

zu ergründen. Er sah in der südrussischen Steppe am Asowischen Meer (wo die griechischen Getreidemäuler damals lebhafte Schiffverbindung unterhielten) eine vom üblichen abweichende soziale Stellung der Frau und ruhte in seinen Erkundigungen nicht eher, bis ihm die Entwicklung der Dinge einigermaßen gellärt schien. Die „Amazonen“ versieren sich auch für ihn schon im Dunkel der Sage. Sie sind eben da. Angeblich am Thermodon, an der Nordküste Kleinasiens, ist in der Vorzeit ihre Hauptniederlassung. Dann gelangen sie ins Asowische Meer und an den Unterlauf des Don, weil die dortigen Verhältnisse am meisten zum Amazonen-Typus der Sage passen. Bachofen hat auch nicht besser gefolgt. Für uns ist freilich nach allem Vorausgegangenen klar, daß es sich bei diesem Skythen-Stamme um eine nicht mehr völlig ausgesprochene Weiberherrschaft handelte, um ein Übergangsstadium zum Vaterrecht. Was da von den beiden Lagern geschildert wird, ist Umwerbung; und man sieht wohl, daß die Weiber ihren Willen in allem durchsetzen. Interessant ist die Bemerkung über die Sprachen. Herodot hatte dafür keine Analogie und schließt es offensichtlich auf die Schwierigkeit des Weiber-Idioms überhaupt. Es handelt sich aber unzweifelhaft um eine jener Geheimsprachen der Weiber, die ich auf Seite 378 erwähnte, und die die Männer eben deshalb nie erlernen konnten, weil die Frauen die Kenntnis derselben für sich behielten. Bei weiter vorgeschrittenem Vaterrecht kommt dann der umgekehrte Fall im Völkerleben vor, daß die Frauen bei strenger Strafandrohung nichts von der Geheimsprache der Männer erfahnen durften. Diese meine Erklärung der Dinge ist übrigens neu, und ich stelle sie zur gelehrten Diskussion.

Über den Philologenstreit, was der Name Amazone eigentlich bedeute, können wir wohl hinweggehn. Er wird weder brustlos, noch brotlos bedeuten, noch auch mit dem tscherkessischen maza (= Mond) zusammenhängen. Mit sprachvergleichenden Spielereien ist heute kein Hund vom Ofen zu locken. Eigennamen sind meist so uralt, daß sie kein Mensch mehr enträtselt. Ich gehe gleich zu Kleist's Auffassung der griechischen Amazone über:

Die Oberste; Läßt kurz das Ungeheurest dir melden. Achill und sie, mit vorgelegten Lanz'en, begegnen beide sich, zweyen Donnerteilen, die aus Gemüster ineinander fahren; die Lanz'en, schwächer als die Brüste, splittern; er, der Pelide, steht; Penthesilea, sie sinkt, die todumgeschattete, vom Pferd; und da sie jetzt, der Nach Preisgegeben, im Staub sich vor ihm wälzt, denkt jeglicher, zum Octus völlig stürzen wird er sie; doch bleich steht ihr der Unbegreifliche, ein Todeschatten, da: Ihr Götter! rüstet, rüstet, was für ein Bild der Sterbenden traf mich! Vom Pferde schwingt er eilig sich herab; und während, von Entsegen noch gesetzelt, die Jungfrau



361. Die Königin
aus der Gruppe des sogenannten Sackes. Neapel



362. Mittelalterliche Amazone. Künstler von Golzius

Mit Feuerbränden die Elephanten peitsch' auf ihn los! Mit Sicheln schmettert auf ihn ein, und mähet seine upp'gen Glieder ab! — — —

Die Oberpriesterin: Sprich, Gräßliche! Was ist geschnellt? — Meroe: Ihr wißt, sie zog dem Jüngling, den sie liebt, entgegen; sie, die fortan sein Name nennt — in der Verwirrung ihrer jungen Sinne, den Wunsch, den glühenden, ihn zu besiegen, mit allen Schrecknissen der Waffen rüstend. Von Hunden rings umheult und Elephanten kam sie daher, den Bogen in der Hand: Der Krieg, der unter Bürgern rast, wenn er, die blutumtriebne Grauengestalt, einher mit weiten Schritten des Entsehens geht, die Fädel über blüh'nde Städte schwingend, er sieht so wild und schäflich nicht als sie. Achilles, der, wie man im Heer versichert, sie bloß in's Feld gerufen, um freiwillig ins Kampf, der junge Tor, ihn zu erliegen: denn er auch — o wie mächtig sind die Götter! er liebte sie, gerührt von ihrer Jugend, und wollte ihr zu Diana's Tempel folgen; er nah' sich ihr, voll süßer Ahdungen, und läßt die Freunde hinter sich zurück. Doch seht, da sie mit solchen Grauñissen auf ihn herangrollt, ihn, der nur zum Schein mit einem Spieß sich arglos ausgerüstet: stiegt er, und dreht den schlanken Hals, und borcht, und eilt entsezt, und fliegt, und eilet wieder; gleich einem jungen Reh, das im Gestüft fern das Gebrül des grimmen Leu'n vernimmt. Er ruft: Odysseus! mit bestemmier Stimme, und sieht sich schüchtern um, und ruft: Dodide! und will zurück noch zu den Freunden fliehn; und steht, von seiner Schaar schon abgeschnitten, und hebt die Händ' empor, und duft und dirgt in eine Fichte sich, der Un-glücksel'ge, die schwer mit dunklen Zweigen niedershängt. — Inzwischen schreit die Königin heran, die Doggen hinter ihr, Gebirg' und Wald hochbar, gleich einem Jäger, überschauend; und da er eben, die Gezeuge öffnend, zu ihren Füßen niederkünkt will: Ha! sein Gewehr verzerrt den Hirsch, ruft sie, und spannt mit Kraft der Rastende sogleich den Bogen an, daß sich die Enden füßen, und hebt den Bogen auf, und zielt und schleift, und jagt den Pfeil ihm durch den Hals; er stürzt: Ein Sieggeschrei schallt roh im Volk empor. Jetzt gleich-

siehn, des Wortes eingedent der Königin, sein Schwert zu röhren wagen: breit der Erdblätter naht er sich, er beugt sich über sie; Penthesilea! ruft er, in seinen Armen hebt er sie empor, und laut die Tot, die er vollbracht, verfluchend, löst er in's Leben jammern sie zurück! — Die Oberpriesterin: Er — wask er selbs? — Die Oberste: Hinweg, Verhaßter! donnert das ganze Heer ihm zu. Dankt mit dem Tod ihm, ruft Prothoe, wenn er vom Platz nicht weicht: den tiefendsten der Peile über ihn! Und mit des Pferdes Auftritt ihm verdrängend, reißt sie die Königin ihm aus dem Arm. Indes erwacht die Unglückselige, man führt sie töcheld, mit zerzitterner Brust, das Haar verlört vom Scheitel niederschlättend, den hintern Reich' zu, wo sie sich erholt; doch er, der unbegüßte Dolover — ein Gott hat in der ergeteilen Brust das Herz in Liebe pißig ihm geschmeizt — er ruft: verweile, meine Freundinnen! Achilles grüßt mit em'gem Frieden euch! Und wirft das Schwert hinweg, den Schild hinweg, die Rüstung reißt er von der Brust sich nieder, und folgt — mit Keulen könne man, mit Händen ihn, wenn man ihn treffen dürft, niedertreiben — der Königin unerschocknen Schrittes nach; als wüst' er schon, der Rastende, Verwegne, daß unserm Pfeil sein Leben heilig ist. — Die Oberpriesterin: Und wer gab den wahnflümmigen Befehl? — Die Oberste: Die Königin! wer sonst? — Die Oberpriesterin: Es ist entseßlich! — Die erste Priesterin: Seht, seht! da want, gesüdet von Prothoe, sie fehlt, das Bild des Jammers, schon heran! — Penthesilea (mit schwacher Stimme): Hebt alle Hund' auf ihn! Mit Sichelwagen schmettert auf ihn ein, und mähet

wohl lebt der Ärmste noch der Menschen, den Pfeil, den weit vorragenden, im Nacken, hebt er sich röchelnd auf, und überschlägt sich, und hebt sich wiederum und will entfliehn; doch hey! schon ruft sie: Tigris! hey, Leâne! hey, Sphing! Melampus! Dirse! hey, Hyrsan! und stürzt — stürzt mit der ganzen Meut, o Diana! sich über ihn, und reiht — reiht ihm beim Helmhusch, gleich einer Hündin, Hunden beigefüllt. Der greift die Brust ihm, dieser greift den Naden, daß von dem Fall der Voden hebt, ihn nieder! Er, in dem Purpur seines Bluts sich wälzend, führt ihre sanfte Wangen an, und ruft: Penthesilea, meine Braut, was thust du? Ist dies das Rosenfest, das du versprachst? Doch sie — die Löwin hätte ihn gehöret, die hungrige, die wild nach Raub umher auf öden Schneegesilden heulend treibt — sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend, den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust, sie und die Hunde, die weitefernden, Orus und Sphing den Zahn in seine rechte, in seine linke sie; als ich erschien, troß Blut von Mund und Händen ihr herab — — —

Kleist gilt bei den Psychiatern natürlich als pathologische Persönlichkeit, zumal er eine Kugel für sich selbst übrig hatte; was einem Psychiater nicht passieren kann. Es ist auch noch keinem



PRANCESA DI VALOIS DUCHESSA DI SAVOIA — MARIA GIOANNA TTISTA DI SAVOIA DUCHESSA DI SAVOIA

363. Zwei Herzoginnen auf der Jagd. Aufsteller von Lamière. Um 1660

Psychiater passiert, daß er eine männlich bedeutende Geistes schöpfung hervorgebracht hätte, woraus die Psychiater eigentlich den Schluß ziehn sollten auf degenerative „Estermination“ der grauen Hirnrinde. Grete Weisel-Heß meint von der Penthesilea: „So rast jedes Weib, das Große zu vergeben hatte, ein großes stolzes Amazonenherz, und es hingab und sich verraten glaubt. So rast die Wut des Geschlechts.“ Das Große, wie hier subjektiv nachführend gesagt wird, haben wir inzwischen als das erotische Machtgefühl erkannt. Es ist freilich das Größte, wozu eine Psyche aufstreben kann. Und wiederum ist typisch, daß diesem Großen in der Frauensyche nur der Mann künstlerischen Ausdruck verleihen kann. Auf diese natürliche Domäne des Mannes hat die Frauensyche bewegung glücklicherweise noch keinen ihrer irrtümlichen Ansprüche erhoben.

Vor wir zu andern Beispielen aus der Ethnologie übergehn, sehn wir zu, was die antike und antiflissende Kunst mit der Amazone anzufangen wußte. Streitbare Weiber im Kampfsgetümmel mußten für die hellenischen Künstler der Blütezeit einen dankbaren Stoff bilden. In der Athener Stoa poikile (bunten Halle) sollen Wandgemälde von blendender Schönheit gemessen sein, die diesen Gegenstand darstellten. Erhalten sind uns nur ausgegliichte Skulpturen, spätere Kopien nach Werken der berühmten Epoch (Abbildung Nr. 360). Die Batisanische Amazone, die wir bringen, ist unbedritten ein Meisterstück. Unabberroffen ist die Art, das Batinthemd in modisch reizvolle Hälften zu ordnen. Diese Statuen haben stets unverfehlte Brüste. Es ist geschmaclos anzunehmen, das Gewand deckt auf der rechten Seite einen Defekt; nur weil eine Lesart besagt, die Amazonen hätten die rechte Brust abgetragen, um den Bogen besser handhaben zu können. Die Lesart ist wahrscheinlich schon damals eine Philologen-Tistelei zur Erklärung des fremden Eigennamens gemessen. Wir werden bei Erwähnung der Slopzen sehn, daß Brustverstümmelung wohl vorkommt, aber ganz andre als akrobatische Gründe hat. — Die sogen. Königin aus der Gruppe des Jarneischen Stiers (Abbildung Nr. 361) läßt sich hier anreihen. In dem langsamem Fließen von Gewand und Gliedern liegt etwas von mutterrechtlicher Höheit. — Unsere übrigen Bilder lassen sich einteilen in Alte, Amazone mit Jagdwild, mit Hund, zu Pferde, und mit männlichem Partner. Meine „Akt“-Amazonen gibt es sehr viele, weil die Benennung häufig nur ein Verlegenheitsstitel ist. Von der Körperlichkeit dieser Statuen ist meist zu wiederholen, was ich auf Seite 44—47 und 53—62 über ästhetisches und erotisches Schönheitsideal, über die Enttäuschung der Entkleidung,



364. Diana von Houston



365. Diane von Poitiers. Skulptur von Jean Goujon

über die Darstellung des Mädchens an Stelle des Frauenkörpers in der Kunst, über die Proportion der Beine, Rassenschönheit und griechischen Kanon gesagt habe. Houdon's Diana ist ganz Nekolo-Mode (Abbildung Nr. 364); aber wenn wir es uns abgewöhnt haben, gleich den Zollstock aus der Tasche zu ziehn, ist sie der graziöseste Akt, der je geschaffen wurde. Es entsprach der höfisch-vornehmen Kunst, das Bildwerk nicht schlechthin „Amazone“ zu nennen, sondern mit dem Namen einer Göttin zu belegen. Übrigens soll Houdon das erste Original mit Schamhaaren gebildet haben (vgl. Seite 46), worüber es sich einen Ecat fand; was jedem Kenner jener vorurteilslosen Zeit sonderbar genug vorkommen muß. — Der Amazonen-Dackel Markus' (Abbildung Nr. 384) ist originell in der Haltung. Aber diese unwahrscheinlich langen Spazierhölzer! — Jean Goujon's Diane von Poitiers (Abbildung Nr. 365) dürfte mit allem, was dazu zu sagen ist, hinreichend bekannt sein. Lebhafter ist die Auffassung der kämpfenden Amazone von Kiß, die wohl jeder auf der Treppenmänge des Berliner Alten Museums gesehen hat. — Amazonen mit Jagdhund sind drei (Abbildungen Nr. 367, 385, 389); das Gemälde von Stewart macht fast den Eindruck einer photographischen Freilicht-Aufnahme. — Touaillon's Werk (Abbildung Nr. 390) ist mehr Ross als Reiterin; dies Pferd ist von einer fabelhaften Schönheit, nur schade, daß die Reitkappe um so weniger Vollblut besitzt. — Abbildung Nr. 326 ist der Scherz eines französischen Zeichners, dem die Mutterrechtlerinnen der Vorzeit so im Traum erschienen sind; psychologisch fällt das Bild unter das, was ich Reit-Motiv nenne (vgl. Seite 35). — Wie es in einem Amazonenstaat zugehn würde, zeigt die Parodie von Widhopff „Monsieur Phryne vor dem Areopag der Damen“ (siehe große Beilage in Schwarz); die Idee enthält mehr vorvergangene Wirklichkeit, als der Zeichner

geahnt hat. — Die „Mänaden“ der Abbildung Nr. 333 wütten ganz im Sinne der griechischen Legende. — Von Willete^es „Republik und Feudalität“ (Nr. 391) gilt wiederum, was ich mehrfach über das künstlerische Konkurrenzwerden abstrakter Vorwürfe ausgeführt habe. — Endlich der Stich von De Monchy (Abbildung Nr. 370) ist eins der seltsamsten Motive, die man wegen der allgemeinen Erfindungsarmut der Kunst um so lebhafter begrüßt. Die Szene ist ganz Weiberherrschaft, dabei nicht ohne spöttische Humur und festen Gegensatz.

Wir fahren nun mit Beispielen aus der Völkergeschichte fort. Unter vielen wähle ich einige aus, die uns eine erläuternde Parallele zur Gestalt der Amazonen-Königin Penthesilea geben. Für uns Deutsche hat ja Kleist der Penthesilea auf lange Zeit hinaus zu neuer Unsterblichkeit verholfen, und dann ist es auch gut, wenn man immer wieder sieht, daß es eigentlich gar keine isolierten dichterischen Phantasiegebilde gibt; sondern daß das, was scheinbar rein phantastisch aus dem Urgrund der individuellen Psyche heraussteigt, stets die unbewußte Wiederholung von Zuständen und Erlebnissen ist, die sich in der vorausgegangenen endlosen Kette des Lebens auf dieser Erde bereits öfter abgespielt haben. Diese Konstaterung wird noch deutlicher werden in dem späteren Kapitel über Sklaverei. Es wird sich da zeigen, daß Vorstellungen von typischen Situationen, die sich nachweisbar ohne jeden Einfluß von außen in der Psyche des Sogen. Masochisten bilden, nur eine

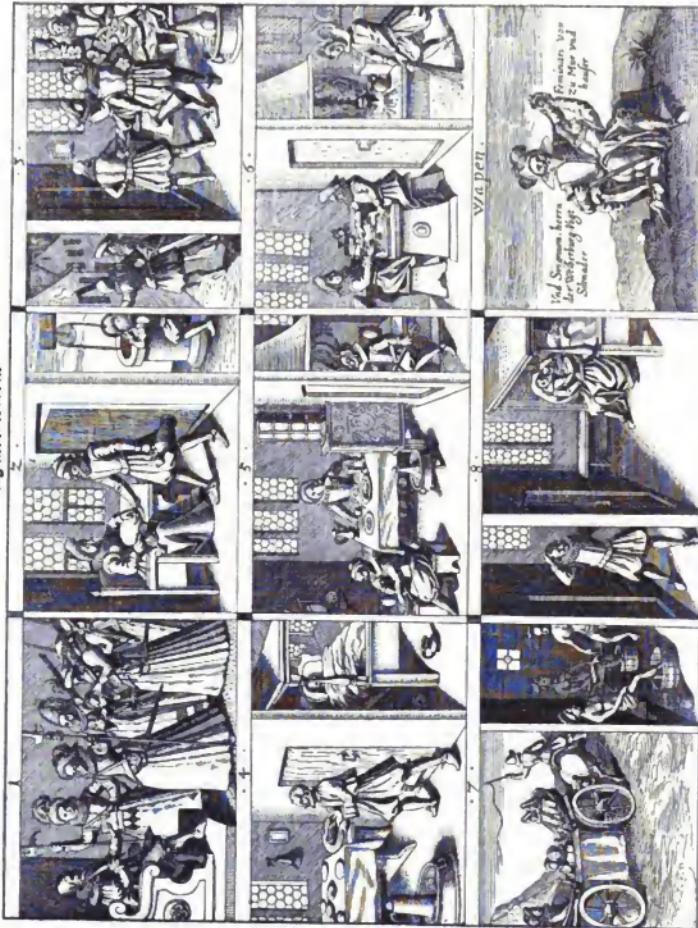
Relapsitulation von Vorgängen sind, die sich in der Vergangenheit wirklich ereignet haben. Es ist, als wenn die Menschheit ein unbewußtes Gedächtnis besitzt, das sich mit den Keimzellen weiter vereert und irgend wann in der Reihe der Generationen aus seinem latenten Schlummer erwacht und von neuem zu funktionieren beginnt. — Meiners berichtet 1788 unter anderm auch von einer Königin, die zum Zweikampf aufgelegt war:

Die größten Vorzüge scheinen die Königinnen auf der Halbinsel Indiens, und auf den von Hindostan aus besiedelten Inseln der Südsee zu genießen. An der Malabarischen Küste, wo, wie bekannt, die Biel-männer sehr gemein ist, und den herrschenden Gewohnheiten nach die Töchter und Geschwisterkinder erden, regieren mehrere Königinnen allem Ansehen nach unumschränkt, und verbreien auch zum Thell Regentin zu sein. Wenigstens hatte eine Königin in der Nachbarschaft von Bombay, die etwa fünftausend Reiter ins Feld stellen konnte, den in Asien auch unter Männern heilspletzlosen Mut, den Fürsten der Maratten, der ihren Sohn in einem Gesicht erschlagen hatte, zu einem Zweikampf herauszufordern, welchen aber der Marattensfürst mit der Antwort ablehnte: daß die Partie zwischen ihm und der Königin nicht gleich sei, indem sie, wenn sie das Glück hätte, ihn zu besiegen, unsterblichen Ruhm erlangen, er aber, wenn er ein Weib besiege, wenig oder gar keine Ehre dadurch erwerben würde. In den meisten Gegenden, wo Weiber



366. Die Jungfrau von Orléans
Kunst von Watteau. Um 1690

**Das ist / einiger Stoff! / Was muss alle über die Schäfer begierig herausfindende Besucher von
Stern Dotschen Regen mit kleinen Präsenten und Geschenken sind bisgebracht und
begradigt werden.**



Grenzen und Chancen von In-Straff

Sindhar Dhyani und **Shanti**.
1.
Gottfried sieht wie die Christi
Das Bäuerchen Zwing
Ob er Tiere lieben kann
Anderen sein Leid leidet das
Das Kind am Fenster befindet
Zwei Dym. Gedanken und Sagen
Zum Uhr Schlägt das Räderlein folg
Quo vadis. Neander läßt sich gern
ON (einige Wörter sind hier verdeckt)

Digitized by srujanika@gmail.com

4. Darin kann auch bestehen und es ist
Gebrauchswertigkeit ist gegeben. Wenn
dann soll er sein stellvertretend gewählt

72

இதிலே காலையின் போது வெள்ளுக்காலை என்று அழைக்கப்படும் திட்டம் கொண்டு வருவதே முறையாக இருக்கிறது.

„Schön war mein Brief! Iuuhu,
Der winterliche Etagl! confronnt
Sie nichtigen loben Gedörf.
Sie sind ein nichtiger Schleier
auf einem Schleier! Rapporten!
Die Zeit ist sehr reichlich an
Dienstboten der Reichen im Städtekreis.
Der einzige Kasper in der Luft!
Da ist aber was von Hoffnung!
Was kann mir vorkommen nachher?
Dienstboten Dienstboten dar.
E T D E.

ପାତ୍ର
କାନ୍ଦିବିଦୁ
ପାତ୍ର

तिरुप्पुरुषं विनाशकं विनाशकं विनाशकं

geküßt.
verfeins/
Weschriften.
Lust/
duft!.

Der Zweiber-Krieg und Privilegien

Deutsches Fließblatt aus dem 17. Jahrhundert

herrischen, ist es wahrscheinlich, wie im Königreiche Attinga Grundgesetz, daß nur Königinnen den Thron besteigen können. Solche Königinnen dürfen sich einem andern Grundgesetz zufolge nicht vermählen; allein sie können zu ihren Liebhabern wählen, welche sie wollen, und gemeinlich machen daher die schönsten Jünglinge des Hofes ihr Serval aus. Die Söhne der Königinnen sinken in den Rang dieser Edelleute hinab, und nur allein ihre Töchter haben gerechte Ansprüche auf die Thronfolge.

Königinnen mit ähnlichen Vorzügen fand man unter den schönen Inselnaren der Südsee. Die auch unter uns bekannt gewordene Königinne Oberes in Osttheile hatte nicht nur Scharen von Liebhabern aus ihrem Volle um sich, sondern überließ sich auch ohne Scheu den Engländern, ohne dadurch ihre Unterthanen zu ärgern. Auf der letzten Reise in die Südsee nahm Goof zu seiner großen Verwunderung auf den Freundschaftlichen Inseln eine Matrone wahr, in deren Gegenwart selbst der König nicht essen durfte, und deren Fuß er zur Bezeugung seiner tiefsten Unterhängigkeit an sein königliches Haupt setzte, oder mit seinem Haupte berührte. Vielleicht war dies über den König erhobene Frau die Mutter desselben; welchen Königsmüttern unter den meisten außereuropäischen Völkern eben so große oder noch größere Ehreerbleitung, als den Königen selbst, erwiesen wird.

Stärker noch tritt die Kampfidee hervor in dem persischen Folktale von der Unbesiegbaren Prinzessin, dessen Fassung wir dem Helali, einem Dichter des 12. Jahrhunderts, verdanken:

Es lebte einmal, wie man erzählt, eine Prinzessin von wunderlicher Schönheit und solcher Geschicklichkeit zu Pferde und in der Führung der Waffen, daß kein Mann ihrer Zeit ihr darin verglichen werden konnte. Viele Jünglinge hatten schon um sie geworben und verfamen immer zur Antwort, daß sie sich im Felde ihr zum Kampf stellen müßten. Denn dies war ihr Willt: Der wird mein Gemahl sein, der mich im Zweikampf besiegt. Besiege aber ich ihn, so nehme ich ihm Pferde und Rüstung und lasse ihm meinen Namen mit einem glühenden Eisen in die Stirn brennen! Diese harten Bedingungen hielten manche doch nicht zurück, die von weicher waren, aber die Prinzessin besiegte sie alle, nahm ihnen die Waffen und zeichnete sie selbst auf der Stirn. — Da hörte der Sohn eines persischen Königs von ihr und nahm sich vor, die weite Reise zu machen und nahm große Reichtümer mit sich. — Er kam in die Stadt, in der der Vater der Prinzessin regierte, brachte seine Schätze an einen sicheren Ort und stellte sich am nächsten Tage dem Könige mit fechtbaren Weihen vor. Der empfing ihn sehr gütig und versicherte ihm, wie glücklich er wäre, wenn er siegte. Daraufhin bereitete sich der Prinz zum Kampf gegen die schöne Prinzessin und bat um die Angabe der Stunde. Die Prinzessin war es einverstanden und bestimmte die Zeit. Sofort verbreitete sich die Kunde durch die ganze Stadt, und zur festgesetzten Zeit war eine große Menge versammelt, wo der Kampf vor sich gehn sollte. — Die Prinzessin erschien von Kopf bis zu den Füßen gewappnet und trug einen Gürtel und eine Maoste. Gleich darauf erschien auch der Prinz in einer schönen Rüstung. Sie grüßten einander auf kriegerliche Weise und begannen den Kampf. Er dauerte lange und war heftig. Kraft und Geschick taten ihr Werk, und die Prinzessin erkannte bald, daß sie den Vorsichtigsten der Vorsichtigen zum Siegner hatte; denn noch nie hatte sie eine solche Ausdauer gefunden. Der Prinz war ihr wüthlich überlegen, und sie fürchtete für ihre Niederlage. Da nahm sie



367. Diana. Französisches Gemälde vom Ende des 16. Jahrhunderts



368. Edel dame. Augsburger Schatzkunstblatt. Um 1750

sagte, er wäre ein vorzüglicher Gärtner, der sich besonders auf Rosen, Tulpen und Nelken verhände. Der Obergärtner nahm ihn in Dienst, und bald hatte der Prinz erkannt, daß die Prinzessin des Abends oft mit den Damen ihres Gefolges die Kühe ihrer Gärten aufsuchte. — Der Prinz verstand wirtschaftlich viel von der Gartenkunst, und da er so geschickt war, gewann er das Vertrauen seines Vorgesetzten, der ihm hundert Slaven unterstellte, die dem neuen Gärtner vollen Gehorsam zu leisten hatten. — Ein paar Tage darauf kamen eine Menge Slavinnen in den Garten, die Tropfchen und kostbare Bäsen trugen. Als der Prinz sie nach der Ursache aller ihrer Vorberelungen fragte, erfuhr er, daß am Abend die Prinzessin in den Gärten kommen würde, um sich zu zerstreuen. Sofort eilte der Prinz an den Ort, wo er seine Schätze und kostbarsten vergraben hatte, brachte einige Kästchen mit kostlichen Steinen und befaßt seinen Slaven sich juridisch zu. — Er selbst versteckte sich in einem Busch. Bald darauf erschien die Prinzessin inmitten ihres Gefolges wie der Mond unter den Sternen. Erst lachten die Damen lachend und scherzend durch den Garten und kamen so an die Stelle, wo sich der Prinz versteckt hielt. Er hatte alle Diamanten, Perlen, Rubine und Smaragde ausgedreht und saß bestreitend daneben. Die Damen fragten ihn erstaunt, was er da täte. Er antwortete, daß er ein Gärtner im Palast wäre und daß er beim Graben diesen Schag entdeckt hätte. Darauf trat die Prinzessin, die ihn in der gewöhnlichen Kleidung nicht erkannte, näher und bewunderte verständnisvoll die Steine. Sie fragte ihn, was er denn könne, und er erwiderte, daß er stark und geschickt im Zweikampf wäre, und wenn eine der Damen mit ihm kämpfen wolle, so gebe er den Schag um einen Kuß. Die Prinzessin, die gern scherzte, lachte

laut und bezeichnete eine der weniger schönen unter ihren Damen und sagte: Ich gebe dir diese da als Gegnerin! — Die Prinzessin batte alle ihre Damen zum Zwielkampf abgerichtet. Nachdem nun die beiden Gegner die hinderlichsten Kleidungsstücke abgelegt hatten, kämpften sie miteinander und der Prinz bezwang die Dame und gab ihr sofort einen Kuß auf die Wangen. Die Besiegte stand ererbend und feuernd auf und sagte ihren Freunden Dinge ins Ohr, die diese erröten und lachen machten. Darauf bezeichnete die Prinzessin eine andere Schöne und sagte zu dem falschen Prinzen: Kämpfe nun mit dieser! Gern, gnädige Frau, entgegnete er, aber diesmal muß der Einsatz ein Kuß aus den Mund sein! Die Dame willigte ein, wurde besiegt, und bekam einen Kuß, der so lange dauerte, daß die Prinzessin ihm Einhalt befehlen mußte. Mit zitternden Lippen und bebendem Busen trat die Besiegte zu ihren Gefährten und der Gärtner war nicht minder erregt als sie. Da befahl die Prinzessin einer dritten, noch schöneren, sich zum Kampf zu bereiten. Diesmal war die Bedingung ein Kuß auf den Busen. Und wieder siegte der Prinz. Da stellte ihm die Prinzessin die schönste und geschickteste von ihren Damen zum Kampf, und der Prinz verlangte als Preis einen Kuß auf die Stirn. Und die erregte Prinzessin erklärte, wenn er auch diese besiegen würde, sich selbst zum Kampf zu stellen. Und wieder siegte der Prinz und konnte sich nun vor Erregung nicht mehr beherrschen und riß sich alle Kleider vom Leibe, die ihn genierten, als die Prinzessin sich selbst zum Kampf stellte. Und was ist der Einsatz? fragte der Prinz. Mein Leben gegen das Deine, schrie die Prinzessin auf. Nach einem harten Kampf lag der Prinz die Prinzessin nach rückwärts gleiten und fiel auf sie nieder und drückte seinen Mund auf den ihren. Nun hatte die Prinzessin ihren Gegner aus dem Turnier erstanden, und ohne sich nur leise zu wehren, empfing sie zweimal die brennende Liebe ihres Siegers. Als sie sich zitternd vor Scham, Liebe und Freude erhoben hatte, sprach sie zum Prinzen: Ich will meine Niederlage nicht öffentlich bekennen. Du hast gesiegt und ich gehöre dir. Erfüher mich noch heute Nacht zu dir, denn ich liebe dich! Der Prinz wußt sich vor ihr nieder und küßte ihre Füße. In derselben Nacht besiegten sie schnelle Pferde und galoppierten nach Persien, wo sie glücklich ankommen. Dem Vater der Prinzessin sandten sie sofort Nachricht und viele Geschenke, und luden ihn zur Hochzeit, die die beiden zu einem glücklichen Paar vereinte.

Wie man sieht, ist Brunhild, das starke Weib, kein ausschließlich „germanischer“ Topos. Die Rassenfeinde, die jetzt auf eigenem Terrain Menschengestüte gründen (große Mittgarde-Kinderfabrik; Massenkonsument starker deutscher Weiber durch einige wenige noch stärkere deutsche Männer) — die Rassenfeinde behaupten das zwar. Aber was behaupten die nicht, um die eigenen Haremswünsche artisch plausibel zu machen! — In Afrika sind Amazonen-Regimenter noch eine ständige Einrichtung. G. Morgen schreibt 1893 über Kamerun: „Am 27. September brach das Hauptquartier (des Hauptslings Ngilla gegen den Nachbarhäuptling von Ngundere) auf. Vorweg kamen einige hundert Weiber des Königs, beladen mit Proviant und seinen transportablen Schäßen, Kleidern und Schmuckstücken. Sein Elsenbein hatte Ngilla am Tage vor dem Ausmarsch an verschiedenen verborgenen Stellen in den sein Dorf umgebenden Büschen vergraben. An die Weiber reiheten sich die



369. Die Chevalière D'Eon als Fräulein
Bauermeister Augier von 1787

besten Krieger an, diesen folgte die Musikkapelle, die Leibrosse des Königs und schließlich dieser selbst, umgeben von seiner Amazonengarde. Er hatte seine stärksten und ergebensten Frauen mit den besten Gewehren, Perkussionsflinten, ausgerüstet.“ Am bekanntesten sind in der Neuzeit die Amazonen von Dahomey geworden. Ihre Bewandtheit, Kühnheit und ihr Anteil am Schlachten Sieg sind oft geschildert worden. Diese 5000 weiblichen Soldaten waren die Elite des ganzen Heeres. Wurde eine schlapp, so erscholl sicher um sie herum von ihren Kameradinnen der Ruf: Du bist ein Mann! Der landesüblichen Brannweinorte sollen sie stark zugesprochen haben, und Misshandlungen Untergebener im Dienst waren an der Tagesordnung. Auch auf Schmerzunempfindlichkeit waren sie nach Möglichkeit gedrillt. Ein Missionar sah sie über Barriladen von 2 m Höhe und 6 m Breite klimmen, die aus stachlichen Pflanzen getürmt waren. Alle trugen bei dieser Manöverübung stark blutende Wunden an Äußern und Beinen davon.

Wenn in ein so gestaltetes Milieu die fremde europäische Kultur einfällt, so kann man sich denken, daß auf beiden Seiten völlige Verständnislosigkeit für einander herrschen wird. Das sah man so recht bei Begegnungen eines Verteidigungsprozesses, den der ultramontane Sittlichkeitstreiter Roerl gegen einen Kolonialbeamten Sch. führte. Ich will aus der Verhandlung einige Stellen anführen, soweit sie für unser Thema von Belang sind:

Rechtsanwalt B. zum Zeugen Pater M.: Können Sie es auf Ihren Eid nehmen, daß die Leute niemals von der Mission zu Ungehörigkeiten gegen die Gesetze aufgefordert wurden? — Pater M.: Jawohl. — Vorsitzender: Ist nicht direkt von der Mission eine Aufforderung erlassen worden, einer Regierungsverordnung den Gehorsam zu versagen? — Pater M.: Ich habe die Pflicht, die Leute zum Gehorsam gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze aufzufordern. Wenn ein Beizirksteuer eine Verordnung erläßt wie die der nächtlichen Tanzverfügung, die gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze verstößt, so ist es meine Pflicht, den Leuten zu sagen, daß das nicht gesetzlich sei. — Die Beweisaufnahme geht nur zu dem Fall der Frauenkönigin Sissagbe über. Der Abgeordnete Roerl hat s. J. im Reichstag gesagt: „Meine Herren, wie weit die Selbstherrlichkeit und das Machtgefühl des Herrn Sch. geht, zeigt ein anderer Vorfall, der geradezu mädchenhaft klingt, aber auf Tatsachen beruht. Am 7. März 1903 proklamierte Herr Sch. seine schwarze Konkubine Sissagbe, die zugleich den Beruf hatte, für die Besucher der Station schwarze Weiber zu besorgen, formell und amtlich zur Jenufia d. h. zur Königin. Er befahl den Leuten, ihr Gehorsam zu erweisen. Zugleich verlieh er ihr, und das ist das Tollste, die Gerichtsbarkeit. Als Zeichen der königlichen Würde erhielt sie einen Degen.“ — Angellagter Sch.: So weit die Angaben für mich ungünstig sind, sind sie unwahr und wider besseres Wissen gemacht. Diese Sissagbe war eine kluge, einflußreiche Frau. Sie wurde von den versammelten Ältesten von Atakpame zur Königin gewählt und von mir bestätigt. — Vorsitzender: Hatten Sie ihr auch die Gerichtsbarkeit über die Männer übertragen? — Angellagter Sch.: Nein, wenn sie das getan haben sollte, hat sie es sich angemahnt, ich glaube es aber nicht. — Vorsitzender: War die Sissagbe Ihre Konkubine? — Angellagter Sch.: Das ist ausgeschlossen, sie war ein altes, häßliches Weib von vierzig Jahren. Es ist unerhört, wie man auf diese Idee kommen konnte. Ebenso lächerlich ist, daß ich ihr einen Degen verliehen habe. Wie kann das ein denkender Mensch annehmen. — Pater M.: Ich habe wiederholt gehört, daß die Sissagbe die Konkubine des Herrn Sch. gewesen ist. Der Koch Wofo sagte, daß Sch. sie öfter zu sich kommen ließ. Ich habe den Koch für glaubwürdig gehalten, in der Verhandlung 1906 in Lomé versuchte die Partei des Herrn Sch. aber mit allen Mitteln, den Koch als unglaublich hinzustellen, es wurde gesagt, daß er schwer bestraft sei. — Vorsitzender:



370. Zur Strecke gebracht. Kupfer von Dr. Wenzel nach einem Gemälde von Gessner. Um 1775

Der Angeklagte erklärt, daß die Sissagbe nicht die Gerichtsbarkeit über die Männer gehabt habe. — Pater M.: Gerade darüber herrschte unter den Männern Unwill. Ich weiß von zwei Fällen aus den Mitteilungen der betreffenden Männer, daß sie von der Sissagbe bestraft wurden. Es handelte sich dabei um das sogenannte Fetischessen, einen Trank, der bei Ehebruch eingegeben wird und beim ersten Male harmlos ist, im Rückfall aber gewöhnlich dazu dient, die betreffende Person zu vergiften. — Vorsitzender: Meinen Sie, daß der Angeklagte sie zu den Männer-Palavern ermächtigt hat? — Pater M.: Ich muß das annehmen. Sie hat Männer vorgeladen und ließ sich eine Kostensumme von fünf bis zehn Mark geben und gewöhnlich noch eine Flasche Schnaps dazu. — Abgeordneter Roeren: Wurde die Sissagbe nicht allgemein als Prostituierte bezeichnet? — Pater M.: Ja, die Leute sagten, sie habe viele Männer, aber keinen Mann. — Vorsitzender: Das heißt wohl, sie war nicht verheiratet? — Pater M.: Sie war mit einem Häuptling verheiratet und hatte nacheinander sieben Männer. — Abgeordneter Rooren: Haben es die Eingeborenen nicht auch unangenehm empfunden, daß Sch. durch die Sissagbe Mädchen zum nächtlichen Tanz herbeiholen ließ? — Pater M.: Jawohl. An den Tanz knüpften sich noch alle möglichen andern Belustigungen, und es wurde Klage geführt, daß die Mädchen vom Tanz immer erst spät nach Hause gekommen seien. Kulowina fragt mir, daß Sch. alle jungen Mädchen desloriere. — Rechtsanwalt S.: Ist es nicht richtig, daß die Mission unterscheidet zwischen Vollständen, die sie selbst unterstützt, und Tänzen, welche ausdrücklich als nächtliche bezeichnet werden? — Pater M.: Jawohl. — Rechtsanwalt B. fragt den Zeugen, ob er nicht selbst an den sogenannten nächtlichen Tänzen teilgenommen habe? — Pater M.: Nein, an den nächtlichen Tänzen niemals, wohl aber an den Tänzen am Tage, zum Beispiel an Kaisers Geburtstag. — Rechtsanwalt B.: Wir werden beweisen, daß die

Patreis auch an Tänzen teilnahmen, die nicht weniger lange dauerten, als die sogenannten nächtlichen Tänze. — Angeklagter Sch.: Handen nicht auch auf der Mission selbst Tänze statt, an denen Frauen und Mädchen teilnahmen? — Pater M.: Niemals, nur unsre Knaben ließen wir manchmal tanzen. — Angeklagter Sch.: Das Fetischessen hat mit der Institution einer Frauenshönigin nichts zu tun. Der Zeuge wird wissen, daß Sissagbe auch Oberpriesterin war. Um das Fetischessen drehte sich hauptsächlich der Streit der Mission, die verlangte, daß ich es abschaffen sollte, was ich nicht konnte. — Pater M.: In andern Bezirken war es aber nicht gestattet. Ich weiß, daß Hauptmann v. D. mehrere Leute deshalb hängen ließ. — Rechtsanwalt B.: Sind Sie nicht selbst bei der Sissagbe gewesen? — Pater M.: Gewiß, aber ich war nur dann in der Wohnung, wenn sie, was manchmal der Fall war, frank



371. Revolutionäre Hallendamen. Deutscher Röster. Um 1790.

lag. — Angeklagter Sch.: Bei mir hat sich die Sisagbe mehrfach beschwert, daß sie von den Patres belästigt wurde. — Vater A.: Mir wurde von Herrn A. erzählt, daß Herr Sch. einige Male gesagt habe: heute wollen wir uns einen vergnügten Abend machen, da wollen wir zu der Sisagbe schicken, damit sie uns junge Mädchen besorge. — Angeklagter Sch.: Ich bestreite das. — Zeuge A.: Ich weiß auch nichts davon. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Sisagbe die Konkubine des Herrn Sch.

gewesen sei, denn sie war eine alte häßliche Frau. Ich habe auch nie etwas davon gehört, daß sie als Prostituierte galt. — Beizirkrichter A. hat die Sisagbe öfter gesehen. Sie machte einen anständigen und würdigen Eindruck und war meist von einem Hofsstaat von Weibern umgeben. Sie war 35 bis 40 Jahre alt und besaß körperlich durchaus nichts Anziehendes. —

Die „Leute“, von denen hier die Rede ist, sind nicht ostelbische Gutsarbeiter oder Rekruten, sondern die Eingeborenen von Togo, dem Nachbarland von Dahomey. Zwei Millionen Schwarze und eine Hand voll Weiße. Jedes Dorf hat eine Gerichtshalle, ein Palaver- und ein Fetisch-Haus, und man ist so sittlich und fromm, wie man's gelernt hat, und sieht noch halb in mutterrechtlichen Verhältnissen drin. Aber dem weißen Vaterrechtler, dergleichfalls bloß so sittlich und fromm ist, wie er's gelernt hat, dem ist das Tanzfest der Umwerbung ein schamloser Gräuel, der redet von „Konkubine“ und „Prostituierter“ und sieht es im stillen nicht ungern, wenn die Praktikanten des Gottesurteils gehängt werden. Die Gehängten kann man



ALEXANDRINE BARREAU

Grenadier au 2^{me} Bataillon du Tch. 26 Thermidor an 2 (13 Août 1793.)

372. Die Grenadettin Alexandreine Barreau. französischer Künstler



BELLE ACTION.

de l'Epoque du General Verdier Brumaire an 9. (Aquarell 1800.)

373. Die Generalin Verdier. französischer Künstler

nicht mehr damit trösten, daß das Gottesurteil früher bei uns von den geistlichen Vorfahren eben dieser Missionare besonders fleißig praktiziert wurde, ja daß sie das gleiche Tötlich-Ehen unter einander anwanden (*purgatio per eucharistiam*). Aber es könnte mal jemand auf den Einfall kommen und den dertigen „Konkubinen“ erzählen, daß auch des weißen Massa gesetzlich vermählte Gattin im großmächtigen Heimatlande von den Priestern „Konkubine“ tituliert wird, wenn sie seinen Segen nicht einholt. Das Spiel ist immer das gleiche. Auch die Moral ist nur — Macht. Man komme uns aber wenigstens in wissenschaftlichen Werken nicht mit angeblichen inneren und absoluten Werten der herrschenden Moral.

Wir haben gesehn, daß die äußere Erscheinungsform der Amazonen keinen feststehenden Charakter aufweist. Die Statue des Vaticans ist eine Amazone, und die Barrabaden-Kletterin von Dahomey ist auch eine Amazone. Der verbindende Grundzug, der es erlaubt, die verschiedenen Typen in eine Kultivierung zusammenzulegen, ist rein psychologisch. Es handelt sich eben um besondere aktive oder energische NATUREN, wie jetzt ein vielsagender Ausdruck lautet. Als solche sind die Amazonen aller Art nur ein Glied in der fortlaufenden Kette unseres Themas. Wo immer ein Amazonentum als einzelne oder Massenerscheinung auftritt, erklärt es sich ohne Schwierigkeit aus den beständig vorhandenen Möglichkeiten in der Phantasie des Weibes. Da ist nichts weiter nötig als Gelegenheit zur Entfaltung; oder anders ausgedrückt: es brauchen nur bisherige Hemmungen fallen.

So ist es gar nicht verwunderlich, daß zum Beispiel die russische Frau des 18. Jahrhunderts fast plötzlich von der Zurückgezogenheit im Terem zur schrankenlosen Veräußerung in der Öffentlichkeit überging. Man sah neben Katharina II. die Fürstin Dolchew in Männerkleidern zu Pferde reiten. Im Nebenamt war sie Direktor der Akademie der Wissenschaften. Die Gräfin Puschkin kommandierte in Wirklichkeit die Truppen, die ihr Gemahl in Finnland zu führen hatte, und es wurde keine Bewegung gegen den Feind unternommen, bevor nicht ihre Ansicht eingeholt war. Wie Bernh. Stern angibt, zitterte der Kriegsminister Soltikow vor seiner Frau mehr, als die ganze Armee vor ihm. Madame Mellin war der eigentliche Oberst des Regiments Tobolsk; während sich der Mann kaum zu zeigen getraute, empfing die Frau in Narwa bei ihrer Toilette die Rapporte, ging auf die Parade, inspizierte die Wachen. Bei einem Überfall, den die Schweden versuchten, trat sie in Uniform aus dem Zelt, stellte sich an die Spitze eines Bataillons und marschierte gegen den Feind. Das Amazonentum ist an kein spezielles Land gebunden. Die Generalin Verdier, von Hause aus



374. Eine Heroine der Dauphiné von 1692
Grauwacke von Legras



Die Jagdherrin. Farbige Lithographie nach Alfred de Dreux. Um 1855

eine italienische Sängerin, stand in Ägypten in einem Carré in der ersten Feuerlinie. Auf dem Rückzug von St. Jean d'Acé war sie beim äußersten Nachstrab und rettete Schwerverwundete auf ihrem Pferde. Wir werden sie noch im nächsten Kapitel wiederfinden. Weniger auf die Wohlfahrt ihrer Mitmenschen bedacht waren zwei Amazonen, die vor einigen Jahren in den Prärien Colorados einem Automobil entgegensprengten. Den Insassen, einem reichen Kaufmann aus Buffalo nebst vier Gefährten, winkten sie zu, man möchte einen Augenblick anhalten. Die Männer glaubten, die Reiterinnen in Khaki und breitkämpigen Hüten seien Cowgirls des wilden Westens und stoppten ihren Motor. Aber sogleich zog die eine den Revolver und rief das ominöse „Hände hoch!“, während die andre den Herren gemütlich die Taschen leerte. Dann rissen sie die Pferde herum und waren im Nu verschwunden. Den Beuteaubten blieb nichts als die Konstatierung, daß sie es mit ausgezeichneten Reiterinnen zu tun gehabt hatten.

Während der französischen Revolution stand ein Amazonentum auf, das unverkenbar grausame Züge im Antlitz trug. Anfangs war es noch der Altar der Freiheit und des Vaterlandes, um den sich die Frauen scharten, um nach dem Beispiel, das die freien amerikanischen Provinzen gegeben hatten, Geschmeide- und Radelgelder dem Gemeinwohl zu opfern. Männer, Brüder, Liebhaber wurden von ihnen gedrängt, mit in die Schranken zu treten. Es war bald nichts außergewöhnliches mehr, daß Frauen in Reih und Glied der Kämpfenden traten und die Waffen so gut handhabten wie irgend ein Mann. Am 10. August 1792 tat sich Madameisselle Théroigne bei der Erstürmung der Tuilerien besonders hervor. Sie rief die Fliehenden zurück und griff an der Spitze der Marschall zum zweiten Male an. Zur Belohnung für ihre Tapferkeit gab man ihr die Erlaubnis, unter den Mitgliedern und auf den Bänken der Nationalversammlung sitzen zu dürfen. Der Engländer Moore sah diese Amazone einige Tage darauf in einem Reitkleide und der Uniform der Nationalgarde in die Versammlung treten; er sagt, sie hatte eine kriegerische Miene, die einen tapferen Mann nicht über gesleiden hätte.

Sehr bald aber trat die Wirkung jener Psychologie der Massen ein, von der bereits auf Seite 246—254 die Rede war. Die größeren Impulse führten zu den größeren Instinkthandlungen. Das wird recht ersichtlich, wenn wir den Bericht eines unmittelbaren Zeitgenossen überfliegen:

„Schon lange vor der Revolution wußt man den französischen Weibern vor, daß sie, uneingedenk der Zartheit und Verschämtheit ihres Geschlechts, den scheußlichsten Hinrichtungen bewohnten. Diese Eigenheit be-
zog auf Kind, Weiberverlust.“



375. Die Herzogin von Devonshire
Aufstellung auf ihre Freistellung des Ministers vor
Englischer Karikatur von 1805



376. Das Amazonenheer. Lithographie von Ludwig Burger. Um 1848

haupteten die Französinnen auch während der Revolution. Die täglichen, immer zahlreicheren Exekutionen ermüdeten und sägten Männer und Frauen nicht nur allein nicht, sondern schienen vielmehr ihren Mordurst oder ihre Begierde nach blutigen Schauspielen zu reizen. Zuschauer und Zuschauermassen gingen von dem Anblick ganzer Haufen von Leichnamen und dampfender Ströme von Blut in die Theater, die selbst an den Todesrügen des Königs und der Königin nicht weniger als zu andern Zeiten angefüllt waren . . . Die meisten Ungeheuer, welche Robespierre und dessen Rote in die Provinzen schickte, um ganze Städte zu verheeren, ganze Familien mit der Wurzel auszurotten, ja, viele hunderte und tausende durch das Mordbeil oder durch Karthäischen oder durch Gräuungen von der Erde zu vertilgen, hatten Saitinnen oder Waltronen an ihrer Seite, welche mit ihren Männern oder Ehehabern in den Künsten und Werken der Grausamkeiten wetteiferten; und hingegen nennt die Geschichte der Revolution nur ein einziges Weib, das durch fanstte Menschlichkeit eben den Bürger entwaffnete, den sie durch ihre Schönheit besiegt hatte. Es ist nicht möglich, und auch nicht nötig, alle die Greuel aufzuhedden, welche die von Robespierre ausgehandten männlichen und weiblichen Wütende ausgeübt haben; denn wenn irgend etwas einen anhaltenden Zweck an dem Dasein eines gerechten, gütigen und allmächtigen Gottes erregen könnte, so wäre es eine vollständige Geschichte der Missstände, deren sich die vorher genannten Unmenschen schuldig gemacht haben. Die sträubende Hand vermag es kaum, nur einige Proben jener Scheußlichkeiten niederzuwehren. — Die Frau des blutdürstigen Le Bon ließ sich jeden Abend von den Kerkermeistern die Vergnügungen der Verhafteten bringen, und feste mit eigner Hand ein G hinter die Namen derjenigen, welche am folgenden Morgen hingerichtet werden sollten. Eines Tages sollte ein ungewöhnliches Mordschauspiel aufgeführt werden, und achtundzwanzig Personen, unter diesen dreizehn junge Mädchen, auf einmal abgetan werden. Le Bon erteilte den Befehl, daß das Volk bei diesem Schauspiel er-

scheinen sollte: welchem Befehl man sich nicht ohne Todesgefahr entziehen durfte. Eine angehende Witwe konnte sich wegen Unpässlichkeit nicht bei der großen Guillotine einfinden, und schickte deswegen ihre Tochter, als Stellvertreterin. Die Mutter schwärzte es der Tochter auf das ernstlichste ein, daß sie bei den Hinrichtungen ja kein Zelchen von teilnehmender Rührung geben möchte. Die Tochter versprach, genau über sich zu wachen, und hielt dieses Versprechen bis zur Vorführung des schrecklichen Schauspiels. In diesem erwiderte sie eine ihrer vertrautesten Jugendfreundinnen, von der sie gar nicht gewußt hatte, daß sie das Blutgerüst bereiten werde. Bei dem Anblick der zum Tode gehenden Freundin konnte sie unmöglich Tränen nicht zurückhalten. Ungläublicherweise trennte das Bett nicht auf einmal den Kopf von dem übrigen Körper. Der Scharfrichter mußte mit einem Messer nachhelfen. Bei dieser Weyelei fiel die Teilnehmerin in Ohnmacht. Als das Weib des L. Bon, das fast auf dem Blutgerüst saß, die Ohnmacht des Mädchens wahrnahm, so drückte die Mörderin laut: sehet das Untier von Aristokrat! halte sie fest! — Mutter und Tochter wurden sofort eingezogen; und die letztere mußte nach zwei Tagen ihre Tränen und ihre Ohnmacht mit dem Tode büßen . . . Die französischen Weiber waren im ganzen, so wohl während als nach der Schreckenszeit wütende Republikanerinnen, die Polisarden und die Frauen und Töchter des vormalig privilegierten Standes ausgenommen. Die Männer und Weiber der mittleren und geringeren Klassen wurden dadurch der Revolution am meisten gewogen, daß die Reichen und Vornehmen alle Dienste und andere Lasten gleich den Armen und Geringen tun und tragen mußten; daß diese neben jenen sien und ratschlagen, ja daß sie sogar dieseljenigen in Furcht liegen konnten, durch deren Vorteile, Ehrenstellen und Prunk sie vormals so sehr waren gedemütigt worden. Um dieser schmeichelhaften Vorteile willen opferten Männer und Weiber nicht nur willig ihren Überflug oder ihre Bequemlichkeiten, sondern selbst das Notwendige auf. Wenn man bei den täglichen Ausstellungen kein Brot erhalten hatte, so bewies die Frau ihrem Mann, daß das Unglück, in vierundzwanzig Stunden kein Brot zu haben, sehr erträglich sei. Man muß, sagte sie, der Freiheit etwas aufopfern, und ging dann mit einer Miene in die Brotkämmern, als wenn ihr die Wahl deßten, was sie sochen wolle, schwer werde. Viele Teile waren mit einem Gericht von Eiern und Kartoffeln zufrieden . . .

Als eifrigste Republikanerinnen waren die Weiber bei Empörungen und Aufständen gewöhnlich die ersten Triebfeder, oder machten wenigstens die größte Zahl aus. Die Französinnen arbeiten überhaupt weniger als die deutschen Frauen und Mädchen. Sie konnten sich also auch ohne großen Schaden von ihrem Haushofen entfernen, anstatt daß die Abwesenheit der Männer sogleich eine Siedlung des Gewerbes veranlaße. Wenn Weiber über Meuterien betroffen wurden, so strafte man sie der Regel nach gelinder, als die Männer; und dies Privilegium ihres Geschlechts mache sie nur um soho mutiger. Es kamen überdem täglich Hunderte oder Tausende von Weibern zu den Ausstellungen des Brots oder Mehls oder der Kohlen, oder zu den gerichtlichen Verhören und bei andern öffentlichen Verfällen zusammen. Soische Weiberhaufen waren befähigt bereit und geneigt, bei den geringsten Anlässen Unruhen zu stiften; und an Anlässen dieser Art fehlte es in den Zeiten der Revolution selten oder niemals.

Abbildung Nr. 374 zeigt uns eine Heroine der Dauphiné von 1692. Es ist Mademoiselle de la Charce, die schöne Philis, die mit Degen und Pistole in den Krieg zog, weil der Ungetreue, den sie einst liebte, an der Spitze der feindlichen Truppen in ihr Heimatland eingefallen war. — Die



377. Sappeurs der weiblichen Nationalgarde
Bronzeföliche Lithographie von 1848



378. *Vorstadtkämpferin von 1830
französische Ereignisse*

Bernier's Abbildung Nr. 382 mehr dem modischen Kostüm seinen Ursprung verdankt. Die Krinoline als aufgeblähte Soldaten-Pumphose.



379. *Corps de Dames. Wiener Karikatur.*

Abbildungen Nr. 336, 359 und 371 geben Szenen aus der großen Revolution. Am 5. Oktober 1789 marschierten die Pariser Frauen nach der Residenz Versailles, um den König nach Paris zu holen und ihn zu zwingen, die Erklärung der Menschenrechte anzuerkennen. — Eine Vorstadtkämpferin der Julirevolution ist auf der französischen Spiellarte (Abbildung Nr. 378) verewigzt. — Für das Jahr 1848 ist die Auffassung schon weniger ernsthaft; indessen sind auch die männlichen Helden damals hauptsächlich der Karikatur verfallen. Abbildung Nr. 376 ist das Titelblatt einer ganzen Serie von Ludwig Burger. Die Damen strömen massenhaft und nicht gerade freudig zum Loyal der Kreis-Ersatz-Kommission, werden gemessen und auch sonst auf Herz und Nieren geprüft, wie sich durch die Fensterscheibe beobachten lässt. Im Vordergrund werden alle weiblichen Geräuschen zu einem Scheiterhaufen zusammengeworfen; aber das Oberst des Paniers bleibt doch — der Pantoffel. Nr. 350, 377 und 379 lächeln spöttisch über die Amazonen, während der „weibliche Tambour-Major“ Bernier's (Abbildung Nr. 382) mehr dem modischen Kostüm

Während die Amazonen zu Fuß heutzutage auf das Ausbrechen eines Krieges warten müssen, um ihren Expansionsdrang zu befriedigen, ist das Amazonentum zu Pferde ein dauerndes Privileg der oberen Gesellschaftsklassen geblieben. Die illustrierten Blätter werden nicht müde, Photographien von reitenden Damen zu veröffentlichen. Allerdings sieht man die Damen da nicht „im Herrnsattel“, wie es noch der englische Stich von 1820 zeigt (Abbildung Nr. 337); hier bricht das Pferdchen unter der spärgigen Last der Emanzipierten fast zusammen. Drei Generationen haben genügt, um in England den seitlichen Sitz und besonders den langen, beim Gehen unmöglichkeit Reitrock zur Vorschrift zu machen. So konnte es geschehen, daß eine französische Sängerin im Londoner Hyde-Park mit „Shockings“ bombardiert wurde, als sie einen Spazierritt — im Herrnsattel unternahm? Nein, das schreckliche Rodungsium war bis zur Kniebeuge schmal geschnitten! „Am Schloß sind weiße Passamenteien

angebracht, in denen Perlen verarbeitet sind; auch das Muster des sichtbaren Strumpfes aus echter Spize ist mit Perlen benäht", wußte der Reporter zu schildern. Der Reporter hatte auch gleich seine Kamera im Anschlag, und so erschien das „anständige“ Bild als neueste Sensation in allen Zeitschriften der Welt. Auch ein Beitrag zur modernen Sexualpsychologie.

In welch Verlegenheit der lange Reitrock die Künstler bringt, zeigen unsre Abbildungen. Auf der Travestie von A. Grévin (Abbildung Nr. 381) bedeckt es in tühnem Schwunge das ganze Noh, und auf der Lithographie von 1854 (Abbildung Nr. 380) reicht sein Volumen zu einem Sac, in dem die ganze Reiterin verschwinden könnte. Auf der farbenprächtigen Lithographie nach Alfred de Dreux (siehe farbige Beilage) hat sich der Künstler durch das chaneant-artige Schillern des Stoffes in reizvoller Weise zu helfen gesucht. Schlimmer aber ist es um die ästhetische Wirkung des Unterlörpers bestellt, sobald die Reiterinnen abgesessen sind. Man vergleiche daraufhin die Abbildungen Nr. 353, 383, 386, 388. Eine Art Rockhose tragen die „zwei Herzoginnen auf der Jagd“ (Abbildung Nr. 363). Dieser Kupfer des 17. Jahrhunderts führt uns zu einer bemerkenswerten Ehrenauszeichnung, die in vielfach unbekanntem Umfange an sogen. allerhöchste Damen verliehen wird. Sie steht in ebenso bemerkenswertem Widerspruch zu einer ebenfalls allerhöchsten Äußerung, wonach die Hauptaufgabe der Frau nicht im Erreichen von vermeintlichen Rechten liege, in denen sie es den Männern gleich tun könne, sondern in der süssen Arbeit im Hause und in der Familie. Man sieht wieder: eins schickt sich nicht für alle, und unter Umständen hat ein ganzes Regiment ex officio vor einer Amazone stramm zu stehn. Ich entnehme die betreffende Rangliste einem konserватiven Blatt und ich hoffe, sie ist bis dato komplett und keine der existierenden „Gefesenen“ übersehen:

Insgesamt 20 Fürstinnen gehören dem deutschen Heere als Chef oder Inhaber von Regimentern oder Battallonen an. Davon stehen 18 Fürstinnen an der Spize preußischer oder kleinbundesaalischer und zwei an der Spize württembergischer Truppenteile. Die Kaiserin ist Chef des Jäger-Regiments Königin (Schleswig-holsteinisches) Nr. 56 in Glendburg und Sonderburg. Die Herzogin Luise Margarete von Sennhaugt, Prinzessin Arthur von England, eine Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, wurde am 14. September 1890 zum Chef des in Preußen und Angermünde stehenden Infanterie-Regiments Prinz Friedrich Karl von Preußen (S. brandenburgisches) Nr. 64 ernannt. Der Königin Mutter Emma der Niederlande verließ der Kaiser am 31. Mai 1892 das Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (z. westfälisches) Nr. 15 in Münster. Die Großherzogin von Baden wurde bei der großen Herbstparade des Gardekorps am 1. September 1895 zum Chef des Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 ernannt, dessen Chef



380. Hohe Schule. Lithographie nach A. De Dreux. Um 1854.

die Kaiserin Augusta bis zu ihrem Tode war. Auch die jugendliche Königin Wilhelmine der Niederlande ist mit dem deutschen Heere aufs Innigste verbunden. Der Kaiser ernannte sie am 31. August 1898, ihrem 18. Geburtstage und gleichzeitigem Tage ihres Regierungsantritts, zum Chef des Husaren-Regiments (hannoversches) Nr. 15 in Wandsbek und verlieh dem Regiment hierbei den Namen „Königin Wilhelmine der Niederlande“. Des Ferneren ist die Kronprinzessin von Griechenland, Prinzessin Sophie, eine Schwester des Kaisers, Chef des Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiments Nr. 3 in Charlottenburg, die Kaiserin Alexandra von Russland, Schwester des regierenden Großherzogs von Hessen, Chef des 2. Garde-Dragoner-Regiments Kaiserin Alexandra von Russland in Berlin, die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Weiningen, Älteste Schwester des Kaisers, Chef des in Breslau stehenden Grenadier-Regiments König Friedrich III. (z. schlesisches) Nr. 11; die Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, ebenfalls eine Schwester des Kaisers, Chef des 5. westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 in Köln, die Königin-Mutter von Italien Chef des kurfürstlichen Jägerbataillons Nr. 11 in Marburg und die Großherzogin von Hessen und bei Rhein ist Inhaberin des Infanterie-Leibregiments Großherzogin (z. großherzoglich-hessisches) Nr. 117 in Mainz. Im Verlauf der letzten Jahre hat der Kaiser allein sechs Fürstinnen zu Regimentschef ernannt. Der Königin von Schweden verlieh der Kaiser das Jäger-Regiment Königin Ulrika von Schweden (pommersches) Nr. 34 in Stettin und der Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen das Dragoner-Regiment von Arnim (z. brandenburgisches) Nr. 12 in Gnesen. Die Kronprinzessin Cecilie nennt sich Chef des Dragoner-Regiments König Friedrich III. (z. schlesisches) Nr. 8 in Oels, Kreuzburg, Berstadt und Namslau. Des Kaiserpaars Tochter, die Prinzessin Ulrika Luise von Preußen ist neben dem Kaiser Chef des 2. Potsdamer-Husaren-Regiments Königin Ulrika von Preußen Nr. 2 in Danzig (Langfuhr), die Prinzessin Friederike Karl von Hessen, Prinzessin von Preußen, jüngste Schwester des Kaisers, steht als Chef an der Spitze des Jäger-Regiments von Gerdorf (kurhessisches) Nr. 80 in Wiesbaden und Homburg vor der Höhe. Erst seit kurzer Zeit ist auch die Königin von England Chef eines preußischen Regiments. Der Kaiser verlieh ihr das in Stolp garnisonierende Husaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt (pommersches) Nr. 5.



381. Jägerin zu Pferde aus der Zeit Ludwigs XIII. Zeichnung von A. Grévin

Vom Männerduell war gesprochen worden (Seite 92). Es ist, aus dem Tierreiche her, ein biologischer Bestandteil der Umliebung, als solcher begründet, sobald der Kampf um ein Weibchen geht, und in dieser Form niemals ausrottbar. Aber was soll man vom Frauenduell sagen? Biologisch, im gleichen Sinne, läßt sich da nichts begründen. In der Tierwelt rauschen sich die Weibchen nicht um ein Männchen. Es würde ihnen auch nichts nützen. Denn: war das betreffende Männchen indifferent, so wird es auch nachher ungerührt bleiben; war es aber schon vorher angereizt, so kann durch die überflüssige Beteiligung eines anderen Weibchens nichts gewonnen werden. In der Menschheitsgeschichte dagegen kommen Fälle vor wie folgender:

Der Due de Richelieu war die Ursache eines bis dahin unerhörten Zweikampfs zwischen zwei Weibern, die sich um seinen Besitz stritten, zwischen der Frau von Polignac und der von Nesle. Er half nichts, daß der Herzog der ersten zu wiederholten Male den Abschied gab. Die Frau von Polignac liebte den Untreuen stets mit gleicher Festigkeit, und sie war daher auf alle die Damen eifersüchtig, welche auf sie nicht einzeln, sondern in ganzen Haufen und auf einmal gefordert waren. In diesen Quälern der Eifersucht stieß sie eines Tages auf Madame de Nesle, und forderte sie auf Pistolen in das Holz von Boulogne. Die Frau von Nesle nahm die Ausforderung begeistert an, in eben der Meinung, die auch ihre Widersacherin hegte, daß sie entweder ihre Nebenbuhlerin töten, und allein im Besitz des Geliebten würde. Beide Damen erschienen, und schossen ihre Pistolen auf einmal los. Die Frau von Nesle fiel, und im Fallen wurde ihrer schöne Brust mit Blut bedeckt. Daher hin, rief die Siegerin, ich will dich lehren, einer Frau wie ich bin, einen Liebhaber abzujagen. Wenn ich die Verräterin in meiner Gewalt hätte, so würde ich ihr Herz verzehren, wie ich ihr Gehirn verbrannt habe! Ein junger Mensch, der diese grausamen Worte hörte, bat sie, sich zu mägeln, um nicht einer Unglücksblüte zu spotten, welche ihr wenigstens durch ihren Mut Hochachtung abwinge. Schweiß, junger Unbekannter, rief Frau von Polignac, es gesieht dir nicht, mir Lehen geben zu wollen! Die Frau von Nesle war nicht, wie man anfangs fürchtete, in der Brust, sondern sehr leicht an der Schulter verwundet. Als sie wieder zu sich kam, fragte man sie, ob denn der Liebhaber, um dessen Besitz sie gekämpft habe, sich auch der Würde veriohne. O ja, antwortete die Verwundete, er verdient, daß man ein noch viel schöneres Blut für ihn vergieße. Er ist der liebenswürdigste Mann des Hutes. Alle Damen stellen ihm Schlingen. Ich hoffe aber, daß der Beweis von Liebe, den ich jetzt gegeben habe, mir ihn ungeziert verschaffen werde.



382. Der weibliche Tambour-Major
Kupferstich von G. Bernier. 1869



383. Reitdame. Zeichnung von Berlau. 1874



384. Amazone von Mantua. Photographische Gesellschaft

gemeinsamen Geliebten heiraten dürfe. Am Entscheidungstage suchte Maria ihre Freundin in deren Wohnung auf, bleich und entflossen. Zefaterina machte den Verdacht, das Duell rüdgängig zu machen, und schlug der Freundin vor, alles beim alten zu lassen. Maria rief ihr aber ein entschiedenes „Nein!“ entgegen und fragte sie höhnisch, ob sie schon den Mut verloren habe. Darauf griffen die beiden Mädchen zu Messern und gingen auseinander los. Nach kurzem Kampf entstieß der Zefaterina das Messer, und Maria stürzte sich nun wutentbrannt auf die Nebenzimmer und stach sie nieder.

Als Erklärung für diese Fälle, in denen wirklich das Leben gewagt wurde, bleibt nur die Herrschsucht des Weibes, die Begierde der Macht, die den Mann als bloßes Objekt ansieht und dem Siege an und für sich eine befriedigende Auslösung abzugewinnen versteht. Um andre Motive, nämlich um die Befestigung des hemmenden Ehemannes zu Gunsten des Liebhabers, handelt es sich im nachstehenden Fall der russischen Rechtmeisterin, der eine völlige Analogie ist zu dem auf Seite 347 angeführten Fall einer Amerikanerin:

Eine junge Russin, Frau Nadja X. in Moskau, darf für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, die erste Frau zu sein, die ihren Mann regelrecht im Duell erstochen hat. Den tragischen Fall, der in Moskau ungeheure Aufsehen erregte, erzählen die russischen Blätter folgendermaßen: Die junge, schlanke und geschmeidige Dame war mit einem Fechtschüler verheiratet und hatte selbst den gleichen Beruf wie ihr Mann. Die X. waren in Moskau ansässig und ihr Fechtsaal erfreute sich eines regen Besuchs. Nadja hatte im vorigen Frühjahr den ersten Preis bei einer Fechtkonkurrenz gewonnen, und bald war sie selbst die Hauptattraktion des Instituts. Die männlichen Besucher schwärmen sie natürlich an und betrachteten sie als ein befreundetes Glück, mit ihr fechten zu dürfen. Die Harmonie wurde jedoch eines Tages durch einen jungen Offizier gestört, der so eifrig mit den schönen Fechterin flirtete, daß ihr Mann eifersüchtig wurde und dem Offizier jene Züchtigung verabreichte, die gewöhnlich den Duell vorangeht. Aber nun gefielen etwas Wertwürdiges. Gleich nachdem die Sekundaner des Offiziers sich von dem Fechtmeister entfernt hatten, erhielt Herr X. den Besuch zweier anderer,

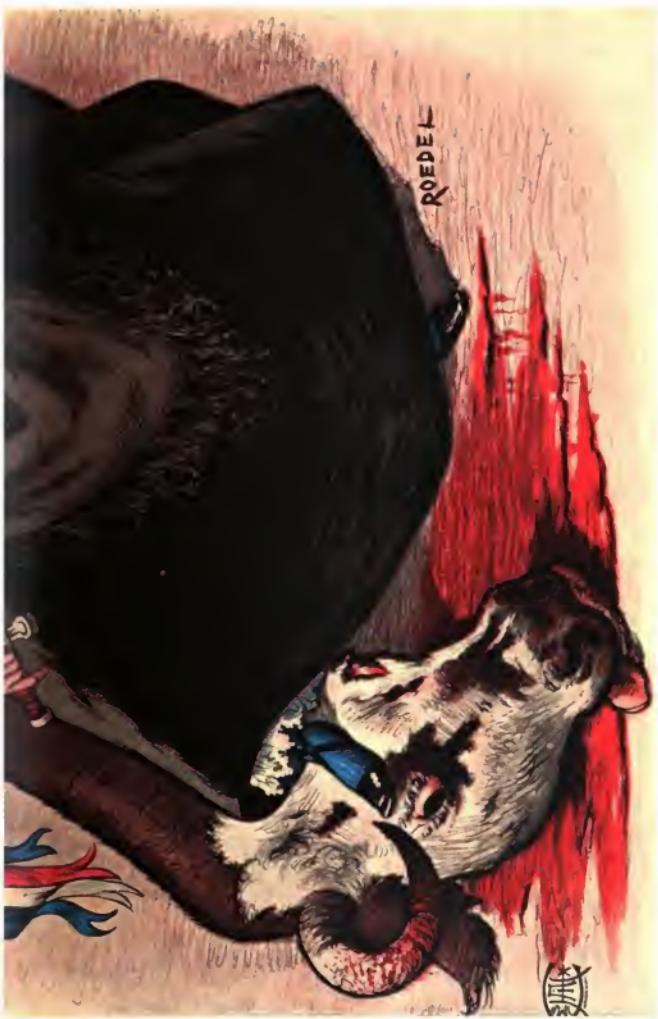
Ich habe euch, seht sie hinzu, zu viel Verbindlichkeit, um euch seinen Namen zu verschweigen. Es ist der Herzog von Alcheliu, ja der Herzog von Alcheliu, der Erstgeborene des Kriegsgottes und der Liebesgöttin!

Dass das vornehme Milieu oder die galante Atmosphäre des 18. Jahrhunderts nicht als alleinige Entstehungsursache in Betracht kommen kann, ersieht man aus einer Zeitungsnotiz vom vorigen Jahre:

Zwei Fabelfindchen in Odessa, Maria und Zefaterina, die als Jugendfreundinnen bisher stets in engster Freundschaft miteinander gelebt hatten, entweiteren sich vor einiger Zeit aus Eifersucht, da sie beide einen jungen Mann in gleicher Weise liebten. Die Nebenbuhlerchaft zwischen den beiden Freundinnen sprühte sich immer mehr zu, da der Gegenstand ihrer Liebe beiden juzielte schien und es mit keiner verbergen wollte. Endlich kam Maria auf den Gedanken, die Streitfrage in einer für Frauen nicht ganz passenden und darum auch nicht besonders häufig vorkommenden Weise auszuräumen: sie forderte ihre Freundin zum Zweikampf, und Zefaterina nahm dieforderung an. Das Duell wurde auf den 11. März anberaumt, und es wurde ausdrücklich abgemacht, daß die überlebende den



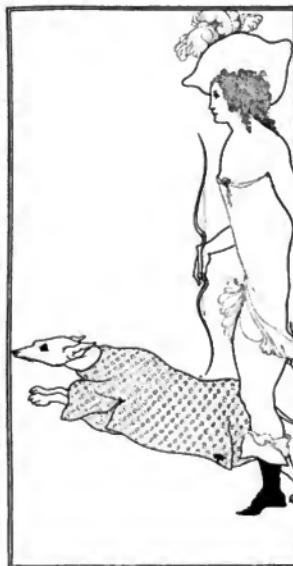
Die befriedigte Zora. Plakat von Riebel. Um 1910



und zwar fanden sie von seiner — Frau! Nadja hatte sich durch das Benehmen ihres Mannes beleidigt gefühlt, war von ihm fortgesogen und fandte ihm nun gleichfalls eine Herausforderung! Sie befand darauf, daß er sich mit ihr duellierte, ehe die Begegnung mit dem Offizier stattfand. Der Mann suchte erst diesem originellen Zweikampf zu entgehen, gab aber schließlich nach, weil er hoffte, sie auf diese Weise wieder versöhnen zu können. Er nahm also die Herausforderung an und begab sich auf den Kampfplatz. Statt zu der erhofften Veröhnung kam es jedoch zu einer blutigen Tragödie. X. stellte sich seiner Frau gegenüber, einer der Schuhanten kommandierte »Allez!«, und Nadja griff ihrem Mann an. Er wußte, daß sie eine gefährliche Gegnerin war, aber er fühlte sich ihr durchaus gewachsen. Er zog sich langsam unter Paraden zurück, ohne selbst ernstlich zu kämpfen. So verließ die erste Runde. Als die beiden Duellanten einander wieder gegenüberstanden, mußte der Mann zu einer anderen Taktik übergehen, um sein Leben zu retten. Er versuchte es mit vorsichtigen Angriffen und dachte auf diese Weise seine Gegnerin zu erwidern. Aber sie war zu gut trainiert: die zweite Runde verließ ebenso resolutlos wie die erste. So kam die dritte heran. Der Mann hielt sich hauptsächlich in der Defensive. Es war ja seine Frau, und er liebte sie noch immer. Er wollte sie nicht einmal verwunden, aber — da sprang sie ihm auch schon mit einem meisterhaften Sprung entgegen. Das Blöde ging ihm quer durch die Brust. Nadja war Witwe geworden. Seit dieser Affäre sind die Männer aus dem Fechtstaat der jungen Witwe verschwunden; dafür wird ihre Institut jetzt von Frauen gestürmt.

Jedenfalls bestehen keinerlei Ähnlichkeiten darin, daß das Frauenduell jemals, auch nicht in den Zeiten des Mutterrechtes, eine gesellschaftliche Institution gleich dem Zweikampf der Männer gewesen wäre. Verständlicher ist es, daß sich die Damen der professionellen Akrobatik für das Ausfechten von Streitigkeiten mit den Waffen in der Hand zu erwärmen pflegen. Hier ist das Duell eben sportähnliche Technik. So veranstaltete neuerdings eine Spanierin eine Vortragstreife in Südamerika, auf der sie das Frauenduell zur Vertheidigung der weiblichen Ehre predigte. Sie hatte gut predigen. Denn sie war unter den Gauchos aufgewachsen, verstand sich auf alle Künste dieser wilden Reitergesellen und trat selber als Ringlämpferin auf. „Warum sollen wir uns nicht wie die Männer schlagen“, rief sie mit schöner Gebärde aus, „haben wir nicht dieselbe Ehre, wie sie, ja, eine Ehre, die noch viel leichter verletzt werden kann? man wird uns bald nicht mehr das schwache Geschlecht nennen, wenn der Mann vor der Spitze unseres Degens oder vor der Mündung unseres Revolvers zu zittern gelernt hat!“ Sie erzählte dann noch von den Cowgirls von Arizona, die während des Galoppierens so lange mit dem Karabiner aufeinander feuern, bis die eine getroffen wird . . . Es wäre ein Wagnis, dieser in allen Sätteln gerechten Amazone die leicht verletzbare Ehre abstreiten zu wollen. Indessen, der allgemeinen Frauenbewegung dürfte auf diesem Wege vermöge Mangels an Muskeln kaum aufzuholen sein. Nur der einzelnen gelingt der Goup, nachdem sie sich gehörig auf japanisch-uns faire Tricks eingebürt hat:

Bei einem der kleinen Scharmüdel, die den Schlüß der Versammlungen der Frauenrechtlinnen zu bilden pflegen,
Sachs.-Kinst., Weiberkrieger



385. Italianta

Zeichnung von Kubry Beardsley. 1897

wollte ein „Policeman“ eine der lautesten und wildesten Auserinnen im Streit mit sanftester Gewalt aus dem Saale entfernen, als diese plötzlich eine schöne alteistische Pose einnahm und dem Güter der öffentlichen Ordnung sehr ruhig und sehr sicher zufiel: „Rühren Sie mich nicht an, wenn Sie nicht so zu Boden geworfen werden wollen, daß Sie die Beine in die Luft strecken müssen!“ Die prahltrifche Drohung machte dem herkulisch gebauten Schutzmann nicht wenig Spaß; mit einem mitteldielen Lächeln sagte er in geringsschätzigem Ton: „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nur ein schwaches Weib sind!“ — „Sehr richtig bemerkt!“ hörte die tapfere Frau, „aber wenn Sie es darauf ankommen lassen, verpflichte ich mich trotzdem, Sie, den Kleinen, nach allen Regeln der Kunst, das heißt meiner Kunst, zu werfen, daß Ihre Beine in der Luft zappein müssen.“ Der baumlange „Policeman“ lachte vergnügt auf; die Sache begann ihn aufs höchste zu amüsieren und interessieren. Die Vorlämpferin der politischen Betäubigung heilsamen Damen ließ sich aber durch den Spott und das Lachen des Beamten nicht aus der Fassung bringen; sie wurde jetzt vielmehr sehr spöttisch und ironisch und sagte, indem sie den Vertreter der heiligen Hermannad vom Kopf bis zu den Füßen musterte: „Im übrigen bemerkt ich, daß Sie kaum mehr als neunzig Kilogramm wiegen dürften; das freut mich um Ihrenwillen sehr; denn wenn Sie schwerer wären, könnten Sie sich beim Fallen leicht Schaden tun, was mit sehr leid late . . .“ Das war dem „Policeman“ doch ein bißchen zuviel; er fühlte sich schwer gekränkt und beschloß in seinem Sinne, dieser geschwätzigen, ledern Tochter etwas einen kleinen Denkschluß zu geben. Ohn sich aus weitesten Diskussionen einzulassen, packte er sie mit starker Hand bei den Schultern und sahen sich sehr nicht wenig zu wundern, daß die resolute Dame, die eben noch „den Mund so weit aufgerissen“ hatte, sich so ohne jede Mühe von der Stelle bewegen ließ. Das böse Nachspiel sollte aber bald kommen: die Frau ließ sich plötzlich leicht auf den Rücken fallen, zog den Mann zu sich herauf, fing ihn mit ihren Beinen, die sie wie zwei Sprungfedern gekrümmt hatte, auf, ließ die Sprungfedern geschnellt in die Höhe schnellen und bewirkte dadurch, daß der arme „Policeman“ ein paar Schritte weit geschleudert wurde, zu nicht geringem Erstaunen des Publikums lang hinschlug und die Beine, „wie Rettung suchend“, in die Luft strecte. Man lachte in Raum nicht wenig über dieses Abenteuer. Die tüchtige „Jiu-Jitsu“-Kämpferin war Frau G., die sich schon lange mit dem Gedanken trug, die Frauen durch sportliche Übungen für den Kampf mit der Polizei stark zu machen.

Es ist selbstverständlich, daß aus Amerika der Vorschlag kommt, den Chemann nötigenfalls zusammenzubogen:



386. Nach dem Reiten. Gemälde von Van Beers

Ein New Yorker Blatt stellte unlängst die Behauptung auf, daß es keine amerikanische Familie gebe, die nicht wenigstens einen Fall von Scheidung zu verzeichnen habe; in größeren Familienkreisen seien mindestens zwei Ehen geschieden. Gegen diese höchst betrüblichen Zustände will man jetzt mit gesetzgebenden Maßnahmen zu Felde ziehen. Eine ehrenwerte Dame aber will, wie man dem „Daily Chronicle“ aus New York berichtet, noch viel weitergehen und die jungen Damen Amerikas durch eine ganz neue Erziehungsmethode gegen alle Färbtheitkeiten der Ehe wappnen; die Mädchen sollen sich nicht mehr mit allerlei wissenschaftlichem Zeug den Kopf vollschlagen und auch nicht in die Geheimnisse der Kochkunst und der Haushaltungsführung einzubringen suchen, sondern sich ausschließlich der Athletik widmen, um im Kampfe mit dem Ungeheuer Mann ihren Mann zu sieben. Wohlverstanden! Es handelt sich bei dieser Ausbildung der körperlichen Kräfte nicht um Untericht im Tennispielen oder im Schlittschuhlaufen, sondern um rechtegute Athletik mit Boxen, Faustkampf und allem, was dazu gehört. Nach der Anfahrt der allernewesten Menschheitsbeglückter kann nur die Athletik die Frauen für das Leben und insbesondere für das Ehemaligsein stärken. Die Frau mußte sich von der Bewermung durch den Mann losringen, und zwar losringen im buchstäblichen Sinne des Wortes. Was



387. Duell im Walde. Zeichnung von Paul Valerius. 1901

fann man aber beim Ringen nötiger gebrauchen als eiserne Muskeln? Mit einer Frau, die ihm an physischer Kraft gleich oder gar überlegen ist, wird ein Mann nicht so leicht den Kampf aufzunehmen wagen; er wird sich aus Furcht, gehörig verprügelt zu werden, schön hüten, zu spät nach Hause zu kommen oder seiner kräftigen besseren Hälfte einen neuen Pelzmantel zu verweigern, und die auf Kraft basierten Ehen werden glücklich sein und nur selten zu einer Scheldung führen. Die amerikanischen Männer mögen also auf der Hut sein und sich auf Ringkämpfe am häuslichen Herd oder auf dem großen Familientreppich gefasst machen!

Unse farbige Beilage „Die befriedigte Toerr“, ein Plakat von Roedel, zeigt eine solche Meisterin der sportlichen Leibesübung. Zweifellos hat diese Gruppe von Amazonen das Zeug dazu, vielen Männern ein Verhängnis zu werden. In Spanien ist kürlich einer gesieerten Stierkämpferin das fernere Aufstreten untersagt worden; vielleicht aus Gründen, die nicht weit hiervon abliegen. Aber die hervorragende Zirkus- und Varietékünstlerin wird immer eine Ausnahme bleiben, selbst wenn die Athletik flubmäsig betrieben wird:

Die große Zahl amerikanischer Frauenclubs hat jetzt durch die Initiative einer unternehmenden Dame von Illinois, Mrs. Mac Gullod eine eigenartige Breiteröffnung erfahren: ein Damenboomerclub wurde gegründet, und sofort fanden sich einige hundert sportfreudige Töchter des Staates Illinois bereit, dem neuen Klub beizutreten. Alle vierzehn Tage werden große Wettkämpfe abgehalten, und vor einem zahlreichen Publikum erproben die unternehmungslustigen Amerikanerinnen ihre Mustertreft. Wohl in seinem Lande ist die Gründung von Frauenclubs mit solchem Eifer betrieben worden wie in Amerika; allein in New York zählt man

heute mehr als sechzig Frauenclubs, und in den ganzen Vereinigten Staaten hat die Zahl bereits tausend überschritten. Im Anfang war Unterhaltung, Lustüre, die Veranstaltung von Vorträgen der Hauptzweck dieser Frauenvereinigungen, aber dies Programm erwies sich bald als unzureichend, und der exzentrische Sinn Amerikas brachte allerlei wunderliche Ergründungen. So gibt es heute in New York einen Club der „Hölenräuberinnen“, in Chicago einen Club der „Pfeilentaunderinnen“ und in San Francisco einen regelrechten „Selbstmörderinnenclub“. Das amerikanische Damenclubwesen hat in Europa bald Nachfolger gefunden; in England zum Beispiel zählt man heute gegen dreißig Frauenclubs, und ebenso haben sich die skandinavischen Frauen nach englischem Vorbild zu Klubs zusammengeschlossen, freilich ohne damit eine Belästigung hausfrüher Tugend zu verbinden.

Auch den schwimmenden Amazonen dürfte es schwerlich gelingen, den Männer-Reford zu brechen:

Zwei junge Mädchen wollen in diesem Jahr den Versuch machen, den Kermessalon zu durchschwimmen; Miss Rosa P. und Miss Elsp S. Miss P. aus Boston, eine athletisch gebaute Jungfrau von 17 Jahren, die schon seit ihrem 7. Lebensjahr vorzüglich schwimmen kann, ist aus mehreren Schwimmerwettämpfen als Siegerin hervorgegangen und hat schon einmal 40 Kilometer schwimmend zurückgelegt. Ihr Objekt ist nun, es den derühmten Kanalschwimmern Kapitän Webb und Burgess mindestens gleich zu tun; sie denkt sich die Sache recht einfach: sie will verschiedene Schwimmmethoden zur Anwendung bringen, um, ohne ihre Kräfte zu erschöpfen, von allen möglichen Bewegungen Nutzen zu ziehen, und will auf dem Wasser treibend von den Strapazen ausruhen. Auf all die künstlichen Mittel, zu denen die Dauer schwimmer ihr Zuflucht nehmen, verzichtet sie; sie will allenfalls ihren Körper einsetzen. Augengläser will sie nur dann tragen, wenn es durchaus erforderlich sein sollte, und eben will sie während des Schwimmens überhaupt nicht. Miss S., eine Tochter des Directors der Londoner Feuerwehr, ist die Landbataillone Englands für das Überschwimmen des Kanals. Leiterin des Schwimmclubs Londoner Frauen, dreimalige Siegerin im Schwimmen über eine halbe Meile, hat sie in Rouen beim Welt schwimmen über vier Meilen, in welchem sie als Schwimmer zu Gegnern hatte, den zweiten Preis davongetragen und in den Jahren 1910 und 1911 die Weltmeisterschaft der City errungen. Im Jahre 1907 begleitete sie vier Stunden schwimmend einen ihrer Landsleute, der den erfolglosen Versuch mache, über den Kanal zu schwimmen, und im vorigen Jahre schwamm sie bei schwerer See in sieben Stunden 36 Kilometer weit. Sie bereitet sich jetzt für ihr großes Unternehmen vor, indem sie zur Kräftigung ihres Körpers recht viel Fleisch, geröstetes Brot und Rahm isst.

* * *

Die Skopzen. Ich habe erwähnt, daß die geläufigste Deutung des Namens der Amazonen auf eine Abtragung der Brust hinweist, die zum Zweck der bequemeren Handhabung von Pfeil und Bogen erfolgt sein soll, und ich habe diese Deutung als eine bloß etymologische Theorie bezeichnet. Wir finden nun aber eine solche Abtragung bei den Skopzen; indessen, wie gesagt, aus andern als akrobatischen Gründen.

Wie J. v. Stein nach den zuverlässigen russischen Quellen zu erzählen weiß, trat im Anfang des Jahres 1869 in der russischen Presse eine Nachricht auf, die im ganzen Reich ungeheures Aufsehen erregte. In einer Stadt des Gouvernements Tarnbow war ein bis dahin angesehener Kaufmann erster Gilde und ehrlicher Ehrenbürtiger als Haupt der Skope (= Berghäufchen) festgestellt und mit vielen Anhängern seiner Sekte verhaftet worden. In seinem Hause hatte man ein der Sekte gehördiges Kapital von 48 Millionen Rubel vorgefunden. Es hieß natürlich gleich, daß auch ein politischer Putsch dahinter stecke. Doch ließ sich diese Annahme nicht halten; die Sache war rein erotisch oder, wie die Anhänger sagten, religiös, was ja oft dasselbe ist. Interessant ist, daß das große Vereinsvermögen, das man da so unerwartet überrumpelte, nachher bis auf den armelosen Rest von einer halben Million nicht mehr aufzufinden war. Die Skopzen werden nach kräftiger Schmierung des amtlichen Räderwerks wohl den Hauptteil wieder beiseite gebracht haben. Von den näheren Einzelheiten hat das russische Publizum wahrscheinlich nicht viel erfahren, bis auf das gerichtliche Urteil, das etwa drei Dutzend Personen nach Sibirien verschickte. Die Schmierung

188. Der gebündigte Drangl. Rastferth aus Stein Zentfert. 1979



des Räderwerks hatte sogar den Erfolg, daß die halbe Million den rechtmäßigen Erben des Haupts,lings reserviert wurde.

Die Skopzen berufen sich also auf die Bibel, die ja so gebaut ist, daß sie für jede beliebige Auslegung herhalten kann. Sie sagen, es steht geschrieben: Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; es sind etliche verschritten, die von Menschen verschritten sind; und sind etliche, die sich selbst verschritten haben, um der Himmelreichs willen; wer es fassen mag, der fasse es (Math. 10, 12). Ferner: Selig sind die Unstrütbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben (Luc. 23, 29). Die Skopzen berufen sich noch auf weitere Stellen, in denen von einer Abtötung des Fleisches und der schändlichen Brust die Rede ist. Aber diese Zitate halte ich nur für einen dekorativen Vorwand. Nämlich eine russische Ärztekommision hat damals alle austreibbaren Mitglieder der Sekte gewissenhaft untersucht. Die Ergebnisse sind mit genauen anatomischen Zeichnungen von E. Pelikan, dem Präsidenten des medizinischen Conseils, veröffentlicht worden. Aus der mir vorliegenden schönen Publication ist zu ersiehn, daß man den Männern nach Eintritt der Geschlechtsreife die Hoden herausgeschnitten oder sonst wie unangenehm gemacht hat. Diese Operation hat auf eine größere Reihe von Jahren hinaus keinen andern Effekt, als daß der Keitus unfruchtbar bleibt. Die Libido würde zunächst auch unverändert bleiben, wenn vollständige Amputation erfolgt. Hier bleibt sogar die Erectionsfähigkeit des membrum virile. Man muß dabei daran denken, daß sich die römische Domina der Kaiserzeit gerade zu Genüßzwecken junge Slaven derart herrichten ließ. Ein Satiriker beschreibt da, wie der Ephebe vor ihr steht und sie seine Testikel in der Hand wägt, ob sie schon für den scharfen Schnitt mit der „Scherbe aus Samos“ reif genug sein mögen. Diese primitive Operationsmethode

mit einem scharfen Steingutsplitter ist nicht ungefährlich, weil sich das Vas deferens leicht in die Bauchhöhle zurückzieht und innere Verblutung erfolgen kann. Im Altertum spielte freilich der Verlust eines Slaven keine große Rolle im gesamten Haushalt.

Nun die Skopzen-Amazonen. Hier sind die Operationen an Brust und Genitalien erfolgt. Unter den erwähnten Zeichnungen sieht man eine, die eine so komplette Abtragung beider mammae darstellt, wie sie etwa in der Chirurgie des Krebses vorgenommen wird. Die Schnittänder sind ungeschickt vernäht und daher die Narben auffällig dick und ungleich. Sonderbarerweise ist diese eine Zeichnung als typisches Beispiel in die europäische Literatur übergegangen. Es sind aber andre da, die erkennen lassen, daß nur die Warzen entfernt oder nur gleichgültige seitliche Einschnitte gemacht wurden. An den Genitalien finden sich unbedeutende Einfürgungen der kleinen Schamlippen und auch eine Ektropiation der Klitoris mitsamt ihrer Vorhaut. Dazu ist zu sagen, daß der Mangel an



389. Jägerinnen. Gemälde von Klimt.



390. Amazzone von Toskitten

Warzen bloß das Säugen unmöglich machen würde; indessen ist ja keine Fortpflanzung beabsichtigt. Die Veränderungen der kleinen Schamlippen sind in jeder Hinsicht bedeutungslos. Der Fortfall der Klitoris ist allerdings in diesem ganzen Zusammenhang das Wichtigste; denn er beraubt die Betroffene ihrer ersten und vorsprünglichsten erogenen Zone, d. h. der Möglichkeit, physiologisch den höchsten Lustgipfel zu erklimmen. Ich darf dabei bemerken, daß amerikanische Chirurgen eine Zeit lang die Nachlässigkeit befreien haben, kleinen Mädchen zweck einer angeblichen „Heilung“ von Onanie die Klitoris zu extirpiert und so diesen Unglückschen ein für alle Mal die stärkste Glücksmöglichkeit zu stehlen. Diese gewissenlosen Schufte hat niemand nach Sibirien spiedelt. Bei den operierten Stropzen-Frauen besteht also durchweg die Fähigkeit, Kinder zu gebären, was auch bei den nach Sibirien verschickten prompt erfolgt ist. Und was die Auslösung der Libido anlangt, so ist bis auf die Ausnahme der Klitoris-Exstirpation fast gar keine Abnahme der Fähigkeiten zu konstatieren. Dem steht gegenüber, daß der Verlebt mit den männlichen Stropzen keine Folgen haben kann. Ich schließe hieraus, daß die innern Tendenz des Stropzentums eine rein libidinöse ist. Hinzu kommen die Tänze, was die Stropzen nach Art der religiösen Ekstatischer „in Gott arbeiten“ nennen. Sie geschehen auf vierterlei Weise. Beim „Schiffchen“ (korablik) springt ein Kreis im Gänsemarsch hintereinander herum. Beim „Wändchen“ (stenotscha) steht der Kreis Schulter an Schulter und dreht

sich seitwärts entsprechend dem Lauf der Sonne. Beim „Kreuzhen“ (Krestil) laufen 4—8 Personen von den Winkeln des Zimmers kreuzweise durcheinander. Endlich drehn sie sich noch auf einem Fleck herum, rascher und rascher, bis sich die Hemden aufblähn und gleich Segeln rauschen. Alle Tänze sind absolut erotischer Art und führen zu einem Taumel der Rafferei. Augenzeugen haben die Schlusszüge beschrieben: Der eine jittert kramphaft, ein anderer stampft und trampelt mit den Füßen. Dieser springt in die Höhe, jener heckt sich nieder und schnellt rasch wieder empor. Getreisch und wilde Laute erschallen, aus denen geheimnißvolle Worte und Anrufungen des heiligen Geistes und Gottes herauslönen. Der Schweiß rinnt in Strömen, sodaß, wenn der in Gott Arbeitenden viele sind, der Fußboden später mit Wischen getrocknet werden muß. Die Betenden sind erschöpft, leichenbläß und matt wie „Fliegen“, bis sie niedersitzen. Selbst für den profusen Schweißerguß vermag ihnen die Bibel herzuhalten: Es war aber sein Schweiß wie Blutkropfen; die fielen auf die Erde (Luc. 22, 44). Hierin erinnern die Slojen stark an eine andre Sekte der russischen Altklädigten, die Flagellanten (Chlusi). Auch diese bringen sich hauptsächlich durch angestrengte Bewegungen, die sie „Radensje“ nennen, in einen Zustand der Trunkenheit.

Die momentane Anzahl der Slojen, die übrigens auch im rumänischen Gebiet aufzutreten, ist unmöglich genau anzugeben. Nach Schätzungen, die von 1805—1870 reichen, lebt die größte Anzahl in den Gouvernementen Petersburg und Orel, mehr als 8% auf 100000 Einwohner, in den andern Gouvernementen weniger. Doch sind sie so ziemlich im ganzen europäischen Ausland zu finden und man darf wohl eine ungefähre Vermutung auf eine Gesamtzahl von 50000 stellen.



391. Republik und Feudalität

Zeichnung von K. Wissner



Sie muß die Hosen anhaben!
Karlige Lithographie von N. Maurin. Um 1830



392. Prager Karikatur auf den Bloomerismus. Um 1850

XI

Die Frau und die Hosen

Ein Kapitel Mode. Es dreht sich um dasjenige Kleidungsstück, das in der neueren Zeit fast zum selbstdären Sexualcharakter geworden ist. Die Kinder unterscheiden ansangs den Onkel und die Tante nur danach, ob sie Hose oder Rock anhaben. Und wenn egoistische Völker zur Schau gestellt werden, sind die Erwachsenen nicht viel flüger. Der Chinese scheint ihnen ein Weib, und die Kappländer ein Mann. Das ist die Macht der Erziehung und der Gewohnheit. In Kleidung und Schmuck ist stets die geschlechtliche Differenzierung ausgedrückt. Doch noch etwas ganz Andres und Innerliches wird darin zum Ausdruck gebracht, das für den engen Horizont deret, die nur den eigenen Kulturreis kennen, das Wesentlichste zu sein pflegt, nämlich das Schamgefühl. So ent-

stand - Kind, Weiberherzhaft

55

steht die fälschliche Auffassung von einer Identität zwischen Schamgefühl und Kleidung, die zu bedauerlichen Entgleisungen der überstülpischen Anlaß gibt. Ein katholischer Schullehrer hat die kleinen Mädels seiner Klasse wegen „Schamlosigkeit“ ausgehungert, weil die Ärmel ihrer Waschlieder nicht geschlossen bis zum Handgelenk reichten. Für den Psychologen ist klar, daß dieser geile Bursche, dem alles zugutraumt ist, weil ihm die blauften Unterärmlchen schon Erekton machen, daß dieser geile Bursche eine Gefahr für die echte Sittlichkeit der Kinder bedeutet. Aber in dem von Rom aus regierten Teil unseres Vaterlandes haben die Schafe zu schweigen, wenn die Lämmerhirten ihre Brunst exhibieren und zur Begründung die Herde „schamlos“ schelten.

Es hieß Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier wieder einmal von Grund auf darlegen, daß das Schamgefühl des Kulturmenschen nicht mit ihm geboren wird, daß es ein Erziehungsprodukt ist, und daß die äußere Lokalisierung des Schamgefühls nach Zeit und Rasse stets gewechselt hat. Die Lokalisierung des Schamgefühls ist eine reine Mode-Erscheinung (vgl. Seite 54), und nur minderwertige Kulturhistoriker vermögen das nicht zu erkennen, indem sie die vergangene Mode schamlos nennen und nicht ahnen, daß es der heutigen später ebenso ergehen wird. Es gibt eben kein absolutes Schamgefühl, sondern nur ein relatives, beständig im Flusß befindliches, das selbst an einem Ort und zu einer Zeit wandelbar ist, je nach den verschiedenen Schichten der Gesellschaft. Ein polnischer Offizier, der im Jahre 1658 über sein Feldzug schrieb, spricht sehr lobend über die dänischen Damen, tadel aber ihre Unsitlichkeit. „Jeder schläßt so nackt“, sagt er, „wie er geboren ward, und niemand geniert sich, sich in Gegenwart anderer auszustrecken.“ Der Gast wird gar nicht weiter beachtet. Im hellsten Licht fällt ein Kleidungsstück nach dem andern. Sogar das Hemd wird abgelegt. Dann wird die Tür verriegelt, das Licht ausgelöscht, und man begibt sich zu Bett. Als wir dies Benehmen tabellten und meinten, bei uns würde ein Weib nicht mal, wenn sie mit ihrem Gatten allein sei, so handeln, erwiderten sie, sie wüssten von solchem Schamgefühl nichts und es sei gar kein Grund vorhanden, sich der von Gott geschaffenen Glieder zu schämen. Außerdem wäre es gefund, ohne Hemd zu schlafen, da dies schon tagsüber wie die andern Kleidungsstücke getragen werde. Warum sollte man denn Stöhne und andres Ungeziefer mit ins Bett nehmen? Und obwohl unsre Leute sie damit hinreichend aufzogen und ärgerten, ließen sie von ihrer Gewohnheit doch nicht ab.“ Ein jetzt

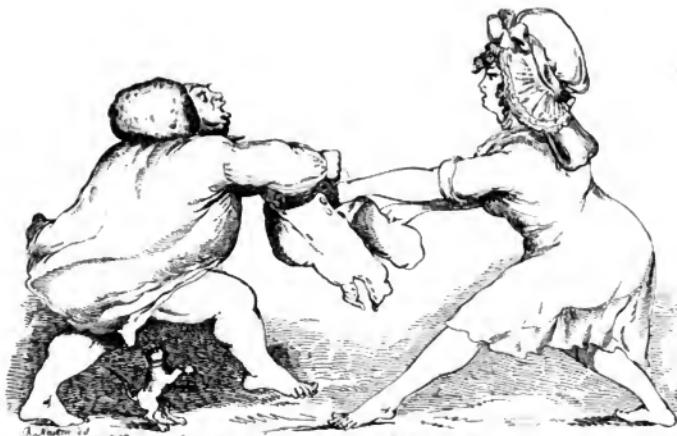


393. Vergeblicher Widerstand. Französischer Kupfer. Um 1690



394. Der Kampf um die häusliche Gewalt. Dramatischer Auszug. Um 1820

lebender Ehemann, der zwanzig Jahre verheiratet ist, erzählte Havelock Ellis, daß er seine Frau bisher nie völlig nackt gesehen habe. Das sind so Beispiele. Es scheint oft, als ob das äußerliche Bekleidungs-Schamgefühl um so mehr betont werde, je mehr es an der innerlich-seelischen Schamhaftigkeit gebracht. Oder umgekehrt. Lady Montague erzählt 1717 von den lästischen Damen in den Bädern von Sofia: „Die erste Reihe Divans war mit Polstern und reichen Teppichen belegt. Darauf saßen die Damen. Hinter ihnen auf der zweiten Reihe ihre Sklavinnen. Alle waren ohne jeden Rangunterschied in der Kleidung; denn, um mich gut englisch auszudrücken, waren sie alle splitterfaernackt. Weder Schönheiten noch Mängel blieben verborgen. Dennoch gab es nicht das leiseste zweideutige Lächeln oder sonst eine schamlose Gebärde. Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton an unsrer gemeinsamen Stamm-Mutter rühmt. Ich habe mich hier von der Richtigkeit einer Beobachtung überzeugt, die ich oft gemacht habe, nämlich daß, wenn es Mode wäre, nackt zu gehn, das Gesicht kaum noch Beachtung finden würde.“ Eine heutige Engländerin, Familienmutter und siebzig Jahre alt, gab an, daß sie in ihrem Leben noch nie einen nackten Mann gesehen habe. Ja, ihre Schwester behauptete von sich, daß sie ihren eigenen Körper noch nie betrachtet habe. Diese leichtere Kulturmonstrosität ist übrigens strenge Sittenvorschrift der katholischen Moraltheologie. Der Körper ist ja nur Asas und Madensack — bei den Moraltheologen. Als bei den Zoque-Indianern von spanischen Mönchen im 16. Jahrhundert die ersten Belehrungsversuche gemacht wurden, wurde berichtet: „Für ihre körperlichen Bedürfnisse zeigten die Indianer weniger Anstandsgefühl, als Hunde und Katzen. Sie urinierten vor einander, im Eisen oder mitten in der Unterhaltung, wie sie gerade waren, und die ersten Male, wenn sie zur Predigt kamen, hinterließen sie den Boden ganz naß und mit Egzrementen belegt, nicht besser als eine Schafshürde.“ Also diesen Indianern fehlte die Kinderstube. Der Europäer, der sie hat, ist stolz im Gefühl seiner besseren Erziehung zur Scham. Aber was erlebte der Europäer Polak vor 50 Jahren in Persien? „Der Perse“, schreibt er, „verrichtet die Entleerung in höchster Stellung, aus



Who shall Wear the Breeches!!

395. Sie muß sie haben! Englischer Kupfer von R. Newton. 1798

Furcht, seine Kleider zu beschmutzen, wodurch er gesetzlich unrein würde. Nichts ist ihm am Europäer unausstehlicher, als daß dieser das Urinieren stehend verrichtet und nicht die Reinigung der Teile, wie er, mit Wasser oder in der Wüste mit Sand bewirkt. Nach geschehener Brichtung wäscht sich der Perse die Teile mit der linken Hand, während die Rechte sorgfältig geschult bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferlanne mit langem Rohr bei sich oder läßt dieselbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise oder den kleinsten Ausflug, ohne die unerlässliche Kanne mit sich zu führen. Das Ritualgesetz schreibt vor, daß man die Entleerung wömöglich am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst vollbringe. An schattigen Punkten kann man daher fast nirgends einen ungeströmten Ruheplatz finden; selbst die Gegenwart des Schahs wird nicht respektiert.“ So der Perse. Den Europäer muß jedesmal eine Tafel erst bitten, die Kleider in der Anstalt zu ordnen. Wer möchte da noch den Mut haben, es absolut und verdammtewert schamlos zu finden, daß, als 1504 Anna von Bretagne, die erste Gemahlin Ludwigs XII., nach Paris kam, der Magistrat auf dem ganzen Wege von der Porte St. Denis bis zur Notre Dame Leute aufgestellt hatte, die der Königin und ihrem Gefolge nicht nur Brot und Wein anboten, sondern auch Gefäße zur Befriedigung anderer Bedürfnisse, ganz ungeniert, wenn es not late —

Ich denke, es bedarf keiner weiteren Erörterung. Das Ursprüngliche in der Bekleidungsfrage ist nicht das Schamgefühl, sondern das Klima. Es ist ein christlicher Unzug, die Neger Afrikas zu Hose und Rock zu zwingen und ihrer stets fühlten Epidermis das sittliche Schwüren anzuwürgen. Es ist ein noch ärgerer Affessoren-Unzug, den Chinesen Kiautschou's ein detailliertes Polizei-Reglement über die Art und Form der von ihnen bei resp. Seebädern in resp. Benutzung zu nehmenden —

Badehosen zu stiften. Vom umhüllenden Tuch oder vom Rock unterscheidet sich die Hose hygienisch zunächst nur dadurch, daß sie jedes Bein einzeln umschließt, näher der Haut anliegt und den Unterleib besser wärmt. Die Eskimofrau würde auch im Rock aus dreifachem Pelz elendiglich erfrieren; sie braucht die Hose als erste Lebensnotwendigkeit. Trotzdem ist ihr diese Hose nicht ans Schamgefühl gewachsen. Sie läßt sie zum Trocknen draußen, sobald sie in die warme Schneehütte kriecht, und lebt drinnen in selbstverständlicher Nacktheit; auch wenn fremde Gäste zugegen sind. Die Samoanerin dagegen verträgt nicht mal ein leichtes Röckchen. Ihr Blätterschurz oder der Blütenkranz um ihre Hüften ist reiner Schmuck; man muß ihrer gewandten Beweglichkeit zugeschaut haben, um es zu glauben, daß man sich auch in diesem spärlichen Kostüm mit der äußersten Dezenz auf die gekreuzten Beine niederlassen kann. Die Frauen aus dem Volk sind darin bei uns noch ganz ursprünglich; das Beinkleid ist ihnen bloß Kälteschutz, schlechter Wärmeleiter. In der gynäkologischen Klinik erscheinen sie immer sauber hergerichtet, aber keine denkt daran, im Sommer Beinkleider anzuziehen. Am Beinkleid erkennt man sofort die „bessere“ Dame.

Es kann daher nicht wunder nehmen, daß die alten Griechen und Römer im allgemeinen die Hose verschmähten und daß sie das rauhere Frankreich jenseits der Alpen nach dem auffälligsten Kleidungsstück „Hosen-Gallien“ nannten. Die keltische Männerhose (braca, altdeutsch brooch) trug dann allmählich den Sieg davon als die klimatisch passendste Bekleidungsform des Untergestells. Bloß die Bergschotten haben krampfhaft an ihrem Unterröckchen festgehalten, sogar in der



WEARING THE BREECHES

396. Nichts zu machen! Englischer Kupfer von A. Newson. 1794

militärischen Uniform. Da nun das Klima auf Mann und Weib gleichmäßig einwirkt, so fragt sich, warum die Frauen bei der rokärtigen Kleidung geblieben sind. Das europäische Klima macht die Hose nicht so unbedingt nötig, wie in Grönland; es empfiehlt sie nur. Das endgültige Zerfallen der Kleidung in Männerhose und Weiberrock erklärt sich durch die verschiedenartige Tätigkeit der Geschlechter. Bei der größeren körperlichen Arbeit, beim Klettern, Marschieren, Reiten, auf der Jagd, im Kriege, ist die Hose so unbedingt vorzuziehn, daß der moderne Sport, diese angesetzte Körpertarif im Lugsbetrieb, die Hose gleichfalls unbedingt für die Frauen vorschreibt. Für die Allgemeinheit der Frauen von früher kam dieser Faktor nicht in Betracht. Daher blieben sie beim Rock, der die ältere Bekleidungsform ist. Wir werden indessen sehn, daß auch schon früher die Frauen zur Hose griffen, sobald sie ausnahmeweise einer männlichen Tätigkeit oblagen, z. B. als Soldatin. Ich kann daher nicht annehmen, daß die heutige allgemeine Differenzierung der Geschlechter vermittelst der Bekleidung der unteren Körperhälfte einer bewußten Tendenz des Sexualtriebes entsprungen ist. Unterschiede in Kleidung und Schmuck der Geschlechter sind auf allen Stufen der Menschheitsentwicklung zu konstatieren; aber die Unterschiede werden immer relativ zu einander abgewogen, haben keine absolute und bleibende Bedeutung, und bei den wichtigsten und großen Teilen der Kleidung sind Klima und Tätigkeit des Menschen die primären Ursachen. Die Absicht der Differenzierung kommt erst jenseits hinterher. Auch das moderne Hosenkostüm der Sportdamen weicht in unendlichen Variationen von dem männlichen Sportskostüm ab, trotzdem es rein praktisch nicht abzuweichen brauchte.

Nun wird vielfach gesagt, der Weiberrock habe eine grundlegende Bedeutung als erotisches Lockmittel, der größte Charme des Weibes liege in dem System ihrer verschiedenen Röcke und Röckchen und in den soletten Möglichkeiten ihres Ausfließens. Man könne ein Weib ausnahmsweise in Hosen goutieren, gewissermaßen zur Abwechslung; aber beliebe nicht immer. Nach zum Beispiel sei sie ja erotisch ganz reislos, da können höchstens ästhetische Gesichtspunkte in Betracht. Die Sinne des Mannes verlangten das „Retroussé“ und das „Décolleté“ und wie die französischen Pianisten alle heißen. Das Gewirr der aufgedeckten Spaltenunterwäsche sei jedenfalls die conditio sine qua non und daher die weibliche Bekleidung abwärts vom Nabel eine rein sexualpsychologische Angelegenheit. Das mag stimmen für den, der's sagt. Aber es ist ein total beschränkter individueller Standpunkt. Die paar oberen zehntausend Weiber mit Spaltenunterwäsche und soletten Retroussé bilden gerade eine Hand voll Ausnahme von allem weiblichen Geschlecht. Und eine Sexualpsychologie darf sich weder auf die Ausnahmen noch auf den persönlichen Geschmack gründen; sonst ist sie bloße erhabene Phantasie. Die Kinder wundern sich beim Baden, daß die Tante auch Beine habe wie der Onkel, weil sie's ungewohnt sind, die Tantenbeine zu sehn. So wirkt die Macht der Gewohnheit auch beim Erwachsenen. Das heißt: das Milieu zeigt ihm das Weib beständig im Rock, er kennt es in der Öffentlichkeit nicht anders, und in dem Drange, mehr zu sehn, wird er frühzeitig begierig auf das Lüftchen des Rocks. Hieraus entwickeln sich dann vereinzelt Spezialitäten, um nicht zu sagen, regelwidrig Fälle, in denen das unbedeckte Weib an Reiz verliert. Wo das Retroussé mit so auffälligem Jungenschmalzen begrüßt wird, kann man sicher sein, daß es sich um einen Typus handelt, der den verderblichen Einflüssen der Zivilisation nicht genügend innere Widerstände entgegenzustellen hatte. Wenn ein solcher Typus Sexualpsychologie treibt, so denkt er eben allein von sich aus. Was sollte denn da die arme Eskimofrau (öfters eine hervorragende Schönheit) und die Samoanerin (gleichfalls ein schöner Menschenenschlag) beginnen, da ihnen keinerlei Möglichkeiten eines „Retroussé“ zu Gebote stehn?



A CURTAIN LECTURE

397. Im Ziffern. Original Zeichnung von K. Rosenthal. 1794.

Und die vielen Millionen von Weibern anderer Rassen, ja die übergroße Mehrzahl von Frauen auf der Welt überhaupt, denen die Besonderheiten ihrer Kleidung nicht im geringsten das allein-seligmachende Retroussé à la Moulin rouge erlauben? Damit also ist das Wesen des europäischen Weiberrocks schlechthin unbegründbar.

Das Primäre ist, daß das Weib den Mann unbedeckt reizt. Das Sekundäre ist, daß es ihn auch bekleidet reizt. Jenseit der klimatischen Notdurft ist die Kleidung bereits „Schmuck“ im psychologischen Sinne. Die nähtere Art dieses „Schmucks“ ist belanglos und nur Milieu- und Modewirfung. Wenn der Gelimo behauptet, nur ein Weib in Zellhosen und Wasserstiefeln sei erotisch reizvoll, so sieht der Europäer sofort den engen Horizont der Auffassung. Aber bei der Frage des Retroussé ist er genau so horriert und sieht die Welt durch ein Schlüsselloch an.

Ich komme nun auf die Einzelheiten. Blättern wir ein wenig in dem reichen Material, das unsre Illustrationen in bezug auf die Männerhose enthalten. Die Männerhose variiert eigentlich nur in zweifacher Dimension: in der Länge und in der Weite. Bei genauem Hinsehen könnte man sogar sagen, sie variiert nur in der Weite. Sie ist ja eine Bekleidung der Beine; und sowie sie als „kurze“ Hose in der Kniegegend aufhört, findet sie stets ihre Fortsetzung im Strumpf. Die Hose besteht dann gewissermaßen aus zwei Längsstücken. Es ist auch vorgekommen, daß sie aus zwei quergestellten Stücken bestand, sodas jedes Bein für sich angezogen werden mußte; woher man noch immer von einem Paar Hosen spricht. In diesem Falle wurden die Hosen vorn und hinten an der Hüfte zusammengeschnürt, oder auch nur vorn, falls man ein genügend langes Jaquet trug, und die Genitalien wurden mit einem besonderen Überzug bedekt. Dieser keutelförmige Laz entsprang also nicht einem Triebe zur „Unsittlichkeit“, sondern war einfach durch mangelhafte Schneidertechnik bedingt. Die Frauen wußten ja wohl, daß die Männer Genitalien besitzen, und auch in den modernen Hosen kommt es vor, daß sich die Genitalien markieren, ohne daß jemand deshalb gleich von Schamlosigkeit reden würde. Auf Abbildung Nr. 243 ist der Laz deutlich zu erkennen; man sieht auch die Bänder, die ihn oben am Gürtel festhalten. Besonders verschrien wird immer der nach Form modellierte Laz, der ein richtiges Etui für die Genitalien bildete. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß dies Etui eine vielfach im Völkerleben vor-



398. Sie probiert. Englisches Blatt von Grubenhagen. 1816



Sie weiß, daß sie die Hosen kleiden
Farbige Lithographie nach einem Gemälde von L. Guérard, um 1855



399. Französische Karikatur auf die Königin Luise

Kommende Erscheinung ist, fast nur praktische und kaum jemals ansichtliche Gründe hat. Die serbischen Bauern tragen z. B. einen solchen Überzug (naturjaf) unter ihren groben Lodenhosen, um sich nicht wund zu reiben. Unter den Geschenken, die ein Mädchen für ihren Verlobten vorbereitet, ist regelmäßig ein solcher naturjaf, den sie selbst anfertigt. Es ist die natürlichste Sache von der Welt. Viele Reiter pflegen bei uns ein Suspensorium zu tragen, um die Genitalien vor Verhöhligung zu schützen. — Die kürzeste Hose, die üblich war, sieht man auf Abbildung Nr. 121; dafür geht der Tritotstrumpf um so höher hinauf. Noch einen Schritt weiter, und die Hose verschwindet ganz, d. h. sie wird wieder lang und aus einem Stück (Abbildung Nr. 244). Sie besteht dann nämlich nur aus den Tritotstrümpfen, wobei der Genital-Lah nicht zu umgehen ist. Für die verschiedenen Formen der kurzen Hose und ihre Schmuck-Arten mit Falten, Puffen, Schlingen, Bändern, Blumen, Schnallen, Knöpfen u. s. w. vergleiche man die Abbildungen Nr. 248, 98, 424, 16, 274, 269 und die farbigen Beilagen: Die Besiegerin, Im Verführungsdienst, Im Vorhof der Ehefreuden. — Unter der langen Hose ist der Strumpf natürlich wieder kurz, seine Dimension geht bis zur modernen Männerhose herab, die fast nur noch ein Fußlappen ist. Beispiele sind die Abbildungen Nr. 73, 75, 133, 162 und die farbigen Beilagen: Sie und er, Der brave Gatte. Interessant ist, daß die lange Hose schon auf dem Stich vom Jahre 1599 (Abbildung Nr. 239) zu sehen ist, während sie im allgemeinen wohl als ein Charakteristikum des bürgerlichen Zeitalters gelten darf; sie ist auch spätestens genug.

Nun die Weiberhose. Sie ist, wie ich sagte, nichts als eine Männerhose und wechselt
Kunst-Kritik. Weiberherrschafft

innerhalb derselben Formen wie diese. Die Amazone der Abbildung Nr. 12 hat ihrem Ehemann die Culotte ausgezogen, seinen Degen eingehängt, seine Bälse auf die Schulter genommen und ihn selbst an den Spinnrocken gefestigt. — Die Jungfrau von Orléans des Kupfers Nr. 366 ist in ihrem Aufzug ganz Rittersmann. Nur die etwas längeren Haare verraten das Weib. Oberhalb der Kniestäben trägt sie vermutlich Lederhosen. Johanna d'Arc war eine nervöse Persönlichkeit und hatte infantile Sexualorgane, wie ein ärztliches Protokoll besagt. Ihre Erfolge gegen die Engländer bei der Einnahme von Orléans erklären sich durch Massensuggestion. Der Klerus hat seinerzeit dafür gesorgt, daß die Neunzehnjährige auf dem Scheiterhaufen endigte. Voltaire hat sie in einem obszönen Opus persiflirt behandelt. Neuerdings ist sie selig gesprochen, wozu der Nachweis von nur zwei Wundern genügt, und zur Schutzpatronin Frankreichs aufersehen. Ob das bei dem gespannten Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Frankreich noch ziehn wird, ist fraglich. Weniger bekannt ist, daß es auch eine „falsche“ Jungfrau von Orléans gegeben hat. Einige Jahre, nachdem der Scheiterhaufen in Rouen verfohl war, tauchte sie in der Gegend von Meß auf und ließ sich ihre Echtheit durch die dort lebenden Brüder der Johanna d'Arc bestätigen. Man darf wohl annehmen, daß sich die Brüder irgend welche Vorteile von der Sache versprachen. In Meß gewann sie sich Anhänger unter den ersten Bürgern und trat vor allem als richtige Amazone auf, in Mannskostüm und hoch zu Ross. Sie redete tiefsinngige Sprüche, zog von Ort zu Ort und ließ sich überall feiern. Schließlich ging sie ins Luxemburgische zur Herzogin Elisabeth. Sie kannte die umlaufenden Legenden und gab dementsprechend an, daß sie in Rom gewesen und vom Papst mit vielen Segnungen entlassen sei. Zu ihren Anhängern zählten viele Leute, auch aus



400. Die Engländerin besticht auf ihren Vorrechten. Xavier von Maistre. 1805



401. Der Transvestit. Aus der von Gruithuisen. 1818

Orléans, die Johanna d'Arc genau gekannt hatten. Nun aber kam ein Liebes-Intermezzo, das der echten Jungfrau wohl kaum passiert wäre. Ein junger deutscher Edelmann verliebte sich rasend in die streitbare Hochstaplerin und entführte sie nach Köln, wo sie in einem prächtigen Kürass umherstolzierte. Der Kölner Erzbischof war indessen weniger empfänglich für Amazonen und egommunizierte sie. Sie verließ darauf die ungalante Stadt und heiratete einen Meyer Hausbesitzer, mit dem sie drei Jahre zusammen lebte. Dann scheint sie seiner überdrüssig geworden zu sein; denn man hört, daß sie von neuem die Jungfrau spielte, mit dem König und den Städten in Verbindung trat, in Tours und in Orléans Eingang hielt und endlich nach Paris kam. Dort endete aber ihre Aventiure. Man machte ihr einen Prozeß, in welchem ihre ganze Karriere aufgedeckt ward. Was aus ihr dann geworden ist, ist ebenso unklar wie ihre Herkunft.

Zwei Abbildungen (Nr. 372 und 373) zeigen uns militärische Damen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Sie tragen die langen und eng anschließenden Uniform-Hosen von damals. Alexandrine Barreau begleitete ihren Mann und ihren Bruder ins Feld. Sie trat zu dem Zweck als Grenadier in das gleiche Bataillon ein, das in den Pyrenäen operierte. Beim Sturm auf eine befestigte Stellung wurde ihr Bruder sofort tödlich niedergestreckt, ihr Mann schwer verwundet. Jetzt erschaffte sie eine Rasetrie, sie lief blindlings gegen den Wall an und war als Dritte oben. Diesen Augenblick illustriert das wiedergegebene zeitgenössische Flugblatt. Das andere Flugblatt ist der schon erwähnten Generalin Verdier gewidmet. Bei einem Ritt durch die Wüste (es handelt sich um die Belagerung von St. Jean d'Arc) hörte sie vergewisserte Hilferufe eines liegen gebliebenen und geblndeten Soldaten. Sie heißt ihn, sich am Schwanz ihres Pferdes festhalten, und führt ihn so

Grosser Zank.

Zwischen Mann u Frau wer von beiden die Hosen tragen u im Haas die Ober-Herrschaft haben soll.



402. Die Hose oder das Leben! Bambergischer Künstler. Um 1800

glücklich ins Lager. — In ähnlicher Kleidung sehn wir die Königin Luise, die der Kinematograph im jebigen Jubiläums-Jahr zur Schützgöttin des Deutschen Volkes erhoben hat, auf dem satirischen Blatt Nr. 399. Die Beziehung ist offenbar ihre vergebliche Intervention bei Napoleon. Diese Frau war eine herzlich unbedeutende Persönlichkeit; sie passte am besten als „gnädige Frau“ auf ihre Klitsche im Havel-Dorf Parey. Daß sie in jenem strengen Winter genötigt war, eine frost-slappernde Postkutschensfahrt nach Ostpreußen zu machen, ist ja gewiß betrüblich. Aber was haben andre Frauen nicht damals für bitte Schicksale durchmachen müssen? Der Kientopp von 1913 aber leistet sich den großartigsten Gesichts-Ull und wirft aus der Glümlerstube die elektrischen Zeilen an die Wand: „Die Königin Luise wurde dem Deutschen (!) Volke in einer schweren Zeit von Gott (!) geschenkt, in einer Zeit, wo es eine Lichtgestalt brauchte, zu der es voll Bewunderung und Begeisterung auffaßn konnte“. Die Filmfabrik hält zwar sonst nicht viel von Gott, aber diesmal kriegt sie die Original-Rutschbahn auf der Pfaueninsel für das Kurbeln ausgeschlehn. Die Filmfabrik ist eine gewiñzte Psychologin, sie kennt mein Kapitel über „Untertanentum“ in- und auseinandig und weiß, daß das Volk nicht Wahrheiten will, sondern „auffschauen“ in masochistischer Lust-Demut, und sei es zu der Lichtgestalt einer à la Luise frisierten Film-Projektion.

Neden wir wieder von kurzen Damenhosen. Unstre farbige Vellage „Sie weiß, daß sie die Hosen steiden“ ist eine Lithographie vom Ende der fünfziger Jahre nach einem Gemälde von Guérard und zeigt uns eine häbsliche Masterade. Das ganze Kostüm kann man auch jetzt noch gelegentlich auf Winter-Nedouten bewundern; bloß die weißen Strümpfe und fast absatzlose Stiefel sind heut gänzlich verpönt. — Abbildung Nr. 504, ein berühmtes Gemälde von Delacroix, ist ein Beispiel für jene Frauen fremder Rassen, denen jede Möglichkeit zum „Retroussé“ fehlt. Sie

tragen ziemlich eng anschließende Hosen und darüber etwas nach Art eines weit offenen Abendmantels oder auch einen Burnus. Die tunesischen Jüdinnen gehn sogar in prall sitzenden, weißen oder farbigen Hosen, darüber nur mit kurzem Seidenstückchen, das ihre fabelhaften Üppigkeiten in einer für unsre Augen sehr ungewohnten Weise zur Schau stellt. — Abbildung Nr. 334 ist eine amerikanische Karikatur aus dem „Life“ und will den „Sturmlauf der modernen Frau“ darstellen, die die Männchen gewaltsam über den Haufen rennen. Der Zeichner hat diesen Frauen die übliche Sportshose angezogen.

Neben der kurzen und langen gibt es nun noch die halblange Frauenhose. Sie war eine vorübergehende Mode und hat mehr der Verkleidungsspielerei gedient. Man sieht sie auf den Abbildungen Nr. 407—409. Das gleiche ist von der sonderbaren Hose zu sagen, die man auf Abbildung Nr. 392 erblickt. Diese Geschmacklosigkeit wurde 1851 von einer Frauerechtlerin in Boston erfunden, Namens Amelia Bloomer Jenks, und ist praktisch nie über den Kreis ihrer Vereinsschwestern hinausgebrungen. Wohl aber hat das englische Witsblatt *Punch*, das schon damals zur asexualen Schalheit verdammt war, aus der Sache einen phantastischen Kasus gemacht. Der ganze Jahrgang ist davon voll; worauf denn auch einige kontinentale Zeichner von dem Kuriosum Notiz nahmen. Die Hosen sind, wie man sieht, unten zugebunden, wie leblich die Pariser Röcke



LA FEMME MAITRESSE DE LA CULOTTE.

403. Die Herrin der Hose. Amerikanische Karikatur. Um 1851

vom dernier cri. Die ehrenwerte Mrs. Bloomer dachte sich, daß damit auch die Geschlechtlichkeit unterbunden würde, und man versteht, daß dieser Einfall den Punch anheimeln mußte.

Was ich nun noch an Hosen-Bildern zurückgelassen habe, sind nicht Darstellungen der Wirtschaftlichkeit oder sonstige Beziehungen, sondern Zeichner-Ideen. Da ist die Professorin von Nr. 346 mit bürgerlich langen Hosen und Cutaway, da ist die wohlwollende Krankenpflegerin von Nr. 492 mit französischen Pumphosen, der weibliche Jockey von Nr. 615, und allerhand Phantastisches in den Nr. 304 und 410—414.

Ich komme wieder auf den Eingang zurück. Männerhose und Weiberrock sind nicht aus Gründen, die rein im Sexual-Instinkt liegen, zu einem äußerlichen Geschlechtscharakter geworden. Unter keinen Umständen darf die Hose als etwas spezifisch Männliches und der Rock als etwas spezifisch Weibliches angesehen werden. Es sind allmählich gewordene und den Milieumbedingungen angepaßte Ausdrucksmittel, die allgemeine Verbreitung hauptsächlich in der europäischen Tracht finden.

Wie wenig maßgebend der Sexualcharakter der Hose eigentlich ist, beweist die Existenz des Unter-Beinkleides der Damen. Wäre dies Kleidungsstück immer getragen worden, so könnte man überhaupt nur dem Weiber-Rock einen Sexualcharakter innerhalb der europäischen Tracht zuschreiben. Doch ist dies Beinkleid neueren Datums. Man wundert sich vielfach, auf Rokoko-bildern Szenen zu finden, wo Frauen lustig oder ernstlich zu Fall kommen oder wo ein gefälliger Windstoß die Röcke aufwirbelt und manchmal vom Knie bis zum Gürtel die bloße Haut aufgedeckt wird. Man ist vielleicht geneigt anzunehmen, der Künstler habe eben zum Zweck dieses Aufdeckens seine Figuren unvollständig bekleidet gelassen. Das trifft aber nur ausnahmsweise zu, etwa bei winterlichen Vergnügungen, wenn pelzgegummimierte Damen über die glatte Bahn fliegen und es sich dann unerwartet zeigt, daß sie den Kälteschuh höchst ungenügend verteilt haben. So etwas ist, an der Wirtschaftlichkeit gemessen, wenig wahrscheinlich und nur auf die Galantheit des

LA MARSEILLAISE DES FEMMES!



Scène exercée par LEVASSOR au théâtre des Variétés

LEVASSOR — NATHALIE MARÉCHAL — EUGÈNE DÉJAZET.

A l'Opéra de l'Opéra-Alley, 1^{re} Brûlée, 5^e Galerie des Variétés.

404. Französische Theateranzeige



405. Vöse Sieben. Dresdner Lithographie. Um 1845

Zeichenstiftes zurückzuführen. Aber die sommerlichen Belustigungen der Schaufel, des Eselreitens, Wagenfahrens und was dergleichen Motive sein mögen, konnte der Künstler bezüglich der Unterkleidung direkt nach der Natur entwerfen. Das Unter-Beinkleid der Damen also, wie es in den oberen Schichten der europäisch gekleideten Menschheit getragen wird, ist ein junges Gewächs. Und nicht auf dem Boden klimatischer Bedingtheit entstanden. Denn es zeigt die Tendenz, bis zur Durchsichtigkeit dünn zu werden, nicht eng anzuschließen, überhaupt nicht aus wärmendem Material gefertigt zu sein, aus zwei ungeschlossenen, nur am Gürtel zusammenhängenden Hälften zu bestehen, und vor allem, es drängt so sehr auf eine „schmückende“ Umröhrung der Kniegegend, daß die Käuferinnen gewöhnlich nur den verzierten unteren Rand einer genauer wählenden Prüfung unterziehn. Um es kurz zu sagen: das Beinkleid der geschilderten Art ist hauptsächlich ein Gegenstand des Luxus, es ist im sexualpsychologischen Sinne „Schmuck“, es klassifiziert sich als etwas nicht zum Leben Notwendiges und gehört ethnologisch in dieselbe Erziehungsklasse wie Schminke, Haarspitze, Ringe, Kopfschmuck u. s. w. Ich erwähnte schon, daß unsre Frauen aus dem Volk des Sommers keine Beinkleider tragen; der Luxus spielt in diesem Punkt bei ihnen noch keine Rolle. Dementsprechend tragen sie des Winters die in den höheren Schichten verpolsterten Flanellhosen, also aus einem Stoff, der stets Wolle enthält und ein klimatisch brauchbares Wärmeschuh ist. So werden schließlich auch die Frauenhöschen zum Ausdruck des Klassengegensatzes; denn ein Weib der herrschenden Klasse wird sich bei strengem Frost lieber den Unterleib erklälten, als Hosen aus proletarischem Flanell anzuziehen. Die Industrie bemüht sich ja, für diesen Fall Erfärmittel zu schaffen, die dem vornehmen Hödchen möglichst ähnlich sehn. Die Industrie wird auch mit der Zeit den Gegensatz des 19. Jahrhunderts verwischen und den neuen Luxus bis in die untersten Schichten verbreiten, da die Baumwollechnik immer billiger seine und schneeweisse Gewebe her-



406. Auf Stelzen. Kürre Spieltarte

Die große farbige Beilage „Versuchung eines unheiligen Antonius von heute“ weist dagegen die später übliche Verkürzung auf. Man vergleiche ferner die Abbildungen Nr. 30, 473, 593, 604 und die Beilage in Schwarz: „Immer berückt sie die Sinne des Mannes“. Manchen gilt diese neue Errungenschaft der Frauenkleidung als der „intimste“ Teil der weiblichen Toilette, und wir sehen auf Abbildung Nr. 230—233, wie sich der pastorale Zelot über den bloßen Anblick entzweit und seine Nase schließlich tiefer, als nötig, in die fremde Angelegenheit hineinstecht. Die farbige Beilage „Eine moderne Circe“ und Abbildung Nr. 478 stellen zwei rein technische Abarten dar: die Kombinations-Hemdshose und den Tritschlöff.

Die Gegenprobe zur historischen und ethnologischen Verbreitung des Unter-Beinkleides sind diejenigen Bilder, auf denen von diesem Kleidungsstück nichts zu sehn ist. Die „Fürstin von Java“ (Abbildung Nr. 497) gehörte zwar zur herrschenden Klasse, aber sie steht außerhalb des Bereichs der europäischen Tracht. Wie lange noch, ist fraglich, nachdem sogar die selbstbewußten Japaner mit affenartiger Geschwindigkeit ihren bodenwüchsigen Kimono aus- und Frac und Humpelrock angezogen haben. Es droht eine Welt-Uniform der Bürgerlichkeit. Vornehme Damen der frühesten Zeit ohne Beinkleid erscheinen auf den Abbildungen Nr. 449, 237, 450. Die Tiefdruck-Beilage „Eine königliche Herrin“ ist zwar kein gleichzeitiges Bild, aber doch in der Ausmachung getreu. Schließlich sehn wir noch zwei Frauen aus dem Volle des 17. sowohl wie des 19. Jahrhunderts gleichmäßig ohne Beinkleid (Abbildungen Nr. 49 und 427).

Immerhin bleibt die Hose, äußerlich gesehn, ein Emblem des Männertums, und der populäre Witz, der selten ins Tiefe geht und nach den augenfälligsten konkreten Symbolen greift, hat zwei verschiedene psychologische Erscheinungen mit demselben Schlagwort gestempelt. Der Kampf um die Hose bedeutet einmal die allgemeine Libido der Weiber, die sich um die Hose reißen. Das andre Mal die Herrschsucht des Weibes, die im Hause die Hosen anhaben will. Beide Fassungen schließen sich in gemissem Sinne gegenseitig aus. Die Frauen, die sich unter einander um einen Hosenkak rausfen, geraten dadurch unwillkürlich in die Stellung der Unterworfenen. Auf der Dresdener Lithographie (Abbildung Nr. 405) arbeiten die „bösen Sieben“ mit Quirl und Schlüsselbund auf einander los, und das Ende vom Liede ist, daß keine von ihnen den Jüngling behält. Die Bilder dieser Kategorie vom „Kampf um die Hosen“ sind weniger zahlreich, als die andre von der herrschsüchtigen Gattin; was durchaus den natürlichen Verhältnissen entspricht. Allerdings

stellen lernt und ebenso die Massenfabrikation spikenartiger Ornamente von erstaunlicher Schönheit und zu niedrigen Preisen beständig zunimmt.

Unsere Bilder, auf denen sich diese, eine Sonderstellung einnehmende Hose bemerkbar macht, stammen alle aus dem 19. Jahrhundert. Auf der farbigen Beilage „Der vierte Georg als Steddenferd“ zeigt sie zwar schon ihrem Daseinszweck, die auffällig sichtbaren Spiken. Aber sie ist noch so lang wie die Unterröcke; man könnte sagen, sie besteht aus zwei Extra-Unterröcken für jedes Bein.

FOLIES-DRAMATIQUES

Le Coup de Piston

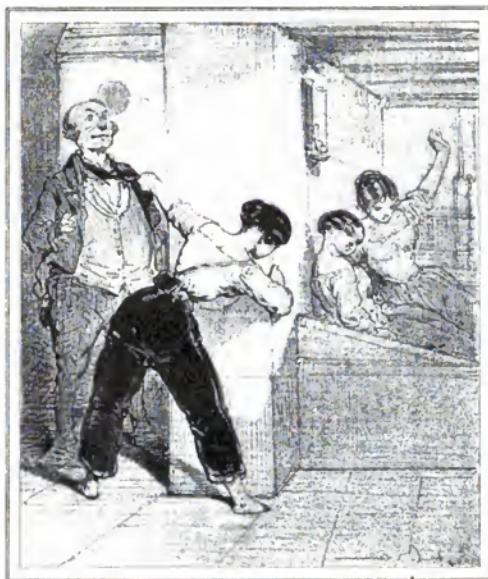
le 8 Avril 1911



Jeanne
Bloch

IMPÉDIEZ L'ARTISTE à C. 99, rue du Temple PARIS

Die Frau Ministerpräsidentin. Pariser Platz von Raoul Bienn



407. Verhaftung des Chemanns wegen unvorschriftsmäßigen Grusses
Aus der Polizeiinspektion der Emancipierten. Lithographie von Beaumont

ist das letztere Motiv schon sehr oft veröffentlicht worden; wir beschränken uns daher auf die Wiedergabe einer kleineren Serie. Aus England stammen folgende: Nr. 398, ein Kupfer von Cruikshank. Zwei Freundinnen im Gespräch; die eine hat es geklaut, einmal die Hose des Bruders anzuprobieren, und sie wünscht zu hören, ob sie nun nicht ein ganzer Mann sei. Welche Gunstheit der Freundin nicht gänzlich eingeht. Die Szene ist eine vorbereitende Stufe zum Kampf um die Hose, der auf Abbildung Nr. 395 bereits in vollem Gange ist. Sie muß sie haben! In Nr. 400 hat sie sie. Aber sie steht erst mit einem Bein in ihren Vorrechten drin. Die Anspielung ist politisch gefärbt, der Zeichner Marks nennt das Bild: eine eheliche Szene in Homburg. Der Widerstand des Mannes ist natürlich vergeblich. Es ist „nichts zu machen“ (Abbildung Nr. 396) und die Niederlage findet „im Alloven“ ihren Abschluß (Abbildung Nr. 397). — Französisch sind die Kupfer Nr. 393 und 394, die zeitlich um über hundert Jahre auseinanderliegen. Bei beiden halten sich die kämpfenden Parteien ungefähr das Gleichgewicht, der Ausgang scheint noch ungewiß, trotzdem sich Sohn und Tochter, Hund und Käse nach Kräften beteiligen. In Nr. 403 aber ist kein Zweifel mehr, wer „Herrin der Hose“ bleibt: Mutter, Tochter und Käse. Zwar geht verschiedenes dabei in Stücke. Schadet nicht. In Abbildung Nr. 404 sehn wir sie

Bach & Rind, Weiberkraß

57

mit dem ertungenen Siegespreis dahinstürmen und das Kriegslied anstimmen: „... le jour de gloire est arrivé!“ — Philosophisch tiefsinnig gibt sich der deutsche Stich „Die Hose oder das Leben!“ (Abbildung Nr. 402). Die getreue Nachbarin hegt: Es ist ein Glück, die Hosen zu tragen, wenn man, wie ich, einen Kahlkopf zum Ehemahl hat! Sie hebt sich auch gleich den Rock auf, um das corpus delicti vorzumeisen. In der Ferne wiegt der Kahlkopf ein Zwillingepaar, um das sich ein anderer Storch bemüht hat. Herrschen muß die Frau, das ist ihr Glück! wiederholt die Aufgeschichtete, und die Tochter selubiert ihr. Die Gegenseite hat auch ihre Lebensauffassung. Der Mann „nach ertungenem Siege“ sitzt bei Tisch, und die Frau ist zur Kellnerin geworden. Der Endeffekt dieser ganzen Begebenheit sind nun auf der einen Seite Zwillinge, auf der andern Tafel, freuden. Den Bedenklichen, die über die verringerte Bevölkerungsanzahl Deutschlands jammern, zur Erwägung anheimgegeben!

Es kommt vor, daß Frauen die Hosen anhaben, ohne Amazone oder Sportsladys zu sein und vielleicht auch ohne Herrschaftsgelüste zu haben. Von letzterem sagt man indessen besser vor- sichtig: nichts genaues weiß man nicht! Anlaß dazu gibt die Mode, die jetzt in ihrer Planlosigkeit so verzweifelt hin und her schwankt, daß ihr selbst die geheiligsten Institutionen des Männerrechts antastbar erscheinen. Sie machte einen Generalssturm, um den Männern die Hose überhaupt wegzunehmen, und begann schlau mit der ersten Kanonade des „Hosenrocks“ (vgl. Beilage „Dame mit Windhund“, Plun). In Berlin erschien die Hosendame zuerst in der Tauenzien-Straße. Es war eine Pariserin in schwarzseidenem, golddurchwirktem Gewand, das bis zum Knie reichte und mit grünem Samttragen und grünen Chiffonmanschetten besetzt war. Was weiter abwärts noch vorhanden war, sah aus wie schwarzseidene Hosen mit seitlichen Öffnungen für die Füße. Sie wandte auf und nieder in — einem Schaufenster und verursachte eine Stauung — des Verkehrs. Das Leben der Straße war unterbunden, und ein Schuhmann mußte die Entbindung vornehmen, indem er den Fremdkörper mit sanfter Gewalt aus den Augen des Publikums entfernte. Der fremde Körper muß einem leichten Geschöpf angehört haben; denn der obrigkeitliche Anstoß warf die Hosentrock-Trägerin bis an die russische Grenze. Einige Tage darauf stand's in der Zeitung:

Allenstein in Ostpreußen voran! Noch ist aus keiner Stadt unserer Provinz das Auftreten des Hosenmades gemeldet worden, noch kann keine ostpreußische Stadt sich rühmen, dieses neuzeitliche Bekleidungsstück modernster Damen in seinen Straßen gesehen zu haben. Allenstein ist die erste, die das vermag! Gestern



408. Selt und Hosen. Kolorierte Lithographie. Um 1855.



409. Verkleidung. Werner Künzlezeichnung. Um 1840

abend spazierte eine junge Dame, die zu ihrem Jäckchenstößl einen Hosenrock trug, über den Markt. Wenn der Mann im Monde heruntergeprengt und mitten auf den Marktplatz gefallen wäre, oder wenn eine ganze Klotte Zeppelinfürchter Lustschiffe um das Rathaus gekettet hätte, würde das Aufsehen nicht größer gewesen sein als jenes, das die Dame im Hosenrock verursachte. Sie ging in Begleitung zweier Herren durch die Oberstraße, geleitet von einem gewilligen Menschenhaufen. Immer mehr schwoll die Menschenmenge an, die durch laute, mehr oder minder geistvolle Bemerkungen ihrer Anteilnahme an dem großen Ereignis Ausdruck gab. Rufen und Schreien, das die Straßen erfüllte, bildeten Zeichen der überchwänglichen Begeisterung, mit der die Allensteiner Bewohner den Hosenrock und seine erste Trägerin begrüßte. So wälzte sich die mindestens 200 bis 300 Köpfe jährende Menschenmasse hinter dem Hosenrock her, durch das Hobe Tor nach der Zeppelinstraße, wo die Dame, der die Orationen ihres Gefolges wohl allmählich zu stürmisch erscheinen mochten, in ein Haus flüchtete und nebst ihrem Hosenrock nicht mehr gesehen ward.

Nun floh der gehegte Hosenrock auf die Breiter, die nie eine Welt bedeuten, und ließ sich von Hans Länger bereimen und von R. Schrader bearbeitern:

Die Herren und die Damen sehn an mir
die altemeiste Mode hier;
mein Mann geniert sich zwar sehr
und sagt, er geht mit mir nicht mehr.
Die Mode, meint er, wär ein Graus,
ich sähe grad wie „Ausfahrt“ aus.
Doch alles das ist mir egal,
der Hosenrock ist Mode mal,
und alles, was modern,
das tragen wir Frauen gern.

Ja, jetzt haben wir Frauen mal die Hosen an,
jetzt sind wir die Herren und spielen den wilden Mann.
O, ich sag es freil und ungeniert herans:
Wie zieht kein Mann die neuen Hosen wieder ans.

Wein Mann, der schimpft jetzt ganz enorm
auf diese neuen Hosenform.
Er meint, 'ne Hose äußerlich
trägt nur der Mann, versteht mich.
Und wenn wir auf die Straße gehn,



410. Die Tempotüte: „Ich kreische alles Getier, was ich vorfinde.“
Zeichnung von G. de Lamont. 1807

men andre Zeiten angerückt, und auch eine Weste und einen Überrock dazu". — Was an dem Brief interessant ist? Nun, er trägt das Datum: den 20. März 1807, die Absenderin heißt Bettina von Arnim, und die Empfängerin Frau Rat Goethe. Also wieder mal: alles schon dagewesen!

Entschieden genial ist der Mechanismus, mit dem die neugebadeten Polizistinnen New-Yorts ihren Rock ausgerüstet haben. Friedfertig wandeln sie dahin, ganz Dame von der Taille bis zum Rocksaum. Aber jetzt kommen die „lang gesuchten“ Verbrecher in Sicht. Ein Ruck an der Stricke — und eine erstaunliche Metamorphose geht vor sich. Der Rock wird zur Pumphose, die Revolverschultertasche sichtbar, die Beine werden unter den Arm genommen und die Verbrecher am Kanthalen. Nichts einfacher als dieses.

Grauen, die als Männer leben. Das ist eine lange Geschichte für sich und würde uns schließlich zu sexuellen Spielarten führen, die nicht mehr in dieses Werk gehören. Denn wenn das dauernde Tragen von Männerkleidung seinen Grund in einer angeborenen und abweichenden Anlage hat, so sind die also Kostümierungen nicht mehr als Weiber zu betrachten, sondern nur als — optimale gefährliche — Konkurrenz der Männer. Die finstern Feinde aller Lebensfreude bei uns sind jetzt drauf und dran, bei der bevorstehenden Reform des Strafgesetzbuches den § 175 auch auf

dann bleiben alle Leute stein
und scheint: Wer ist da Frau, wer Mann?
die hab'n ja beide Hosen an!
Doch ich bin fouragiert und rufe ungeniert:

Ja, jetzt hab'n wir Frauen usw.

Und wenn der Mann auch tot und scheint,
wir tragen doch das Hosenkleid.
Man sagt ja zwar, das stiebt uns nich,
Ihr Herren, das bestreite ich.
Die Männer sind doch auch so schön,
trotzdem sit nur in Hosen gehn.
Und ach, wie schön is, wenn der Schah
zum Bräutchen sagt: Mein Hosenmäh!
Drem Schwestern geht nach Haus und zieht
die Kleider aus.

Und dann zieht jetzt allesamt die Hosen an,
jetzt sind wir die Herren und spielen den wilden
Mann,

O, ich sag es frei und ungeniert heraus:
Wir zieht kein Mann die neuen Hosen wieder aus!

Interessant ist unter diesen Umständen
eine Stelle aus einem Brief, den eine geistige
reiche Dame an ihre Freundin, die Mutter
eines bedeutenden Dichters, gerichtet hat.
Sie schreibt: „Jetzt raten Sie einmal, was
der Schneider für mich macht! Eine
Joppe? Nein! Eine Mantille? Nein!
Ein Paar Boschen? Nein! Einen Reif-
rock? Nein! Einen Schlepprock? Nein!
Ein Paar Hosen? Ja! Vivat! jetzt kom-

mmt ein anderer Teil des Briefes.

diese scheinbaren Frauen auszudehnen und ein paar hundert Menschen mehr — denn es sind wirklich sehr wenige — unglücklich zu machen. Vorläufig hat die Polizei, mangels anderer Grundlagen, folgende Ansicht:

Durch eine hemmungsvolle Entscheidung erhielt vor einigen Tagen eine 24jährige Dame in F. die Erlaubnis, Männerkleider tragen zu dürfen. Dieses junge Mädchen gleicht im Ärgeren, Wesen und Stimme so sehr einem etwas gleichaltrigen Manne, daß sie in ihrem weiblichen Anzug wiederholt in Verdacht geriet, sich verkleidet zu haben. Sie fühlte sich darüber sehr unglaublich, und da ihre beruflichen Neigungen auch vollkommen männlich waren, wandte sie sich schließlich an einen Notarzt, auf dessen Zeugnis sie das Polizeipräsidium ersuchte, ihr das Tragen von Männerkleidern zu gestatten. Sie hatte dem ärztlichen Attest eine Photographie in männlicher und weiblicher Kleidung beigelegt. Sie erhielt auf ihren Antrag folgenden Bescheid: „Auf Ihr Gesuch bez. das Tragen von Männerkleidern vom 13. Dezember 10 erwidere ich Ihnen ergebenst folgendes. Nach dem Gesetz und der Rechtsprechung der Gesellschaft ist das Tragen von Männerkleidern durch eine Frau nur strafbar, wenn die öffentliche Ordnung z. B. dadurch, daß ein Menschenrauschauf einstellt oder in ähnlicher Weise gefährdet wird. Wenn Sie also Männerkleider tragen, so haben Sie vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Träger solcher Kleidung zu keinen Misschönigkeiten führt und die öffentliche Ordnung dadurch keineswegs gefährdet wird. Nur wenn in leichter Hinsicht ungünstige Tatsachen bekannt würden, müßte Ihnen das Tragen von Männerkleidern verboten werden.“

Um aber wenigstens ein Beispiel für ein solches Frauenleben zu geben, wähle ich dieses:

Das außerordentliche Schicksal einer Frau, die mehr als fünfzig Jahre lang als Mann verkleidet war, ist in diesen Tagen in dem Veteranenheim zu Quincy im Staate Illinois an den Tag gekommen. In diesem Hause, das für ehemalige Soldaten des amerikanischen Bürgerkrieges bestimmt ist, lebte seit etwa zwei Jahren ein gewisser Albert C. Sein Geheimnis wäre wohl bis zu seinem Tode bewahrt geblieben, wenn er sich nicht in leichter Zeit sorglos überaus vernachlässigt hätte. Darum ordnete der Vorsieher des Heims an, daß ihm ein Bad bereitet wurde. Dabei stellte man fest, daß der „Veteran“ weiblichen Geschlechtes war. Wie die alte Frau nun erzählte, ist sie eine geborene Irlandin und war schon als junges Mädchen in Männerkleidern nach Amerika durchgegangen. Als im Jahre 1861 der große Bürgerkrieg ausbrach, trat sie als Freiwilliger in das Heer ein. Sie diente drei Jahre lang in der Kompanie „C“ des 95. Infanterieregiments. An vielen blutigen Gefechten hat sie teilgenommen. In diesen Kämpfen wurde ihre Kompanie dezimiert, daß sie am Ende des Krieges nur noch vierzig Mann stark war. Einige ihrer alten Kameraden befinden sich jetzt in demselben Altersheim in Quincy. Sie erklären, daß sie niemals das männliche Geschlecht C's. bewußt hätten, und daß sie ein entschlossener und furchtloser Soldat gewesen ist. Nach dem Frieden arbeitete sie zunächst auf einer Farm, später wurde sie Mechaniker und Chauffeur, und zwar stets als Mann. Als ihre Kräfte im höheren Alter nachließen, ersuchte sie um Aufnahme in das Veteranenheim, die ihr dann auch ohne weiteres gewährt wurde.

Dieser Bericht läßt mit ziemlicher Sicherheit auf Homosexualität schließen, da das körperliche Exterieur die Betreffende so wenig verraten hat. Nicht zu verwechseln damit sind Verkleidungen romantischer Liebesabenteuer:

Als im Jahre 1720 der Admiralsstabschef von Jamaika über eine von dem gesuchten Korsaren Ratam geführte Piratenfahrt zu Gericht saß, machte man



411. Die Ausstellung. Franziska Zeichnung

die überraschende Entdeckung, daß zwei der eingelieferten Seeräuber Frauen waren: Mary Read und Anna Bonny. Mary Read hielte sich, nachdem sie ihre Eltern durch den Tod verloren hatte, als Mädchen von dreizehn Jahren für ein Kriegsschiff als „Schiffjunge“ anwerben lassen und später in einem flämischstämmigen Reiterregiment als Soldat gedient. Sie verliebte sich hier in einen Kameraden und wurde seine Frau. Nachdem ihr Mann gestorben war, zog sie wieder Männerkleider an und ging als Matrose nach Amerika; unterwegs wurde jedoch das Schiff von Kadams Bande gesunken, und Mary rettete ihr Leben, indem sie erklärte, daß sie sich den Piraten anschließen wolle. Unter den Seeräubern befand sich, gleichfalls in Männertracht, eine andere Frau, Anna Bonny, die nach vielen Abenteuern Kadams Geliebte geworden war. Anna verliebte sich in Mary Read und offenbarte ihr ihr wahres Geschlecht. Mary lachte hell auf, als sie das Geheimnis erfuhr, und machte der verliebten Anna die vertrauliche Mitteilung, daß auch sie ein Weib sei. Sie verliebte sich dann selbst in einen jungen Piraten und wurde mit der Zustimmung Kadams, der um ihr Geheimnis wußte, dessen Geliebte. Sie liebte ihn leidenschaftlich und segte, um ihn aus einer gefährlichen Lage zu retten, ihr eigenes Leben aufs Spiel. Der junge Mann war mit einem anderen Piraten, einem verstoßenen tollsinigen Manne und ausgezeichneten Schlügen, in Streit geraten und sollte sich mit ihm schlagen. Da Mary für das Leben des Geliebten fürchtete, beschloß sie, das geplante Duell um jeden Preis zu verhindern; sie bekämpfte den Gegner ihres Liebhabers und versetzte ihm nach einem lebhaften Wortwechsel vor versammelter Schiffsmannschaft eine schallende Ohrfeige. Dieser Schimpf konnte nur durch Blut geheiligt werden, und Mary und ihr Gegner gingen an Land und schlugen sich in einer hellen Mondnacht auf Pistolen; durch einen wohigkeiten Schwung freite Mary ihren Gegner zu Boden, worauf sie dem Verwundeten saßen Blutes die Kehle abschnitt. Nach dieser grauenhaften Tat erging sie mit dem Geliebten die Flucht, und Anna Bonny schloß sich den Fliehenden an. Die Flucht gelang, da Anna und Mary wieder Frauenhabseligkeiten angelegt hatten und infoideles nicht leicht entdeckt werden konnten.

Diese Romantik kommt auch bei Männern vor:

Die Gattin eines reichen New Yorker Kaufmanns hatte seit einigen Monaten eine allerseidste blonde Kammerzofe, mit der sie sehr zufrieden war. Diese Jose war nicht nur fleißig, sondern auch tugendhaft, denn so oft der Herr durch kleine Vertraulichkeiten mit ihr eine Verbindung herstellen wollte, wurde er fühlig zurückgewiesen. Die Jose wohnte im Zimmer unmittelbar neben dem der Herrin, und nur sie allein durfte der gnädigen Frau von früh bis spät Handreichungen und Besorgungen machen. Als vor kurzem die Dame mit ihrem Gatten eine Reise nach Europa machte, nahm auch die Jose daran teil. Die Reise ging nach London, Brüssel und Paris. Hier aber kam es zu einer Katastrophe. Als der Kaufmann eines Abends ein Vergnügungstheater aufsuchte, entdeckte er einen Mann, der der Jose seiner Frau außerordentlich ähnlich war. Er beobachtete den Fremden weiter und kam zu der felsenfesten Überzeugung, daß dieser „Mann“ niemand anders sein könnte als die Kammerzofe. Zuerst glaubte er, daß sich diese nur aus Leichtfertigkeit und, um einmal das „Pariser Nachleben“ lernen zu können, in ein Männerkostüm gestellt hätte; weitere Beobachtungen ergaben aber, daß die Jose nicht hier, sondern zu Hause in Boston war. Es war ein junger Mann, der, als Mädchen verkleidet, von der gnädigen Frau eingeweiht worden war. Die erstaunliche Dame wollte woch keine Kenntnis von der Masterade ihrer Jose haben, schließlich räumte sie aber doch ein, daß



412. Weiblicher Klopftreter im Kostüm Louis XIII.
Französische Zeichnung aus dem „Carnaval du Fin de siècle“. 1897

der junge Mann ihr Geliebter sei. Nunmehr wird sie sich von ihrem Gatten trennen und den blonden jungen Mann, der aus Liebe zu ihr so lange treue Dienste getan hat, heiraten.

Die Geschichte spielt in Amerika, und es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade ein amerikanischer Gelehrter neuerdings mit dem Beweis auf den Plan getreten ist, die „jungfräuliche“ Königin Elisabeth von England sei — ein Mann gewesen. Er stellt es so dar: Frau Ashley war die Erzieherin der kleinen Prinzessin Elisabeth und hatte sie nach Bisley begleitet, wohin das Kind auf Anraten der Ärzte geschickt wurde. Hier in Bisley erkrankte die Kleine plötzlich an einem hibigen Fieber und starb trotz der sorgfältigsten Pflege. Es war kurz bevor der Vater, Heinrich VIII., seinen Besuch ankündigte. In ihrer Angst schob Frau Ashley schnell ein andres Kind unter, das aber leider männlichen Geschlechts war, weil sich kein andres passendes in der Eile aufstreben ließ. Es war dies ein Junge Namens Neville, bis dahin Spielpartner der Prinzessin. In Bisley soll später das Skelett der heimlich Begrabenen aufgefunden worden sein. Dies alles klingt recht sonderbar. Es kommt aber noch besser. Die Ähnlichkeit des Jungen habe ihre Gründe gehabt. Er sei nämlich ein außergewöhnlicher Sohn Heinrichs des Achten gewesen und hätte daher eigentlich auch „Anrecht“ auf den Thron gehabt. Hiermit stimmte die „männliche“ Intelligenz des „Königs“ Elisabeth überein und „sein“ blonde Typus, während Anna Bolena, die Mutter der echten Elisabeth, brünett war. — Wie gesagt, sonderbar. Ob dahinter nicht was andres steckt? Nämlich eine gewisse Tendenz dazu, sich mit Vorliebe in solchen Ideengängen zu bewegen oder in sie zu vertrennen? Es gibt Männer (keine Homosexuellen!), die eine starke und erotisch gefärbte Bekleidungs such haben. Ich untersuchte zuerst 1907 eine größte Reihe von solchen Fällen und veröffentlichte mein Ergebnis (A. Kind, Antonii Panormitae Hermafroditus &c., Seite 356 ff.). Diese Untersuchungen sind später von anderer Seite fortgesetzt worden (Transvestiten). In Indochina sind derartige Dinge allgemeiner bekannt, wenn man dem Globetrotter Otto Ehlers Glauben schenken darf:

Ich lernte hier zum ersten Male eine Klasse von Menschen kennen, von deren Existenz in Asien ich bisher noch nie gehört oder gesehen hatte, denen ich jedoch im Laufe meiner Reise noch mehrfach begegnen sollte, nämlich den Pu-meas. Mit Young Sharps Glas durch den Bazar schlendend, machte ich ihn eines Abends auf eine allgemein kräftig gebaute Person mit hübschem Gesicht aufmerksam und beglückwünschte ihn zu so stämmigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Mein Begleiter wollte sicher bestens vor Lachen und fragte auf die von mir bezeichnete Persönlichkeit deutend: „Was? Die dicke Bettelveräußerin meinen Sie? Das ist überhaupt gar kein Frauenzimmer, das ist ein Mann.“ — Na, darauf werde einerslug, die Bettelveräußerin kann doch kein Mann sein! Aber es war dennoch sie, wie ich später, wenn auch nicht aus ihrem eigenen, sondern aus dem Munde ihres Gatten vernahm. Sie sehen, die Sache wird immer ununter; denn die Bettelveräußerin, welche ein Mann war, hatte einen Gatten, und zwar einen Gatten, der keine Frau war. — Von



413. Mrs. Pinchwife in Hosen
Zeichnung von Aubrey Beardsley

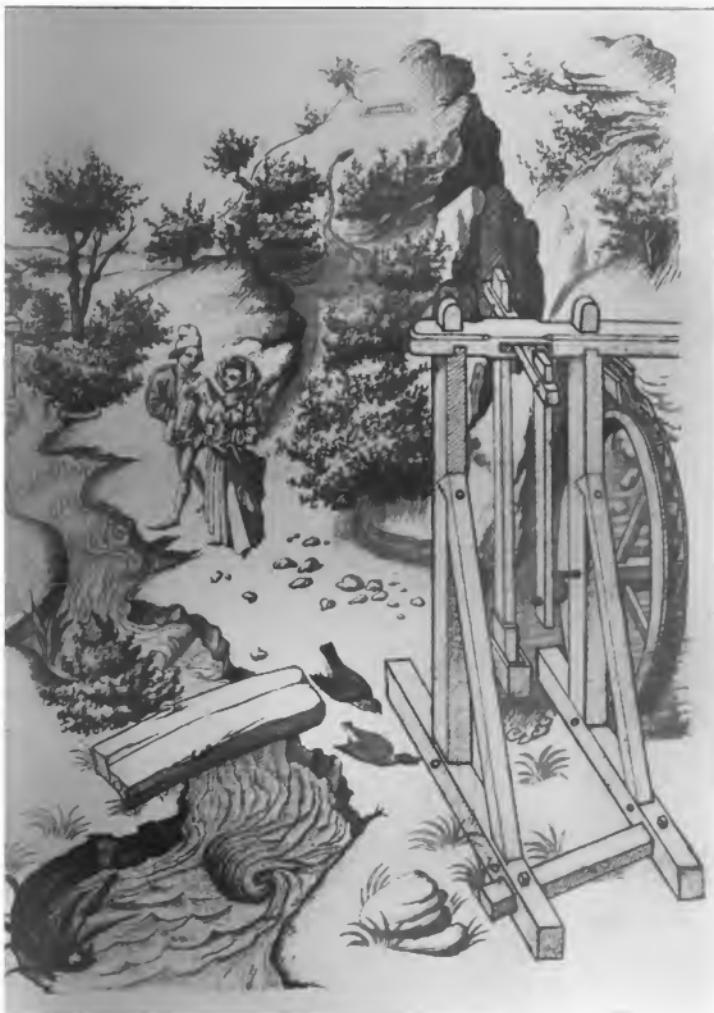
Meung Shwas Hian erfuhr ich nun folgendes: Es gibt in den Laos-Staaten, wie mir auch von einem seit langen Jahren in Chengmai lebenden amerikanischen Arzte bestätigt wurde, eine verhältnismäßig große Anzahl von Hermaphroditen, hier nach pu (Mann) und mea (Weib) Pumea genannt, die von ihren Eltern, in der Regel in weiblicher Gewänder gekleidet, als Weiber erzogen werden und auch im allgemeinen die Vorrechte des schwächeren Geschlechtes genießen, auf dem Markt als Verkäufer erscheinen dürfen, vom Steuerzahlen und Militärdienst bereit sind und anderes mehr. Die sozialen und sonstigen Vorteile eines Pu-mea scheinen nun manchen Leuten so verlockend gewesen zu sein, daß sie ihre normal entwickelten Söhne aufwachsen ließen unter der Vorstellung der falschen Tatsache, daß sie Hermaphroditen seien, auf der andern Seite fanden sich aber auch Jünglinge selbst dazu bereit, die Rolle eines Pu-mea zu spielen, entweder aus peinlierten Rücksichten, oder um dem Militärdienst zu entgehen; vielleicht aber auch, weil sie überhaupt eine ausgesprochene Neigung für die Beschäftigung des Weibes in sich führten. Genug, das Datum läßt sich nicht leugnen, daß heute im Laos-Staate zahlreiche Männer unter der Bezeichnung Pu-mea in Weibertracht herumlaufen, sich weiblichen Beschäftigungen hingeben und auch mehr oder minder als Weiber rezipiert werden. Das Wunderbarste von allem aber ist die Tatsache, daß diese Pu-mea auch von Männern geheiratet werden, namentlich von gewohnheitsmäßigen Opiumrauchern, in denen alle Regungen des männlichen Herzens erstorben sind. Die so verheirateten Pu-mea führen dann ihrem Herrn und Gebieter den Haushalt wie jede andere Frau, und da von einem Opiumraucher an seine besten häusliche Zumutungen, wie Kinderwarten usw., nicht gestellt werden, so kann sich eine solche Ehe durchaus glücklich gestalten . . .



414. Die Sittenpolizistin
Zeichnung von Leybold aus den „Wiener Karikaturen“ von 1905.



Im Liebesgarten. Aus dem mittelalterl.



ichen Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg



415. Im Schoße der Liebe. Radierung von Hubert nach einem Gemälde von Courbet

XII

Die Minne

Ich möchte unter diesem Titel einige Erscheinungen besprechen, die gewöhnlich auch als isoliert gelten und den Kulturhistorikern Schwierigkeiten zu bereiten pflegen, insoffern es mit der einheitlichen Erklärung bedenkllich hapert und Faktoren, Momente und Entwicklungslinien herangezogen werden, die weniger aus einem Stück als vielmehr aus den Rippen geschnitten sind. Auf Seite 29—32 habe ich schon einen solchen Forcher zitiert und seine zappelnde Angst um den Bestand
Baudé-Rind, Weiberherbst



416. Dame und Stalnacht. Kupferstich von Dürer

aber eben daß sie ihre Aufmerksamkeit in dem Grade erregen, sie des Aufzeichnens für würdig erachtet werden, beweist, wie nicht gar so häufig sich solche Slandalgeschichten ereigneten; wären dieselben eine alltägliche Erscheinung gewesen, man hätte ihnen keine so große Beachtung geschenkt."

Wenn es feststeht, daß die moralische Bewertung erotischer Handlungen eine fluktuiertende, aus der Vergangenheit zwar erlernbare, für die Zukunft aber ungewisse Mode-Anschauung ist, die nur dem im Gegenwärtigen völlig gefangenen Menschenkind als etwas Unveränderliches vor kommt: so ist ein sitzenrichterliches Urteil im zeitlich unbegrenzten Sinne nicht bloß schwierig, wie Alwin Schulz sagt, sondern überhaupt unmöglich. Der Urteilende ist dann so „befangen“ wie eine Dame von leichtem Pariser Chic, die über ein Schnittmuster der Voraison verächtlich die Nase rümpft und die Sache für impossible erklärt; sie würde vor Scham vergehen, wenn sie sich darin zeigen sollte. Derart befangen ist jeder sexuell-moralisch Urteilende ohne Ausnahme, auch der juristisch Richtende, der im Gesetz (bis auf die groblosigen Dinge) keinerlei Anhalt findet, weil das Gesetz mindestens für Jahrzehnte gemacht ist und daher die fluktuierten Erscheinungen nicht in seine statuen technischen Bezeichnungen hineinbekommt. Auch der juristisch Richtende horcht bewußt oder unbewußt auf die rasch vergänglichen Strömungen, die sich in der momentanen Moral beweisbar machen, er entwickelt daraus eine jeweils passende Auslegung der gesetzlichen Formel und geht in der Überzeugung schlafen, die immanente geschlechtliche Sittlichkeit von einem Flecken gereinigt zu haben; während er nur ein Tagessinterpret ist.

Alwin Schulz meint ferner, die historisch vorhandenen Äußerungen der Strafprediger seien mit Vorsicht zu genießen, weil sie Dinge, die an und für sich schon Ausnahmen sind, noch grell

übertreiben, um eine bestimmte und gewünschte Wirkung damit zu erreichen. Ich möchte auch hier etwas weiter folgern und sagen: die Abraham a Santa Clara oder Caesarius von Heisterbach sind unbedingt zur psychologischen Erkenntnis wertvoll. Nämlich inbezug auf sich selber mehr, als inbezug auf die Personen oder Handlungen, die sie zu schildern vorgeben. Die moralisch sein sollende Übertreibung und Ausmalung wird zum Individual-Dokument. Und dies gilt eben auch für Kulturhistoriker, die die erotischen Ereignisse der Vergangenheit mit gellender Entrüstung hervorgerufen und nichts weiter dazu zu sagen wissen. Die moralische Entrüstung über geschlechtliche Dinge ist eine Reaktionsform der individuellen Erotik. Man sucht erst die Dinge auf: der Anstieg zur Irritationskurve. Der Abstieg nach erfolgter Auslösung offenbart sich dann im Schimpfen. Diese Kurve ist gleich der körperlichen Überfert ins Geistige. Nur der ungerührte Sezior hat die Fähigkeit zum Sachlichen. Man beobachte doch unerwachene Mädchen, wie sie in früher Neugier kleine Verfänglichkeiten mitsammen tuscheln und sich erhitzen und dann plötzlich mit einem halb ärgerlichen Pfui! auseinandersetzen. Es ist derselbe Vorgang.

Nun die Minne. Auch dieser erotische Begriff hat sich beständig modisch gewandelt. Ursprünglich das „Gedenken“. Man begoss es, man trank sich Minne zu. Man trank auch der heiligen Walpurgis Minne. Maitran. Der Begriff weilt ins Freudliche, Lustbare. Er wurde zur Liebe mit Ausschluß des Leids. Also, was wir psychologisch Lust nennen. Ein Teil nur der Liebe. Die Minnesinger sind aber gar keine Lust-Singer; die Sehnsucht, die sie singen, ist recht leidvoll, weil ungestillt oder von neuem der Stillung bedürftig. Das, wonach sie sich sehnen, ist freilich der „Minnesold“, der Kohn des Leids. Frau Venus heißt Frau Minne. Und dann, als die ritterliche sehnstüchtige Umwerbung im Meer der Zeiten verebbt, ist Minne bloß noch Koitus. Ohne Liebespiel. Daher ordinär und unanständig. Es ging dem Wort Minne so wie dem französischen baiser, daß man heute anständigerweise nicht mehr gebrauchen darf; der französische Vater „küßt“ die Tochter nicht mehr, er „umarmt“ sie auf die Stirn. Die Poeten des 18. Jahrhunderts holten das verschollene Wort bei uns wieder vor. Doch ist es in unserem Sprachgebrauch verwischen; die „minnigliche Maid“ ist ein halb purpiger Ausdruck für „sittsame Jungfrau“. Das Gefühl für den ausschließenden Inhalt von Lust und Leid ist jedenfalls vollständig verloren gegangen.

Unter Minne im historischen Sinn umfaßte ich hier nicht nur die Erscheinungen des umwerbenden Rittertums, sondern auch das Cicisbeat, die mehr bürgerliche Parallel des ersten. Da der Sachenbestand dieses Bezirks dem allgemeinen Wissen etwas weiter entrückt ist, als die früher besprochenen Gruppen, so möchte ich den umgekehrten Weg wählen und erst eine Schilderung der hierhergehörigen Umstände geben, bevor ich sie unter den psychologischen Gesichtspunkt eindrücke. Wegen der Menge des ver-



417. Dame mit Gefolge
Naumburger fränkischer Holzschnitt aus dem Ratsona
des 15. Jahrhunderts

fügbaren Stoffes kann ich mich indessen mit einer Darstellung der allgemeinen Kulturverhältnisse nicht aushalten. Ich sehe die einfachsten Daten über das Leben in den Burgen, über Knappenerziehung, Ritterschlag, Turniere und dergleichen als bekannt voraus und verweise Leser, die sich hierüber genauer informieren wollen, auf das allerdings etwas mühsame Studium von Alwin Schulz.

Wenn sich ein Ritter dem Dienst irgend einer Dame als ihr Vasall im Sinne der lehnsmännischen Feudalität übergab, so tat er nicht selten ein beschwichtiges oder gefahrvoles Gelübde, um die Beständigkeit oder Größe seiner Leidenschaft damit anzugeben. Dies Gelübde gehörte zu den ersten Merkmalen der ritterlichen Curtesie oder Höflichkeit und stand erst mit der Ritterschaft selbst aus. Im 16. Jahrhundert ist es damit vorbei. Aus dieser Zeit dürfte nur noch der Herzog von Nemours als Beispiel gelten können, der seiner Dame zuliebe vom Ellbogen bis zur Hand keinen Harnisch trug; in dem festen Vertrauen, daß dieser entblößte Teil durch den Schutz seiner Göttin genugsam werde verteidigt sein. Der Duc de Nemours galt in jeder Hinsicht als ein so schöner und vollkommener Ritter, wie ihn die Blütezeit nicht besser hervorbringen können.

Eine andere Probe der Curtesie von Rittern bestand darin, daß sie sich die Erlaubnis ausbaten, die Farben der Damen, deren Dienst sie sich widmeten, tragen zu dürfen, wie die Dienstleute der Fürsten diejenigen ihrer Herren trugen. Auch diese Curtesie übt im 16. Jahrhundert der Herzog von Nemours. Er besuchte im J. 1512 die Herzogin von Ferrara und brachte von diesem Besuch die Farben der Herzogin, schwarz und grau, mit. Von dem Tragen der Livree der Damen bleibt in der Folge keine Spur mehr. Dagegen entstand eine andre Galanterie, die sich die Herren von den Damen ausbatzen. Zu Brantôme's Zeiten ersuchten viele Liebhaber ihre Schönheiten, neue seidene

Strümpfe, die sie für sich gelaufen hatten, acht oder zehn Tage zu tragen und sie dadurch gleichsam einzurichten. Diese Einweihen von Männerstrümpfen durch Damen scheint eine andre Fabrikationsmethode von seidenen Strümpfen vorauszusehen, als wir sie jetzt kennen.

Viel allgemeiner, als das Tragen der Farben von Damen, war das Tragen von Liebespäckchen, die sich die Ritter von den Damen erbaten oder die Damen freiwillig ihren Liebhabern und Verkehren schenkten. Das Geben und Tragen der sogenannten faveurs dauerte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fort. Bloß der Stoff und die Form derselben änderte sich allmählich. In den ersten Feldzügen, die der tapfere Vaad in Italien mache, traf er in der Stadt Carignan die Dame wieder an, die er in seiner Jugend und während seines Aufenthaltes am Savonischen Hofe



418. Ständchen

Miniatür aus einem Stammbuch vom Ende des 16. Jahrhunderts



419. Minneritter und Liebeskönigin
Detail eines Gemäldes von Cesare Tura und Francesco Costa im Palazzo Schiavonia zu Ferrara

an meisten verehrt hatte. Der Held versicherte der Dame seines Herzens, die an einen Herrn de Flugas vertrahlt war, seine fortdauernde Liebe und Verehrung, und ersuchte sie, ihm Gelegenheit zu verschaffen, wodurch er ihr und den übrigen Damen der Stadt seine Ergebenheit bezeugen könnte. Die Dame wünschte, daß der Ritter ein Turnier veranstalten möchte. Vanard ver sprach dies zu tun, und bat die Dame zugleich, ihm einen von ihren Manchons zu geben. Madame de Flugas gewährte die Bitte, und nun machte der Ritter gleich folgenden Tags bekannt, daß er am nächsten Sonntage ein Turnier halten und als den Preis des Sieges einen Manchon seiner Dame samt einem Rubin von hundert Dukaten Wert aussiehen werde. Die französischen und italienischen Ritter turnierten an dem anberaumten Tage mit allgemeinem Beifall. Nach geendigtem Turnier erkannten die Kampfrichter und die Damen dem Ritter Vanard den Preis zu. Vanard erklärte erböllend, daß



420. Die arglistige Delila
Ausfertl. vom Meister S. S. 15. Jahrhundert

niedergeseiht worden, als die Dame und ihre Töchter ihn jammernd baten, das Haus und allen Zubehör als seine verdiente Beute anzunehmen, aber nur ihre und der Töchter Ehre gegen die siegreichen Krieger zu schützen. Ritter Bayard beruhigte die Damen und postierte mehrere von seinen Leuten vor die Tür des Hauses, um die plündernden Soldaten abzuhalten. Die Damen taten nun alles, was sie konnten, um dem Ritter die Heilung zu erleichtern und die Zeit angenehm zu vertreiben. Als er wieder hergestellt war und Abschied nehmen wollte, bot ihm die Dame des Hauses ein Schätzchen mit 2500 Dukaten als ein geringes Merkmal ihrer Dankbarkeit an. Der Ritter, der immer gute Menschen mehr als das beste Gold geliebt hatte, schlug zuerst das Geschenk gänzlich ab. Da aber die Dame hierüber untröstlich war, ließ er die Töchter kommen, schenkte einer jeden von der Summe tausend Dukaten und die übrigen fünfhundert den Frauenklöstern der Stadt, die nach der Eroberung geplündert worden waren. Indem er zu Pferde steigen wollte, brachten die beiden Fräulein dem Ritter zwei Sachen, die sie während seines Krankenlagers mit eigener Hand gearbeitet hatten: ein Paar niedlicher Armbänder und einen seidenen Geldbeutel. Bayard ließ sich die Armbänder gleich anlegen, und steckte den Geldbeutel in den Armel mit der Versicherung, daß er beide den Geberinnen zu Ehren so lange tragen werde, als sie vorhalten würden.

Zu den Zeiten Heinrichs III., Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. schenkten die Damen ihren Liebhabern gewöhnlich Kleinodien von bedeutender Form, die die Größe und Beständigkeit der Liebe der Geberinnen oder der Verehrer anzeigen sollten. Als die Königin Margarethe von Navarra den d'Entragues zu ihrem Liebhaber erschoren hatte, verlangte sie von ihm, daß er zum Beweise seiner aufrichtigen Liebe das diamantne Herz ausliefern solle, das er von der Marquallin von Reh als Liebespfand erhalten hatte. Im Jahre 1633 verliebte sich Paul laurent, ein Günsling des Herzogs

er diese Ehre nicht verdiene; denn wenn er sich auch gut gehalten habe, so verdanke er dieses der Madame de Flugas, die ihm ihren Manchon geborgt habe. Eben deswegen überließ er auch ihr den Preis, damit sie denselben nach Gutbefinden verteilen könne, an wen sie wolle. Die Dame gab den Rubin demjenigen Ritter, der sich nach Bayard als den besten gezeigt hatte, und behielt den Manchon als ein Andenken des Ritters, den sie einst geliebt, und von dem sie bei Wiedereröffnung des Feldzugs mit Tränen Abschied nahm. Die Beziehung zwischen Ritter und Dame dauerte bis an den Tod, und es verging kein Jahr, wo sie sich nicht einander Geschenke schickten.

Einige Jahre nachher wurde der Ritter Bayard bei der Eroberung von Brescia schwer verwundet, und in das Haus eines reichen Edelmanns gebracht, der sich selbst in ein Kloster geflüchtet und seine Frau und beiden Töchter ihrem Schicksal überlassen hatte. Der verwundete Ritter war kaum von den Trägern

von Orleans, in die Prinzessin von Chiman, und von diesem Augenblick an trug er die faveur nicht mehr, die eine Prinzessin von Pfalzburg ihm geschenkt hatte. Dies Liebespfand bestand in einer blauen Schleife, durch die ein kleiner Degen ging, mit der Devise: Ewige Treue der blauen Farbe! Der Due de Bellegarde hatte seines Alters ungeachtet durch die Galanterie, die er an den Höfen Heinrichs III. und Heinrichs IV. so lange geübt hatte, der jungen Königin Anna von Österreich gefallen. Er verscherzte aber diese Kunst auf einmal, als er bei seiner Abreise nach Rochelle die Königin um seine andre faveur bat, als daß sie das Hefl seines Degens mit ihrer Hand berühren möchte. Anna von Österreich fand diese Galanterie so abgeschmackt, daß sie von dem Eindrud derselben nie wieder zurück kommen konnte. Man verlor allmählich den Geschmack an den symbolischen Liebespfändern.

In den Ritterzeiten mache man häufig die faveurs, die man von der Dame seines Herzens erhalten hatte, zu emprises, d. h. zu denjenigen Teilen des ritterlichen Schmucks und der Rüstung, die ein jeder berührten mußte, der mit dem Inhaber oder Träger der emprise einen Ehrenkampf eingehen wollte. Insbesondere zeichneten sich die irrenden Ritter durch emprises aus. Im Jahre 1505 erhielt Antoine d'Arces nebst dreien seiner Waffenbrüder von der Königin Anna von Bretagne die Erlaubnis, als irrend Ritter die vier Königreiche England, Schottland, Spanien und Portugal zu durchziehen und allethalben mit unbescholtene Rittern zur Vermehrung ihres eignen Ruhmes und zu Ehren ihrer Damen zu kämpfen. Die vier Ritter machten ihr Vorhaben in einem Manifest oder Ausschreiben kund, und setzten in diesem Ausschreiben zugleich die Bedingungen des Kampfes, die Belohnungen des Siegers und die Strafe des Überwundenen fest. Der Ritter d'Arces trug eine weiße Emprise am Halse und nannte sich deswegen der Weiße Ritter. Wer diese Emprise berührte, konnte gleich erkennen, ob er blos um seines eignen Ruhmes willen oder für die Ehre seiner Dame streiten wolle. Im letztern Falle wurde derjenige, der unterlag, ein Gefangener der Dame seines Siegers; und wenn er nicht Lust oder Zeit hatte, sich dieser Dame in Person zu stellen, so konnte er sich mit einem Diamanten von 300 Thalern loslaufen, den er dem Sieger innerhalb von vier Tagen zustellen mußte.

Manche irrende Ritter gingen auf Abenteuer aus, entweder, weil sie von ihren Schönen aufgefordert worden waren, sich ihrer Kunst durch Heldentaten würdig zu machen; oder weil sie auch ohne aus-



421. Die Wachtposten der Liebesunterhaltung
Holzschnitt von Hans Burgkmair. 1510

drückliche Aufforderung glaubten, daß sie die Liebe durch gefahrvolle Kämpfe verdienen müßten. Andre zogen in fernen Landen umher, um bedrückten Frauen beizustehen und das ihnen angelane Unrecht an den Beleidigern zu rächen. Die Verteidigung ihrer Ehre erwarteten die Damen des 16. Jahrhunderts noch immer von ihren Liebhabern oder Freunden; und daher dachte und handelte der Adel des 16. und auch 17. Jahrhunderts in diesem Punkte so, wie die irrenden Ritter der älteren Zeit.

Der Ruhm der Damen war im ganzen 16. Jahrhundert, wenigstens in Frankreich, Spanien und Italien, ein ebenso mächtiger, oder noch mächtigerer Ansporn zu Heldenataten, als eigener Ehreiz oder Vaterlandsliebe. Aus dieser Überzeugung entsprang die Verehrung Franz des Ersten gegen alle Edelleute, die keine Maitresses hatten, und sein Wunsch, daß alle seine Edelfreie und Hofsleute in heftiger Liebe zu irgend einer Schönen entbrannt sein möchten. Tapfere Degen wagten damals in der Schlacht ihr Leben, nur um ihren Damen zu beweisen, daß sie wertvolle Verehrer in ihnen gefunden hätten. Dafür muteten ihnen stolze Weiber ziemlich halsbrecherische Unternehmungen zu. Eine Dame am Hofe Franz des Ersten hörte viel von der Tapferkeit eines Monsieur de Lorges, der sich um ihre Gunst bewarb. Um ihn auf die Probe zu stellen, ließ sie eines Tages bei Gelegenheit einer Löwenhölze ihren Handschuh auf den Sand nieders fallen, gerade als die Tiere am meisten erregt schienen. Und zu Ritter de Lorges, spöttender Weis, wendet sich Fräulein Kunigund: Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß, wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund, ei, so hebt mir den Handschuh auf! Man weiß, wie's weiter geht, bei Schiller und unter Franz dem Ersten. Die Damen stellten damals noch ebenso hohe Anforderungen, wie in der guten alten Zeit; aber die Ritter entsprachen ihnen nicht mehr ganz. Zur Zeit Heinrichs III. wurde ein Herr von Genlis auf ähnliche Probe gestellt. Er fuhr mit seiner Dame auf der Seine spazieren, als diese ein kostbares Sattelschleim ins Wasser fallen ließ und ihn ersuchte, es wieder zu holen. Der Arme machte die Einwendung, er könne nicht schwimmen, worauf sie etwas von furchtsam sagte. Das half. Er sprang ohne Besinnen in den Fluß, und ein nahes Fahrzeug zog ihn gerade noch im letzten Moment glücklich wieder heraus.

Die irrenden Ritter trugen grüne Rüstung, Waffen und Kleidung, um dadurch ihre grünende Jugend und blühende Stärke anzudeuten. Meistens zogen sie zur Erfüllung von gewissen Gelübden aus. Ein edler Galeazi von Mantua, den die Königin Johanna von Neapel zum Tanz aufgefordert hatte, wurde durch dies Zeichen der Gnade der schönen, aber sibel berüchtigten Dame so gerührt, daß er gelobte, in Frankreich, Burgund, England, Spanien, Deutschland und andern Ländern so lange umherzu ziehen, bis er zwei Ritter überwunden habe, die er ihr als ihre Sklaven führen könnte. Er erfüllte dies Gelübde wirklich. Überhaupt war es gar nicht selten, daß Ritter, die die sogenannten pas d'armes oder kleinen Turniere anstellten, es allen Streitenden, die gegen sie kämpfen würden, zur Bedingung machten, daß die überwundenen sich den Damen der Sieger als Gefangene stellten, oder wenn sie dieses nicht könnten, einen Diamanten von hohem Wert als Lösegeld geben sollten. Brantôme erzählt, die Domherren an der St. Peterskirche hätten einen überwundenen Ritter, den der Sieger ihnen mit Pferd und Waffen zugeführt, sein ganzes Leben lang als Gefangen gehalten, wahrscheinlich, weil es ihm an Mitteln fehlte, das hohe Lösegeld zu zahlen, das die geizigen Domherren verlangten.

Zu Saintre's Zeiten kam ein berühmter fremder, wie es heißt polnischer, wahrscheinlich aber deutscher Ritter nach Paris, der das Gelübde getan hatte, zwei goldene Ringe, die mit langen goldenen Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms und über dem Knöchel des einen Fußes



befestigt waren, seiner Schönen zu Ehren fünf Jahre lang zu tragen, wenn er nicht früher von einem tapfern Ritter überwunden würde. Um nun zu versuchen, ob er nicht vielleicht in Frankreich seines Gelübdes ledig werden könnte, ließ er durch seinen Waffenherold Brunswick in Paris bekannt machen, daß er gegen einen jeden Ritter kämpfen und drei Kleinodien, einen Diamanten, einen Rubin und Saphir, jeden dreihundert Thaler wert, gegen drei ähnliche Preise aussehen wolle, die dem Sieger in jeder der drei Hauptarten des Kampfes zufallen sollten. Saintre wurde durch seine Dame bewogen, sich dem Fremdling entgegen zu stellen, und er war auch so glücklich, ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß zu überwinden.

Eins der schwersten und gefährlichsten Gelübbe, die je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich dem um sie werbenden Ritter, sich ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Portraits von dreißig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte. Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin mit dem Portrait derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht gesiegt wollte, daß des irrenden Abenteurers Dame schöner als seine eigne wäre, so oft zwang er jeden Ungläubigen mit ihm zu kämpfen und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihres Namens unter das Bild der Schönen des irrenden Ritters malen zu lassen. Der Chronist versichert, der Ritter sei innerhalb eines Jahres mit dreißig Portraits von Damen überwundener Ritter wiedergelommen.

Wenn ein Ritter den andern aufforderte, seiner Dame zu Liebe mit ihm zu kämpfen und seine Liebesgelübbe erfüllen zu helfen, so geschah dies mit den ausgeführtesten Bezeugungen von Höflichkeit und Hochachtung. In dem Cartel oder Aufforderungsschreiben, das man seinem Gegner schickte, bat man Gott, er möge dem Ritter, mit dem man kämpfen wolle, Ehre, Freude und die Erfüllung aller seiner Wünsche bei seiner Dame gewähren, und ersuchte ihn zugleich, er möge den Herausforderer seiner eigenen Dame empfehlen. Wenn der Herausforderer nicht zur bestimmten Zeit und an dem bestimmten Orte erschien, so fragte man ihn höflich, ob er etwa in Gnade bei seiner Dame gefallen und vom Hause des Liebesgottes verbannt worden sei, indem man sonst nicht begreifen könne, warum ein so tapferer Ritter seinen Entschluß zu kämpfen geändert habe.

Ebenso häufig wie die Züge und Kämpfe irrender Ritter für die Liebe ihrer Damen waren die Zweikämpfe, die von Kriegern aus entgegenstehenden feindlichen Heeren den Damen zu Liebe



422. Venezianerin und Page. Ruyet von Brand. Um 1500

angesagt und gehalten wurden. Nicht selten geschah die Aufforderung zu solchen Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen mitten im Getümmel der Schlacht; und sobald die kämpfenden Heere dies merkten, ließen sie inzwischen die Waffen sinken, bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten. Solche Kämpfe pour l'amour des Dames dauerten bis unter Ludwig XIV. fort, waren aber nach den Zeiten der Ritterschaft niemals häufiger als unter Heinrich III. und IV. Da gab es einen Krieg, den man den Krieg der Verliebten nannte, weil er bloß auf Ansichten der Damen beider Parteien angefangen wurde. Um eben diese Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut verteidigte, und wenn sie auch als das lieberlichste Weib des ganzen Hofs galt.

Als Saintré im Begriff war, seinen Zug nach Deutschland anzutreten, gab er seiner Dame das gewöhnliche Zeichen, damit sie sich an dem bisherigen Orte ihrer Zusammenkünfte einfinden möchte. Dies Zeichen bestand darin, daß sich der Ritter das Auge mit der rechten Hand rieb, worauf die Schöne entweder eine Nadel oder einen Zahnstocher an die Zähne brachte, als wenn sie dieselben reinigen wollte. Bei dieser letzten Zusammenkunft erzählte Saintré, wie viele Ritter und Knappe, wie viele Herolde, Trompeter, Pagen, Bediente und Pferde er mitnehmen werde, und dann erklärte er der Schönen die Bedeutung der Farben, Devisen oder Figuren, die sich an seinen und seiner Begleiter Kleidern, Waffen und Rüstungen, oder an den Decken seiner Pferde befanden. Als die Dame aus der Erzählung des Ritters hörte, daß ein so großes Gefolge sehr viel kosten würde, gab sie ihm eine eben so große Summe mit auf den Weg, wie der König und die Königin gleichfalls getan hatten. Besonders aber bat sie ihn, er möge den mosaïschen Segen sprechen, so oft er einen Kampf eingehe, und wenn er dies genau beobachte und stets als ein Ritter handle, so könne ihm nichts begegnen, es sei Sieg oder Niederlage, was nicht zu seiner Ehre gereiche. Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoss sich ein solcher Strom von Tränen aus ihren Augen, daß sie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den Ritter so sehr, daß er zu ihr sprach: Erhabene und unvergleichliche Göttin und unumschränkte Gebieterin meines Herzens, anstatt daß Sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben Sie durch den Ithigen mein Herz so durchbohrt, daß ich jetzt von ihnen gehn und in einem fremden Land sterben werde. Gott beschulen, mein einziges Verlangen, meine einzige Freude, und mein höchstes Gut! Bei diesen Worten wandte sich der Ritter um, allein die Dame, deren Tränenquelle fast erschöpft war (à qui le ruissel de ses larmes estoit presque vuide), rief ihn mit einem tiefen Seufzer (par un très-merveilleux soupir) zurück und redete zu dem tief betrübten Ritter folgender Gestalt: Du weißt, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mildeböwile Herzen in allen Dingen haben, die unsre Liebgebeten betreffen; allein jeho fühle ich mich wieder ganz geflöst und hoffe zu Gott, daß er dich zu meiner großen Freude unversehrt wieder zu mir führen werde. Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sei stets getroffen, und läß dir nichts abgehn, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Mutes sein. Danach lüfteten sich, wie der Chronist sagt, die beiden Liebenden ohne Maß und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude und schmerhaftem Vergnügen brachten die Dame und ihr Ritter bis zur Mitternacht zu. Als die Liebenden zwölf schlagen hörten, erschraken sie über die Länge ihrer Zusammenkunft, lüfteten sich zum letzten Male, und bei dem letzten Abschiedstuß stellte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Demantling an den Finger.

In den Turnieren trugen und sprachen die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen



423. Ihr Herz ist wie ein Taubehaus. Deutscher Kupfer von 1589

hatte. Sie nannten sich Dienst oder Sklaven der Liebe (*serviteurs ou servants d'amour*), welche Benennung ihnen ehrenvoller als der erhabenste Titel schien. Als solche Sklaven der Liebe ließen sie sich manchmal von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an dem Kopf, riemen der Pferde befestigt waren, bis an die Schenkel oder bis auf den Kampfsplatz führen. Als solche Sklaven der Liebe trugen die Ritter Farbe und Livree ihrer Damen und gewisse Devisen oder Symbole, die nur ihren Freindinnen verständlich waren. Diese *devises d'amour*, die sich an ihrer Rüstung fanden, sind die Hauptursache, daß sich in den Wappen mancher adliger Häuser einzelne unverständliche Worte oder abgebrochene Redensarten vorfinden. So erschien Saintré auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzessin zu Ehren vor seinem Ritterzuge nach Deutschland anstelle, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weissem Atlas bedeckt war, auf dem lauter Lilien und die Worte: „ne m'oubliez mie“ gestift waren. Ein nicht weniger wesenlicher Zierrat turnierender Ritter, als die Farben oder Devisen ihrer Geliebten, waren gewisse Liebeszeichen, die gewöhnlich *laveurs, joyaux oder emprises d'amour* hießen. Sie bestanden in gewissen Stücken von der Kleidung von Damen: in einem Schleier, einer Schärpe, einem Band oder Armbande, oder in Federn und ähnlichen Dingen, die von den Damen selbst an einem Teil der Waffen oder am Leibe der Ritter befestigt wurden. Als Saintré nach Deutschland ziehen wollte, band seine Herrin mit eigner Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldnes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und ebenso vielen Perlen besetzt war. Sie läßt dabei ihren Liebhaber und sagte: „Mein Freund und einziges Verlangen: Gott gebe, daß ich dies Liebeszeichen in einer solchen Stunde und an einem solchen Ort befestige, damit du mit Ehre gekrönt zurückkommst, und wenn dies geschieht, so gelobe ich Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich so viele Freitage keine Wäsche an meinem Leibe tragen will, als du abwesend bist!“

Die Liebeszeichen mochten nun am Helme, an der Lanze, am Schild oder Arm des Ritters befestigt sein, so gingen sie manchmal in der Hölle des Kampfes verloren, und alsdann säumten die Damen nicht, ihren Anbetern statt der eingebüßten *laveurs* andre zu schicken, damit sie nicht ohne die Hilfe des dem Liebeszeichen innenwohnenden Schuhgeistes wären. Die Ritter waren aber manchmal so schnell hintereinander unglücklich und die Damen so hilfreich, daß letztere in der Hölle des Gesetzes ihre ganze gegenwärtige Lage vergaßen. Bei einem Turnier, das Perceforest beschreibt, schickten die Damen ihren streitenden Freunden so oft neue Liebeszeichen aus ihren

Haaren, vom Besatz ihrer Kleider und der Umhüllung ihres Busens, daß sie zuletzt ohne allen Schnuck und halb entkleidet da standen. Die ersten, die es bemerkten, in welchem Zustand sie waren, wurden schamrot, allein da sie sahen, daß alle gleich viel für die Freunde ihres Herzens aufgeopfert hatten, brachen sie insgesamt in ein lautes Gelächter aus. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es in Frankreich gewöhnlich, daß Damen ihren Liebhabern solche Liebespfänder gaben und daß die Liebhaber sie öffentlich trugen.



424 Er folgt ihr blindlings. *Nationales Museum*. Um 1740



425. Liebe macht blind. Nochmee Röster. Um 1780

Um ihre gänzliche Ergebenheit und Dienstpflichtigkeit gegen die Gebieterinnen ihres Herzen zu beweisen, baten die Ritter vor den Turnieren ihre Damen um die Parole, die sie während des Turniers ausrufen könnten, um sich dadurch zu ermuntern und das in den größten Gefahren nie verschwindende Andenken zu erkennen zu geben. Wenn das Turnier zu Ende ging, brach man gemeinlich noch zu Ehren der Damen eine Lanze, was man le coup oder la lance des dames nannte, und auf eben die Art wiederholte man den Kampf, wenn man zur Streitart, zum Schwerte und zum Dolche kam. Nach der gänzlichen Beendigung aller Kämpfe erkannten gewöhnlich die Kampfrichter denen, die sich am meisten hervorgetan hatten, die Preise der Tapferkeit zu: sehr oft aber waren die Damen die einzigen Richterinnen der Tapferkeit der Ritter oder wurden wenigstens

bei der Zuerkennung der Preise um Rat gefragt, und wenn das nicht geschah und die Kampfrichter andre Ritter krönten, als die den Damen des Preises würdig schienen, so teilten diese einen zweiten Preis aus, der eben so hoch oder noch höher als der erste geschätzt wurde. Die Preise bestanden entweder in goldenen Ketten oder Ringen und andern Kleinodien, und diese Preise wurden der Regel nach von den Fürsten und Herren, die das Turnier angesagt hatten, in Deutschland aber nicht selten von den vornehmsten Damen, die bei dem Turnier gegenwärtig waren, ausgesetzt. Wenn aber die Damen die Preise weder aussiehen noch zuerkennen, so hatten sie doch das ausschließliche Recht, die Preise den Siegern zu überreichen. Zu diesem Ehrenamte wurden die schönsten und vornehmsten Frauen erwählt, und die Glücklichen, denen die Preise zuerkannt wurden, hatten das Vortrecht, den Schönen, die sie krönten, einen ehrebietigen Kuß zu geben.

Im Jahre 1468 gab der Bastard von Burgund ein prächtiges Turnier zu Ehren der zweiten Gemahlin Karls des Kühnen, der Prinzessin Margarete von England. Dabei meldete sich ein burgundischer Ritter Namens Iehan de Ghassa und bat in folgendem Schreiben die versammelten Damen um die Gnade, am Turnier teilnehmen zu dürfen:

Erlauben Sie, Hochgeborene und Geschäftsmäßige Fürstin und Frau, und Sie, meine übrigen gnädigen Prinzessinnen und Damen, daß Ihnen ein Altersnachfolger, geboren im Königreich der Anechschaff (un Chevalier Esclave, né du Royaume d'Esclavonie), seine Anfunkt in dieser edlen Stadt, und zwar in Gesellschaft eines irrenden Fräuleins fund sei, deren Kelting er durch den Beschlaf seiner schönen Geliebterin übergeben worden ist. Der edle Ritter wagt es nicht, sich der durchlauchten Herzogin und der übrigen erlauchten und edlen Gesellschaft dargestellen, bevor er sie über seine Lage vollkommen unterrichtet hat. Der Altersnachfolger kann mit Wahrheit versichern, daß er sein ganzes Leben durch einer Dame in Slavonien aus allen Kräften gedenkt, und daß die Dame ihn zwar mit Hoffnungen hingehalten habe, aber sich nie entschließen konnte, ihn zu ihrem Dienner anzunehmen. Da seine Liebeskrantheit so sehr zunahm, daß er ihre Quaten nicht länger ertragen konnte; so unterwarf er sich in einem Zustande von verzweifelnder Hoffnung, um Mitleid, Gnade und Einberufung seiner Fleischhand zu suchen, deren er sich zwar nicht würdig fühlte, welche er aber doch durch seine treue Ergebenheit verdient zu haben glaubte. Dieser demütigen Bitte ungeachtet fuhr die erwähnte Dame in ihrer stolzen Gleichgültigkeit, in ihrer Unbedenklichkeit gegen die Liebe, und in ihrer Vergessenheit der Welt glücklich zu werden; so sehr, daß er sich voll Mut und Kummer in eine einsame Wohnung zwischen Jelen, Gebirgen und dichten Waldungen zurückzog, und hier neuen Monate lang von nichts als von Neue, Seufzern und Tränen lebte. Wenn dieser Zustand länger gedauert hätte, so würde der irrende Ritter bald das Ende seines Lebens erreicht haben. Nachdem aber die Dame von seinem Zustande Nachricht erhalten hatte, so empfand sie Neue über ihre sündliche Unbedenklichkeit, schickte das erwähnte irrende Fräulein, welches ihn führen sollte, und ließ ihm durch diese Dame viele schöne Verstellungnungen machen; daß die Seligkeiten der Liebe durch langes Harten, durch langwierige Drangsal, und durch unausprechliches Dürden erlaubt werden müßten; daß ihre Freuden um desto höheren seien, um einen je höheren Preis man sie erwerben habe; und daß es in der Liebe keine größere Sünde gebe, als die Verzweiflung. Das Fräulein riet daher dem Altersnachfolger, daß er die Hoffnung statt der Verzweiflung, und guten Mut statt Kleinmuthigkeit ergriffen solle. Auch bereitete ihn das irrende Fräulein, zur Zerstreuung seines Kummers eine Reise zu unternehmen, auf welcher die Schöne versprach, ihn ein Jahr lang zu begleiten, teils um ihn in seinen Leidern zu trösten, teils um seiner Dame Nachricht von seinen Abenteuern zu bringen. Der Ritter folgte diesem Rats, ungeachtet er aus Slavonien ist, und gab seine Bekanntschaften in diesen Gegenden zu verstehen. Da aber gedachter Ritter sich erinnerte, daß selbst mehrere Ungläubliche, namentlich der tapfere Saladin, nach Frankreich gekommen seien, um Ruhm zu erwerben; und daß sie in diesem edlen Königreiche auf das ehrenvolle aufgenommen worden: besonders da er den Ruhm, und die hohen Tugenden des erlauchten Burgundischen Hauses preisen hörte, und vernahm, daß Fremde nlegend besser empfangen, und ritterliche Übungen und Tugenden nlegend fleißiger geübt wurden, als in eben diesem hohen Hause: so bezog er sich in Gesellschaft des irrenden Fräuleins dahin, und traf als sein erstes, glückliches Abenteuer das edle Unternehmen des Ritters vom goldenen Baum und den Anfang des glänzenden Turniers an. Eben daher bittet er die durchlauchte Fürstin und Frau, Herzogin von Burgund, und die übrigen Prinzessinnen, Damen und Fräulein, sich bei dem hochgeborenen Herrn und Herzoge von Burgund und Brabant dahin zu verwinden, daß es ihm erlaubt sein möge, an dem berühmten Turniere teilzunehmen usw.



426 Die Göttin der Minne. Abstempel nach Giulio Romano

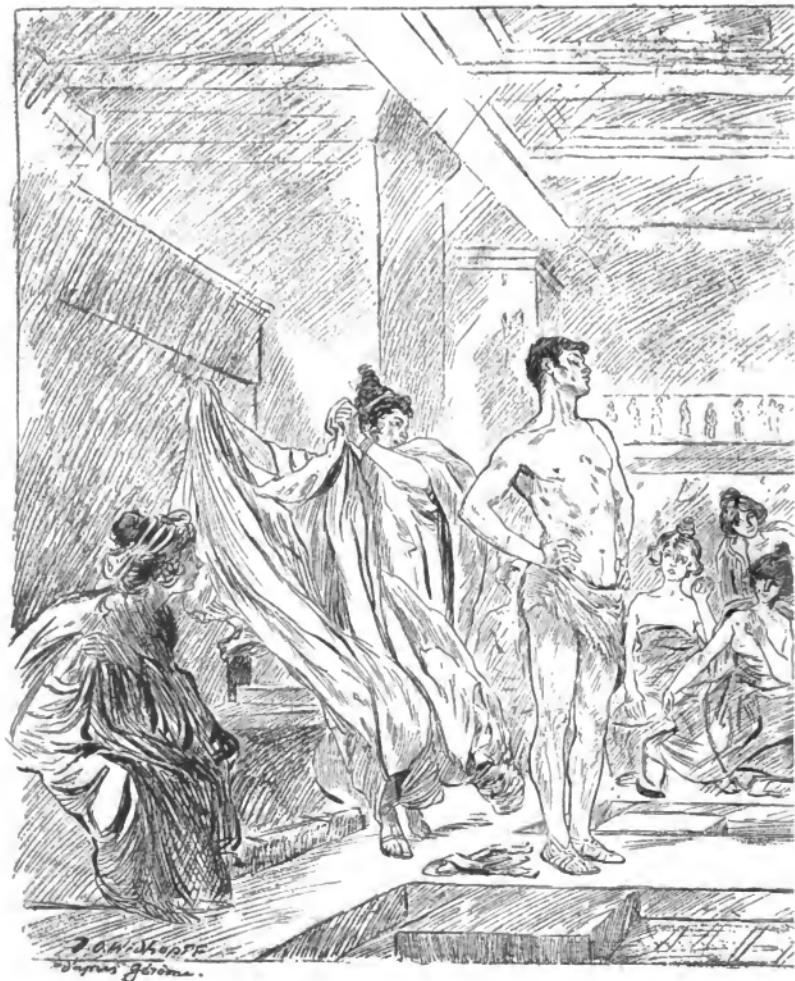
Ich habe innerhalb der vorstehenden kurzen Übersicht möglichst die Sprachweise der alten Berichte beibehalten, um nicht unwillkürlich moderne Standpunkt hineinzutragen. Nun hat vielleicht der eine oder andre Leser erwartet, hier von jenen besonders auffälligen Liebesdiensten zu hören, wie sie uns von Ulrich von Lichtenstein oder dem Provençalen Peire Vidal überliefert sind. Aber der typische Durchschnitt beweist viel stärker, als jene paar individuellen Züge, die in der Kulturhistorie gewöhnlich dazu herhalten müssen, die angebliche Verflüchtigkeit des minneritterlichen Gebahrens zu belegen. Für den Geist der natürlichen, unablässig betriebenen Umwerbung des Weibes ist es unerheblich, daß einzelne schriftliche gepeinigte Vercherer das Badewasser ihrer Dame tranken oder sich von Hunden heben ließen, um ihr einen Spaß zu machen. Davon könnte nicht wenig erzählt werden. Indessen zwingt mich schon der sinngemäße Raumanschluß an die auf diesem Gebiet knappen Illustrationen, auf die Beibringung von viel wichtigerem Material zu verzichten, als da sind: Minnehöfe und arrêts d'amour, spanische cortejos, Amadis-Romane und Donquichoterie. Nur einige Strophen der trovatori will ich noch vorlegen, so barbarisch es auch sein mag, zusammenhanglose Stellen aus ganzen Dichtungen herauszufügen.

Die poetischen Schöpfungen der Troubadours zerfallen hauptsächlich in drei verschiedene Gattungen. Im Minnelied wird die Dame als Frau Minne meist unter einem erfundenen, allegorischen Namen besungen, um das Geheimnis der Beziehung zu wahren. Denn Diskretion war ein unverbrüchliches Erfordernis. Die Übersendung des Gedichtes erfolgte durch einen besonderen Boten, den joglar (sänger vom lateinischen *jocus*), einen Spielmännchen, auf dessen Treu man sich verlassen konnte. Eine Unterart des Minneliedes ist die alba (Taglied), in der die heimlich verbrachte Nacht besungen wird. Beim Morgendämmeren muß er sich aus ihren Armen reißen und immer singt der schmerzhafte Refrain: „... die Leiber lösen sich aus der Verschlingung, es hebt ihr Haupt die harte Tagbedingung“. Das sirventes (Dienstlied) ist an den Lehnsrätern gerichtet und oft sehr kritisch und warnend. Die tenzone (Streitlied) gleicht dem Dialog der Liebehöfe. Es werden Themen der Sexualpsychologie behandelt, z. B.: Was ist größer, Freud oder Leid in der Liebe? Die Themen werden häufig von den Damen selber aufgegeben.

Nun ein paar Beispiele im ungefährten Versmaß der Urschrift: Wenn mit Seele wie mit Leibe / Ich zum Knecht mich ihr verschreibe / Und wenn stets ich treu ihr bleibe / Halte's nicht für Narretelei / Fern von diesem schönen Weibe / Stirb ich vor Liebesrafelei (Aus farai chansoneta nueva des Guillelm Grafen von Poitiers, 1071–1127). — Mußt ich in die Fremde fahren / Hab ich doch Vertrauen / Ihre holden Augen waren / Huldreich anzuschauen / Auf ihr liebliches Gebahen / darf ich mutvoll bauen / Seit



427. Maneur, der Minneritter
Romische Zeichnung von Leanda. 1832



Monsieur Phryne von
Scherhaft Zeichnung von Bildkopp auf das 1



dem Areopag der Damen
Gemälde von Gérôme. Aus dem Courier Français 1899

sie das mich ließ gewahren / Sie,
 der Stern der Frauen / Weilt dort
 die Seele mein / Bei ihr, ihr
 Sklav zu sein / Und es blieb der
 Leib allein / Hier in Frankreichs
 Auen (Aus tant ai mon cor plen
 de joia des Vernart de Venta-
 dour, 12. Jahrhundert). — Wohl
 freu ich nie der Liebe mich / Ver-
 weilst mir dieß Liebe fern / Nichts,
 was so schön und hold, weiß ich /
 In keiner Gegend nah und fern /
 Gott hat mit Reiz sie so be-
 traut / Ihr Sklav würd ich, ich
 sag es laut / Dort, wo der Thron
 der Moslem steht (Aus lanquan
 li jorn son long en mai des
 Jaufre Rudel Prinzen von
 Blana, 1140—1170). — Ihre
 Schönheit hat die Welt / Und ihr
 Wert mir füß erhebt / Besser ist's
 um mich bestellt / Wenn durch
 sie ich leide Pein / Als wenn sich
 mir jugefellt / Andrer Frauen Liebes-
 scheine / Sklave, den im Band sie
 hält / Werd ich mehr, wenn's ihr
 gefällt / Als die andern Männer sein (Aus per mantas guizas m'es datz des Alfons II. von
 Aragon, um 1180). — Begeht aus irem Wahn / Man Unbesonnenheit / So wird man Straf
 empfahn / Darum erfahrt ich Leid / Von der Gebieterin / Mit Recht, da ich begangen / Wofür ich
 muß empfangen / Was mir zerquält den Sinn (Aus qui per nesci cuidar des Pons von Cap-
 dueil, um 1190). — Leid, nun mach dich auf die Dahn / Halte stille dich / Dennoch los die Künd'
 empfahn / Wie es steht um mich / Sag ihr, obgleich ich leide sehr / Sei ich ergeben ihr nur mehr/
 Ihr Sklav sei ich und werd ich sein / Um sie gern duldbend Todespein (Aus atressi col signes
 fai des Peiro, 1180—1225). —

Die Versi machen sich ja in der Übersetzung nicht gerade kunstvoll. Vielleicht ist ein un-
 gefürchtetes Gedicht etwas eindrücklicher. Es stammt von Guillelmus von Gabestaing und beginnt
 mit den Worten lo jorn qu'ie us vie, domna, primieramen:

Des Tags, allwo zuerst mir Euch zu sehn
 Vergönnte Eure Wohlgerogenheit:
 Da achtet ich nicht fürder legend wen,
 Da war mein Herz Euch ganz allein geweiht.
 Si riefet Ihr, Gebieterin, mein Leben
 Mit Eures Vöchelns süßem Blick dahin;
 Die ganze Welt entschwand vor meinem Sinn,
 Buch-A. Kind. Weiberherrschaft



428. Die vier Liebhaber. Lithographie von Käthe Kollwitz. Um 1885

Als ich Euch sah in Eurer Schönheit stehn,
 Euch lieberen hör' in Huld und Kleidlichkeit,
 Da war's um Rub und um Verstand geschehn,
 Daß ich umsonst sie suchte seit der Zeit.
 Euch sei gewidmet meines Dantes Streben;
 Denn Euch mit Preis zu ehren heißt' mein Sinn,
 Mir scheint's, daß so Eurer wert nur bin.

Ich lieb Euch, Herrin, Schlimm würd's mir ergehn,
Großes' ich andern Frau'n Ergebenheit;
Denn ich verginge ja in herben Wehn,
Wenn einen Wechsel brächte je die Zeit.
Nur Euch nicht, der sich alles neigt ergeben,
Sonst aller andre geb ich gern dahin,
Bleibt hold und freundlich mir nur Euer Sinn.

Und darf ich Euch erinnern, was geschehn
Beim Abschied, an den lieblichen Bescheid,
Der, Herrin, mich gehetzt von allen Wehn
Und mich verfießt' in Wonn' und Seligkeit?
Was auch geschehn, glücklich ist mein Leben,

Ich sprach schon in Kapitel VI davon, daß in der Natur keine Regel ohne Ausnahme ist, daß auch eine speziell männliche Sinnesrichtung einmal als ganz seltener Fall in einem Weibe auftreten kann. Ich sagte von der Dichterin Doloresa, sie sei wie ein männlicher „Masochist“ und Troubadour. Nun habe ich im 12. Jahrhundert ein Analogon zur Doloresa gefunden, das ich den Lesern nicht vorenthalten möchte. Es ist Beatrix Gräfin von Die, welche ganz im Sinne der Troubadours viele leidenschaftliche Verse auf ihren Angebeteten, den Rambant von Orange, gemacht hat. Zum Zweck der Vergleichung mag hier noch teilweise ein Gedicht Doloresa's „Herr Edelfried und Fräulein Troubadour“ Platz finden:

Er aber lebt, was sie ihm singt.
Sie weßt, daß ihn das Werk bewegt
Und ihn befreit und ihn bevoiglt,
Das ihre Lebesschafft trägt.
Sie schreibt an ihn in bangen Nächten,
Doch nicht: „Herr E., Berlin W. 10“ —
Sie liebt es, Vers an Vers zu stichten
Und fühlt: Er wird es wohl verfehn. —
— Und wie sich seine Wimpern feuchten,
Süßt er die Stirne in die Hand . . .
Aus seinen Augen spricht ein Leuchten,
In seinem Herzen wächst ein Brand,



429. In vorgerückter Stunde
Zeichnung von H. Guillaume. 1894

Wenn Ihr beharrt auf Eurem edlen Sinn,
In süßer Hoffnung schwab ich froh dahin.
Auch soll kein Unglück summervoll mich sehn.
Zudenken brauch ich nur: es kommt die Zeit,
Wo Trübsilches von Euch mir wird geschehn
Biel oder wenig; doch verfügt's das Leid.
Ich weiß ja, von der Liebe wird's gegeben.
Groß Kreuz und Unheil trägt ein milder Sinn,
Das heilste Missheld wird zum Gewinn.
Ah, Herrin, werd ich bald die Stund erleben,
Wo Ihr mir sagt — o weich ein Hochgewinn! —
Dass Euer ein'är, liebster Freund ich bin?

Der Alltag sinkt zu seinen Hößen,
Da ihre Sehnsucht zu ihm spricht;
Mit blassen Lippen, schmerzlich läßgen,
So grüßt und küßt ihn ihr Gedicht. —
Sie schreibt und weint: „Herr Edelfried!
Da all mein Blut in Trügheit
Um deinerwollen von mir schied,
So geb' es dir ein hold Geleit . . .“
Aus ihren Worten schlucht und klingt
Die Sehnsucht heft und blittrlich —
Er aber lebt, was sie ihm singt
Und träumt: „Mein Kind, ich lieb dich . . .“

Ein Gedicht der Beatrix von Die, das natürlich nur der allgemeinen inneren Tendenz nach als genaues Pendant gelten kann, beginnt mit den Worten estat ai en gran consirier:

Ich war von heißer Glut entbrannt
Einstmal für einen Kavalier.
Alzeit sel er gepräßt von mir,
Da ich ihn überherrlich fand.
Um Berat jetzt führt' ich Klage;
Denn Liebe schenkt' ich ihm zuvor.
Nun seh' ich wohl, ich war ein Tor
In der Nacht sowie bei Tage.

Ich schläng' um ihn der Arme Band,
Wenn mein er wär'; der Kavalier
Hießt' auch behütet sitz vor mir,
Ans Lager neben mir gebann,
Nach dem eifriger ich sage,



430. Paris wird von Aphrodite den Händen des Menelaus entzückt. Zeichnung von H. Ramberg. 1871

Als Hieros einst nach Blancastor.
Dab aller meiner Reize Ghor,
Aug', Herz, Leben ihm behage!

Gießt' ich Euch in der Arme Schlüß,
Mein Freund, so schön und wohlgemelt

Dicht neben Euch zur Abendzeit,
Und gäbt Ihr mir der Liebe Kuß,
Welche Lust das werden sollte!
Denn gleichwie meinem Ehemahl,
Begreissen habt Ihr mir's einmal,
Töt' ich euch dann, wie ich wollte.

Ich schließe hieran gleich einige Notizen über das Ciciasheat. Das Prinzip der Weiberherrschaft drängt seine unterirdischen Burgen beständig weiter in den Zeiten des Vaterrechts und treibt bei jeder passenden Gelegenheit neue Blüten hoch. Wir erkennen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Italien die Weiberherrschaft z. B. an der Gewohnheit, daß die Frauen bei prächtigen Mahlzeiten von ihren Männern bedient wurden. Die Männer standen hinter den Stühlen der Damen und reichten ihnen alles zu, was sie begehrten. Aber hieraus ersieht man wiederum, daß sich damals das Ciciasheat noch nicht ausgebildet hatte. Später nämlich übernimmt der Ciciasheat diese Rolle, während der Verfehr mit dem Ehemann über Tage verpdnt ist. Ein Chroniqueur dieser Zeit weiß u. a. von folgenden Beobachtungen zu berichten:

Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der zuverlässigsten Achsenden ist es wahr, daß die Cavalieri serventi, oder Ciciasheos in allen großen Städten Italiens viel seltener von den Männern besetzte Kreiselschwärter, als begünstigte Verehrer der Damen sind: daß man jährliche Verbindungen zwischen verheirateten



431. Die Staatschlepp. Zeichnung von Gervin

Frauen und ihren Gießbeos als etwas Erlaubtes betrachtet; daß die Damen eigentlich von dem Gießbeo als von einer zweiten Ehe reden und es für genug halten, wenn ihre Männer wissen, daß die Kinder, welche den Namen derselben tragen, von ihren Weibern geboren werden sind; daß die Ehemänner gewöhnlich ihre Weiber nötigen, nach dem Tode des bisherigen Gießbeos einen andern zu nehmen, um selber bei fremden Weibern den Gießbeo machen zu können; daß man endlich Ehemänner, die ihre Frauen einschränken oder aus geredeter Eifersucht strenge behandeln, als Ungehörige verabscheut, gegen welche das ganze Publikum auf das lebhafteste Partei nimmt. Ungebildige, strafende oder nur flagende Ehemänner laufen Gefahr, selber von den Schönen, welche sie als Gießbeos verehren, als hartherzige oder gefährliche Menschen verabschledet zu werden . . . So, bald das Gießbeo eine allgemeine Sitte wurde, so entstand daraus notwendig die Folge, daß Mann und Frau nicht öffentlich zusammen erscheinen konnten; und diese Folge jagt bald eine andre nach sich; daß sie nicht zusammen erscheinen durften. Vermöge dieses Gewohnheitsgesetzes gehört die Frau dem Manne nur während der Nacht und des Mittagsdienstes zu. Wenn man Malland annimmt, wo die deutschen Beherrschter auch deutsche Höflichkeit eingeführt haben, so essen in den übrigen Italien der Regel nach Mann und Frau ganz allein zusammen. Morgens, nachmittags und abends darf der Mann sich um seine Frau nicht beschummern, ohne sich gleich lächerlich und verhaft zu machen. Der Gießbeo erscheint bei der Toilette, wo er mit seiner Dame wegen der Vergnügungen des Nachmittags und Abends Arede nimmt. Nach Tisch begleitet er sie auf die Promenaden, in die Aßembléen und in das Theater. In Gesellschaften und in der Oper bietet er ihr Kaffee und andre Erfrischungen dar, ordnet ihre Karten, steht ihr beim Spiele bei, leistet ihr kleine Dienste, deren sie bedarf, und begleitet sie zuletzt wieder nach Hause. Selbst in den Zeiten der größten Zügellosigkeit hatten die Weiber in Paris und Verfallen nicht so viele Freiheiten, als sie jetzt in den großen Städten Italiens haben. Nach den Aussprüchen aller unterrichteten Ausländer loset man in Benedig das Vergnügen nicht, sondern man verhingt es, und die Tugend ist kaum dem Namen nach bekannt. In Neapel hat das Gießbeo noch immer seinen vornehmsten Sitz. Den Venetianerinnen und Genueserinnen eisern ihre Schwestern in Bologna und Neapel und andern großen Städten nach. Die italienischen Schönern rühmen sich sonst ihrer Beständigkeit in der Liebe. Auch diese Tugend soll in den meisten Gegenden schon entflohen oder wenigstens sehr selten ge-

worden sein. Die Italienerinnen gewöhnen ihre Beichtväter daran, ebenso nachsichtig als das übliche Publikum zu sein; und wenn ihnen ein strenger Beichtvater die Absolution verfagt, so wöhlen sie entweder einen weniger strengen oder sie üben eine Zeit lang Enthaltung, um durch eine scheinbare Vergebung ihrer Sünden zu erschleichen, und wenn die alten Schulden geligt sind, eine neue Rechnung mit desto größerer Zuversicht anfangen zu können. Die Freiheit und Leichtigkeit der Damen hat das Gewerbe der öffentlichen Liebhaberinnen in ganz Italien zu Grunde gerichtet. Kurilianen waren vormals nügend schöner, reicher und angesehener als in Venedig. Auch in dieser Stadt findet sich keine mehr, die den edlen Venetianerinnen ihre Liebhaber entziehen oder durch einen großen Aufwand den Neid der Damen erregen könnte. Moore urteilt mit Recht, daß es den Briten und Deutschen kaum möglich wäre, solche Herrendienste zu verrichten, als an welche die italienischen Giebbediener gebannt sind . . . In Genua waren nur wenige verheirathete Frauen, die nicht einen oder mehrere Giebbediener gehabt hätten. Einmal hatte ein Marchese da Spinola die Neuerung angefangen, in den Giebpartien festzulegen, daß seine Frau keinen Giebbediener halten und daß er dagegen bei seiner andern Dame den Giebbediener machen wolle. Die übrigen Genueser blieben noch immer der alten Sitte treu, ihren Frauen erklärte Verderber zu gesellen, und andere Damen als ihre Frauen öffentlich zu verehren. Die meisten Genueserinnen hatten mehrere erklärte Liebhaber. Je größer die Zahl derselben war, desto größer wurde der Ruhm der Schönheit und des Geistes der angebeteten Frauen. Die gemeinschaftlichen Verderber derselben Göttin lebten untereinander in dem besten Einvernehmen und waren eben so wenig eifersüchtig auf einander, als die Ehemänner es auf die Giebbediener waren. Je mehr Liebeswut eine Dame hatte, desto liebster wurde der Dienst eines jeden, weil nun die Dienste wie Ämter unter sie verteilt wurden. Der Eine begnügte seine Dame, wenn sie sich in die Arme oder zu Freunden tragen ließ. Ein Zweiter ordnete die Tafel an. Ein Dritter sorgte für Spazierfahrten und andre Lustbarkeiten. Ein Vierter hatte die Oberaufsicht über die Aufführung und Spielpartien. Ein Fünfter übernahm die Kasse oder die Einnahme und Ausgabe seiner Dame. Schöne Frauen hatten mehr Giebbediener, als alte und häßliche. Auch die alten aber wurden nicht von ihren Giebbedienern verlassen, so wie Greise eine Ehre darin suchten, irgend eine Dame Liebesdienste zu erweisen . . . Frau von Montague gibt an, daß die Genuesischen Damen zwar in früheren Zeiten acht bis zehn Giebbedienern gehabt hätten, daß aber die Zeit des Überflusses vorüber sei und daß die Genuesischen Schönern sich im Jahr 1718 (wo die berühmte Engländerin in Genua war) mit einem Liebhaber begnügen. Sie meint ferner, daß das Giebbediener die Damen in Genua „poliert“ habe und daß der Senat das Giebbediener eingeführt habe, um die alten Feindschaften der Familien auszulöschen und die jungen unbeschäftigte Nobilität zu zerstreuen . . .

Die Abbildungen dieses Kapitels helfen die vorstehenden literarischen Zeugnisse in gewissem Sinne erweitern. Das speziellste Bild Nr. 419, bezeichnet als „Minneritter und Liebeskönigin“, ist bereits auf Seite 29 ausführlich beschrieben worden. Die große Zeichnung in Schwarz „Liebesgarten“ ist eine von vielen ähnlichen existierenden Darstellungen, von denen sich nicht sagen läßt, daß sie sich auf bestimmte Vorlommisse oder gesellschaftliche Einrichtungen beziehen. Es liegt etwas Märchenhaftes drin, eine Art goldenes Zeitalter, wo die Menschen stets fröhlich und guter Dinge sind und den Annehmlichkeiten einer reich belebten Tafel vielleicht noch wälder zusprechen, als den Unterhaltungen der Liebe. In der andern großen Zeichnung aus dem mittelalterlichen Hausbuch des



432. Zertretene Herzen
Zeichnung von Rodda



433. Ein weiblicher Buddha
Zeichnung von G. Meunier. 1901



434. Minnehof. Zeichnung von G. Meunier aus der „Assiette au beurre“

liebten bedarf oft der „Machtposten“, damit kein Unberufener. Wie die Venezianerin vom Pagen bedient wird, und wie der Liebhaber ihr „blindlings“ folgt, ist auf den Kupfern Nr. 422 und 424 zu sehn. Die Wanfelmütige zeigt das Blugblatt vom Jahre 1589 (Abbildung Nr. 423); schon damals ging der wieder modern gewordene Refrain um: „Auch diese Jungfrau hupsch und reich / So diesem Taubhawes ist gleich“. Postume Abbildungen, die zu rekonstruieren versuchen, sind die Nr. 431, 434, 435. Die Zeit der Minnehöfe liegt eben leider vor dem Beginn der Druckerkunst, sodaß sich zeitgenössische Grabstücksarbeiten darüber nicht vorlegen lassen. Ihre Motivologische entfernen sich mehr die Abbildungen Nr. 415, 425, 426, 430; während die Nr. 427—429, 432, 433 und 436 verwandte Ideengänge in moderner Art wiederholen.

Wenn wir die dokumentarischen Einzelheiten überblicken, auf die es hier psychologisch ankommt, so erweist sich, daß sie mühelos in den Aufbau des ganzen weiberherzhaften Systems eingefügt werden können. Die Minne war die Lust am Leid, der Freudegewinn aus der Sehnsucht, die endlose Verlust mit der auf Jahre hinausgezögerten Erfüllung. Alles dies auf Seiten des umwerbenden Mannes; während das Weib in der Regel bequemer die Kühle, sich Straubende, zum Narren Machende spielen kann. Sie hat einen Ehemann. Sie hat auch noch andre Verehrer. Das feudale Vasallenwesen war so genau auf das Verhältnis prischen Dame und Ritter „übertragen“, daß man

Fürsten Waldburg-Wolfegg ist das Stichwort vom „Garten“ noch strenger festgehalten. Die Vorstellung von jenem Garten, darinnen es dem ersten Menschenpaare so wohl erging, mag auch hineinspielen. Das Spezifische des Minnewesens ist wiederum mehr ausgedrückt in der Miniatur Nr. 418, wo vor einem nach spanischer Art vergitterten Fenster ein „Ständchen“ dargebracht wird. Salomos Höhendienst (Abbildung Nr. 89) trifft so recht den innerlichen Kernpunkt der Sache und ist eine geistreiche Übertragung des religiösen Motivs ins Erotische. Das Weib verleitet den König zur Aarbeitung der neuen Gottheit; doch diese Gottheit ist niemand anders als — sie selber. Wie die Dame mit Stallnicht und andern Gefolge ausgeht, sieht man auf den Nr. 416 und 417. Auch die Delila von Nr. 420 sitzt in einem Liebesgarten und betet den Ritter, der sich schlum mernd ihrem Schoße anvertraut. Die diskrete Unterhaltung der Verse sie erlausche (Abbildung Nr. 421).

vor dieser Erscheinung stützen und sich die Frage vorlegen kann, ob der innere Geist der Sache nicht überhaupt dem Erotischen entspringt. Die freiwillige Unterordnung, die unentwegte Treue, die Gnade der Gewährung, das Verfügen über Leib und Seele: sind alles deutlich erotische Komponenten. Sie finden sich unter der Herrschaft des abweichenden sozialen Milieus von heute als ausgesprochene Züge im klinischen Bild des „Masochisten“; sie finden sich in rein mutterrechtlichen Verhältnissen, wie wir gesehen haben; sie finden sich immer innerhalb der feudalen Gestaltung des Daseins. Denn auch in andern Ländern, z. B. in Japan, war das männerrechtliche Lehnswesen verknüpft mit der gleichen minneritterlichen Verehrung der Frauen der sogen. Gesellschaft, wie in unserem europäischen Mittelalter. Es ist unsstreitig, daß das psychologische System des Vasallenstums, seine innere Charaktereigenschaft, nicht erst mit dem Eintreten gewisser materieller Eigentumsrechte am Grund und Boden zum ersten Male erfunden und entwickelt worden ist. Die äußeren Bedingungen der Feudalität haben ihr erneutes Erscheinen in der Weltgeschichte nur begünstigt und erleichtert.

Die Farbe oder Livree der Damen zu tragen, ist ein starker Ausdruck dieses ganzen Hörtigkeitsgefühls. Das die Ritter die Strümpfe erst acht bis zehn Tage von ihren Damen tragen lassen, bevor sie sie selber in Gebrauch nehmen, spielt ins Gebiet des sogen. fetischismus hinüber. Nach meiner Deutung (vgl. das folgende Kapitel) handelt es sich dabei um eine Verbindung von Genusss- und Individualzeichen, die der Mann aus seinem spezifischen Sexualcharakter heraus und in typischer Weise vom Weibe als eine vollkommen normale Reizquelle zu erlangen trachtet. Die faveurs und emprises haben dieselbe Bedeutung; auch die Duellgegner respektierten sie als solche, trotzdem sie für Fremde, die ihren assoziativen Erinnerungswert nicht kannten, nur Genussszeichen sein konnten. Wir haben weiter gesehen, daß sich der Ritter in allen Ansprachen, Huldigungen, Briefen und Gedichten stets als den „Sklaven“ seiner Dame bezeichnet und daß diese Bezeichnung ihm, dem freien und adeligen Manne der obersten Gesellschaftsschicht, kein leerer Schall ist, sondern die Krönung eines ehrenvollen Kämpferlebens darstellt. Der Ruhm der Dame wächst mit der



435. Am Häubchen. Zeichnung von Georges Meunier. 1905

Zahl solcher „Skaven“, die ihr ausschließlich dienen. Und der Ritter bezwingt ebenbürtige Genossen mit der ausdrücklichen Absicht, diese Zahl zu mehren und kraft seines Waffensieges neue Skaven zur Disposition seiner Herrin zu stellen.

Die Beispiele, die ich gab, sind wie gesagt keine Extreme, sondern Durchschnitt. Wie läßt sich neben der konstatierten Fülle des Sentimentalen, ja Träneneligen, noch die Behauptung der Roheit und Ausschweifung und des bloßen Irrefühns in der Liebe des Rittertums aufrechterhalten? Bestehen bleibt nur die Tatsache des „Ehebruchs“, d. h. des unerlaubten Ehebruchs der Frau neben einem offiziell oder stillschweigend erlaubten Ehebruch des Mannes. Aber das Jeterri darüber summt eigentlich nur aus dem Lager der vaterrechtlischen „deppelten“ Moral, die nicht zugeben will, daß die Monogamie der Idealisten praktisch unmöglich ist und daß die ganze Institution der Ehe bestenfalls immer ein ungenügender Kompromiß bleiben wird. Niemals ist die erotische Kompromiß-Natur der Ehe von irgend einer Gesellschaft klarer anerkannt worden als von denjenigen oberen Klassen Italiens, die das Cicisbeat als eine bürgerliche Fortsetzung des Minnewessens unter sich kultivierten. Man heilte den heimlichen Mangel durch öffentliche Sanktion des Mittels. Man brachte Methodit hinein und fast gesetzmäßige Startheit, wie den Zwang, einen Cicisbeo zu nehmen. Aber dieser Zwang ging niemals bis zur Prostitution des Weibes. Welche Freiheiten sie dem Cicisbeo gewährte, blieb stets ihrem Ermessens vorbehalten. So steht das Cicisbeat, was Ehrlichkeit des sittlichen Handelns anlangt, beträchtlich sauberer da als die heuchelnde Monogamie unserer Tage.



436. Schleppenträger

Litographie von Bezenz. 1838



In heissem Schlafe. Zarbigster Einsch.



nach Tizian von Edouard Gantier. Um 1780



437. Das Szepter. Illustration von H. Willebeek

XIII

Der Fetisch

Der Begriff des erotischen Fetischismus ist der große Plunderkasten, in den die Liebeswissenschaftler alle Gegenstände hineintun, die ein Abfall vom Personalen sind, angefangen von den Fußnägeln bis hinauf zur Nachtmäge. Die Vorliebe für den Betrieb einer Produktenhandlung ist ein kaufmännischer Einschlag, der sich noch bei den studierten Enseignes als Websfehler markiert. Die Hauptfahne ist, man hat ein Fremdwort und kann nachweisen, daß es aus dem Portugiesischen stammt. Wer sich damit nicht zufrieden gibt, ist sicher ein Ungläubiger oder auf portugiesisch ein Goi. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der Zauber, der sich mit einem Fetisch machen läßt, meistens ein fauler ist.

So war es auch bei den Negern am Senegal, wenn sie ihre Amulette und Göden vergeblich anriefen. Sie erkannten aber sofort die Qualität des Zaubers, warf en die Amulette in die Ecke und verabsfolgten den Göden Ohrfeigen. In der Wissenschaft ist man froh, daß die Seefahrer, die dies berichten, keine Deutschen waren und nicht von „Zauber“ erzählten, womit sich schwierlich viel Staat und Romenlatur hätte machen lassen. Zum Glück waren's eben Portugiesen und sagten Zauber auf portugiesisch. Darauf läßt sich schon eher ein Unternehmen zur Pathologisierung der Liebe gründen.

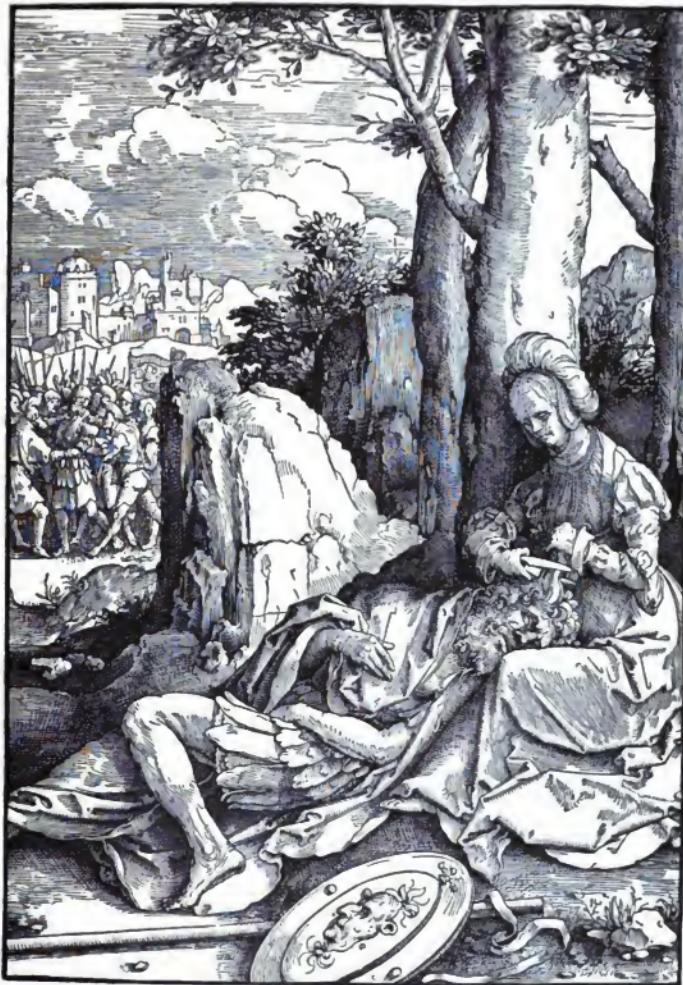
Bucht-Niob, Westverderhoff

61

Die Völkerkunde ist mit der Liebe kein Verhältnis eingegangen, doch erwärmt sie sich von Anfang an sehr für die Religion. Oder vielmehr erwärmen sich die Vertreter des Christenglaubens lebhaft für die Ausrottung fremder Religionen und sammelten durch Sendboten Berichte über solche Gegenden, wo es was auszurotten gäbe. Diese Berichte über die Glaubensumstände anderer Rassen sind zum guten Teil das Fundament der heutigen Ethnologie. Kein Wunder, daß Ketischismus und Animismus als Trittsstufen zum höhern Podest des Monotheismus beständig von ihr diskutiert werden.

Der Ketischismus der Völkerkunde hat, wie gesagt, mit der Erotik nichts zu tun und war als Begriff zuerst da. Sein Begriff ist aber bis heute so wenig klar, daß erst dieser Tage noch Karuš in einer sehr gelahmten Arbeit den Vorschlag macht, die Worte Ketischismus und Animismus überhaupt fallen zu lassen und dafür Emanismus zu setzen. Der beste Beweis dafür, daß die Sexualwissenschaftler einen bloßen Vokal- und Konsonantschall, anstatt eines Gedankens, aufgegriffen haben, Karuš schließt mit den Worten: „Däß aus dem Emanismus allein kein religiöses Gefühl in unterm Sinne entstehen kann, scheint auch mir klar. Dazu gehört allerdings Personifizierung. Es mag sein, daß diese Personifizierung im persönlichen Eingott sofortigen Ausdruck gefunden hat, es kann ebenso gut sein, daß sie sich erst auf dem Wege über den Animismus entwickelt hat, sei es aus ihm allein, sei es, was wahrscheinlich ist, in Verbindung mit einem früh auftretenden Monotheismus, der indessen nur eine kausalitätsbedingte Antwort auf eine reale Fragestellung, beileibe nicht ein ethischer Gotteglauke mit Sünde und Strafe, mit Schuld, Söhne und Gnade ist, eine anthropomorphe, aus konkreten Erfahrungen und Analogien erschlossene Vorstellung, keine unsinnlich überflüssliche, geistige Abstraktion. An allem Anfang aber steht für mich der Emanismus. Der Haust der Primitiven begnügte sich mit der Deutung: Im Anfang war die Kraft.“

Auf dieser, der transzendentalen Philosophie nicht unähnlichen Spekulations-Wörte will ich indessen die Leser nicht zum Mithören veranlassen. Vielmehr nur eine Anzahl der gangbaren Effekten vorführen, damit man sehe, was als Ketisch gilt. Einer der Begleiter des Gesandten Isbrand zeigte einem Haufen Ostjaken, die der Gesellschaft fisiche verlaufen wollten, eine Nürnberger Uhr, die die Gestalt eines Bären hatte. Die Ostjaken betrachteten das Kunstwerk mit großem Vergnügen. Noch größer aber wurde ihre Freude und ihr Erstaunen, als das Uhrwerk sich zu bewegen und der Bär die Stunden zu schlagen anfing, indem er zugleich Kopf und Augen verdrehte. Die Ostjaken bezeugten der Uhr eben die Ehre, die sie ihrem vornehmsten Saitan bewiesen, ja sie zogen sie allen ihren Göttern vor. Sie wünschten die Uhr zu kaufen. Wenn wir einen solchen Saitan hätten, sagten sie, so würden wir ihn in Hermelin und schwarzen Jobel kleiden (Isbrand, 1692). Wenn der Europäer dem Eingeborenen die Magnetnadel zeigt, so erblickt dieser darin ein seinem Vaterlande entführtes Wesen, das sich begierig und ängstlich der Heimat zulehrt. Ein anderer, der zum ersten Mal einen Brief sah und Zeuge von dem Eindruck der Nachricht war, die er überbracht hatte, betrachtete ihn als ein schwachsinniges und treulos Wesen, das irgend ein bedeutendes Geheimnis offenbart habe (Hennepin). Ein Indianer, der sich in der Trunkenheit verbrannt hatte, warf dem Feuer in den schimpflichsten Ausdrücken seine Un dankbarkeit vor und püste es aus (Abair, 1774). Ein Kaffer schlug von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starrt bald darauf. Seitdem legten die Kaffern dem Anker göttliche Bedeutung bei und verehrten ihn grüßend im Vorübergehn, um seinen Zorn zu vermeiden (Alberti). In der Hütte lag sorgfältig auf einem kleinen Gestell ein Schnedenhaus, das wegen seiner Schönheit ausgewählt war. Ein Gegenstand, der sich unter seines gleichen durch besondere



438. Philister über dir! Holzschnitt von Eduard von Reuden



439. Simsons Schwäche. Holzschnitt von H. Burghausen

Pocken zum ersten Male ein Kamel erblickten, erklärten sie es für eine feindliche Gottheit, die die Pocken über sie gebracht habe (Wuttke). Auf Nukunono Talaaso verehrte man den Uti Tokelau d. h. den Herrn von Tokelau in Gestalt eines Steins, der mit Matten umgeben und so heilig war, daß ihn nur der König sehn durfte und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner). Man wollte einem Neger begeisterlich machen, wie töricht es sei, dem Fetisch-Baume in der Mitte des Hofes Speisen und Getränke, Citronen, ja Palmöl zum Salben hinzustellen, da er ja selber sähe, daß der Baum hiervon nichts gebrauche. O, sagte der Neger, der Baum selbst ist nicht Fetisch. Der Fetisch ist Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baum niedergelassen. Freilich kann er unsre körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, das wir sehen, zurück (Haller). Vor dem Hause eines amerikanischen Kaufmanns in Shemba Shemba war ein großer Zusammenlauf von Menschen, in deren Mitte ein Fetischpriester mit lautem Schreien auf und abließ, eine mit bunten Lumpen behangene Holzpuppe hin und her schüttelnd und mit Ruten im Gesicht und auf den Schultern peitschend. Einem Neger war ein Messer gestohlen worden und er hatte sich für dessen Wiedererlangung an diesen Priester gewandt, der einen für die Einschüchterung der Diebe weitbekannten Fetisch besaß. Der arme Gott schien seine Verharmlosigkeit etwas teuer erlaucht zu haben; denn er erhielt schon in voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem sich der Zauberer in den exaltierten Zustand prophetischen Hellssehens hineingearbeitet hatte, verklündete er den Zuschauern mit dem Tone preiseloser Bestimmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetischen finden würden und postierte diesen der

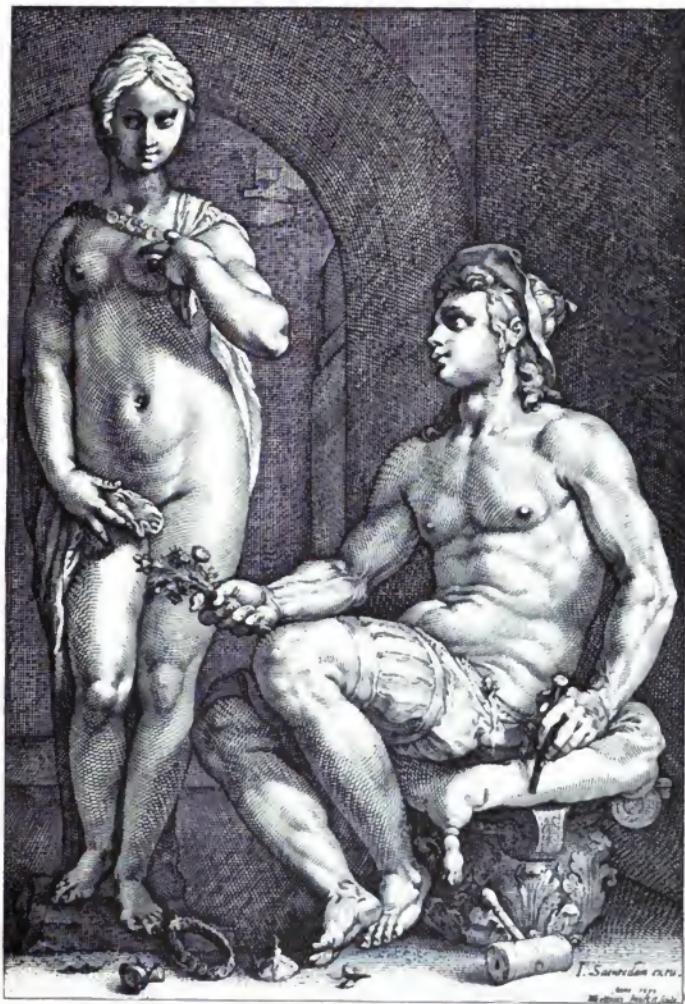
Tür der Faktorei gegenüber. Am nächsten Morgen lag in der Tat das Messer daselbst. Denn um der Wiederholung ähnlicher Prozeduren für die nächsten acht Tage vorzubeugen, hatte es der Kaufmann vorgezogen, lieber die Unfehlbarkeit des Fetischen zu bestätigen, als in den ferneren Zusammenläufen die Plündierung seines ganzen Eigentums zu riskieren (Bastian). In Groß-Bassam braucht man dem Angeklagten nur ein Fetischholz auf den Leib zu legen. Wenn er schuldig ist, kann man sicher sein, ein Geständnis von ihm zu erhalten. Die Furcht erpreßt es ihm (Hequard). Unter der Torschwelli des Palastes des Königs von Dahomey ist ein Zauber verborgen, der seinen Weibern, wenn sie einen Fehlritt begehen, Schmerzen in den Eingeweiden verursacht, weshalb sie sich oft zum freiwilligen Geständnis ihrer Schuldfähigkeit schen (Forbes). Am Senegal hämmert der Schmied eine Eidechse zusammen. Dieses Verfahren bringt Unglück über den Dieb, falls er nicht ein Geständnis vorzieht (Boilat). Von der Rinde eines Baums, genannt Odum, wird durch Auslaugen in Wasser ein Fetischtrank hergestellt. Erbricht sich der Angeklagte nach dem Trinken, so hat ihn der Fetisch ohne Schuld gefunden und kommt wieder heraus (Holleur). Angeklagte können, wenn sie das Recht oder das Vermögen dazu haben, einen Sklaven senden, dem an ihrer Statt der gefährliche Trank beigebracht wird. Manche verlangen indessen aus freien Stücken das Fetischwasser zu trinken, um aus dem Ordale gereinigt hervorzugehn (Bastian). Der Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Wanifa bildet der Muansa, für den lärmende Feste gefeiert werden und der nur dem Häuptling selbst zugänglich ist. Das Mysterium desselben ist ein Instrument aus Holz, das eigentümliche drummende Töne von sich gibt (Waig). Als sich San Salvador mit christlichen Klöstern und Kirchen zu füllen begann, war das Congo die Gunga (Glockengeläut) sehr bald weit hin in Südafrika bekannt und gefürchtet als Sitz eines gewaltigen Fetischen (Bastian). Die Missionare haben sich von jeher bemüht, den Fetischismus abzuschaffen, und es ist ihnen auch mit Hilfe der Staatsgewalt gelungen, die krassesten Gebräuche des mexikanischen Molochdienstes zu beseitigen, aber ohne gerade etwas anderes an die Stelle zu setzen, und der Neger versteht von ihrer Religion noch jetzt wenig mehr als das Salzessen (Bastian). In Congo, wo die Kirchentünen die Erinnerung an das Christentum lebendiger erhalten haben, entschuldigt das Volk seine Unkenntnis damit, daß der portugiesische Desu ein zu starker Fetisch für den gemeinen Mann sei und nur dem König überlassen bleiben müsse, während sich seine Untertanen besser mit den Fetischen aus der Zeit des feuerhaltenden Chitome begnügen (Bastian). Unter dem heiligen Baume bei Gimbe Amburi hatten der Herzog und die Herzogin von Sundi alljährlich einen sombosischen Ringkampf mit dem Oberpriester und seiner Frau zu bestehen, wobei sie besiegt werden und die Macht des Fetischen anerkennen mußten (Bastian). Die Cabinda-Neger tragen ihre kleinen Götzen (Manipancha) stets bei sich, unterreden sich in einem



440. Das Fußbad. Ausserlich von Ute Graf. Um 1500

Zustand nervöser Aufregung mit ihnen, fragen sie um Rat über die Zukunft, erhalten von ihnen Nachrichten über die Heimat und glauben fest an die Offenbarungen, die sie von ihnen erhalten (Tams). Bei den Kaffen macht der Inyanga (Priester) die Krieger unverwundbar durch ein schwarzes Kreuz, das er ihnen auf die Stirn, und schwarze Streifen, die er ihnen auf die Backen malt. Die Krieger werden dadurch unsichtbar, die Feinde aber blind und von Furcht übermannt (Döhne). Die Orang-Benua auf Malakka trinken bei der Schließung von Bündnissen eine mit Blut gemischte Flüssigkeit, in die man einen Dolch oder einige Pfeilspitzen getaucht hat, die dem Treulosen den Tod bringen sollen (Nerwold, 1839). Am Ende des Mahles nähert sich jeder Macota knieend dem Jaga, der ihm mit eigenen Händen einen Bissen reservierter Stücke Menschenfleisches in den Mund stect, damit der gemeinsame Genuss alle durch einen unaufhaltlichen Fetisch verbinde. In Groß-Bassam mischt man, nachdem die Fetizeros aus den Gingeweiden geweissagt haben, das Herz und die Leber des bei Gründung eines neuen Dorfes Geopferten mit dem Fleisch einer Henne, Ziege und eines Fisches in einer Bratpfanne, und jedes Mitglied der Gemeinde muß von diesem Gerichte essen, um nicht binnen Jahresfrist zu sterben (Bastian). Aus Erkenntlichkeit befreien die Gabender ihren Fleisch bei jeder Wahlzeit mit dem ersten Mund voll vorgelaufen Eßens und lassen ihn ungewaschen in seinem flüssigen Zustand bis nach Aufhebung der Tafel stehen (Halleur). In Bonny bringt man alle drei Jahre die schönste Jungfrau dem Ihu-Ihu dar, unter welchem man jeden Schuhgott überhaupt, zugleich auch den Priester, den Tempel und die Opferstätte versteht. Dem zum Opfer auserkorenen Mädchen wird vorher jeder Wunsch erfüllt, den sie haben mag. Der Priester, der die Menschenopfer verrichtet, heißt vom Nacken des fallenden Kopfes ein Stück ab. Sind es Kriegsgefangene, die dem Götte dargebracht werden, so stellt man deren Köpfe in einer Reihe vor dem Ihu-Ihu-Hause auf, die Glieder werden geschnitten, in einem Kessel gekocht und dann zum Essen ausgeteilt (J. Smith, 1851). Die Medizin-Männer, die sich vom Fetischismus allenthalben austreichend zu ernähren wissen, blasen den Patienten da an, wo nach Aussage ihres Fetischs die Krankheit verborgen sitzt, oder saugen, reiben, drücken die Stelle so lange, bis sie endlich den feindlichen Zauber in Gestalt von Haaren, Höhlern, Dornen, Knochen, Schlangenzähnen oder dergleichen herausgearbeitet haben (J. Schulze). Stirbt der Patient trotzdem, so werfen sie alle Schuld auf den Patienten, der den Vorschriften nicht pünktlich genug nachgekommen sei (Charlevix).

Der Patient wird nicht geheilt, aber die Medizin-Männer kriegen ihr Gutachten bezahlt und ernähren sich austreichend vom Fetischismus. So ist es — in Afrika. Was lädt sich nun aber vom ethnologischen Fetisch sagen, ohne religiophilosophisch zu reden? Ich finde, er ist eine Sache, die auch innerhalb der christlichen Kultur recht verbreitet ist. Vielleicht gibt es sogar Psychiater, denen ihre Frau zu Sylvester Karpfenschuppen ins Portemonnaie steckt, die auf der Hintertreppe ein Hüselein angenagelt haben, und die am Freitag prinzipiell kein Gutachten schreiben. Über die Falte als solche haben wir Zivilisierten keinen Anlaß zu erstaunen. Und fragen wir nach der Reizwirkung, die vom Fetisch ausgeht, so ist es hauptsächlich Furcht. Das Ungewisse des kommenden Lebensschicksals wirkt lebensdig. Ganz in der Ferne erhebt sich das Grauen, daß dies Dasein, schneller als gedacht, ein Ende haben wird. Das Höchste, was durch den Fetisch nach der Seite des Freudigen erreicht werden kann, ist eine gewisse Suggestion der Hoffnung, ein Sich-anflammern an die Vorstellung des allgemeinen Gelungens. „Auf welche Weise immer der Fetisch ausgewählt sein mag“, sagt Bastian, „mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung jener bangen Fragen, die wie überall die Menschenbrust



441. Pygmalion. Röper von Scorel und Goltzius. 1553

so auch die des Negers durchwehen, nur daß sie in der lechteren sich mit einer einfacheren Antwort zufrieden stellen lassen. Das Gelübde, das er über sich genommen hat, bildet für ihn den ganzen Umfang seiner Religion. So lange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutz seines Fetischs, er fühlt sich stark unter seinem Beifall, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in der Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig das Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einem unheilbaren Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle auf ihn herein, bald häuft sich der schwere Druck der Leiden, und was bleibt übrig, als zu sterben und zu vergessen; denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn des Heils und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen; die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihren Füßen zertreten, und mit dem letzten Atemzuge des Fetisch-Anbeters ist ein Weltgeist, freilich ein Weltgeist im kleinsten Duodezformat untergegangen. Der Mensch stirbt, und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte, sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts. Auch hier walzt das unerbittliche Schicksal. Der Verehrer hat sich einen Fetisch erschaffen, aber der Fetisch war geswungen, die Übertretung seiner Gebote zu rächen, er vernichtet seinen Anbeter und mit ihm vernichtet er sich selbst."

Was bleibt von den Bestandteilen dieses Fetischismus übrig, wenn wir uns nun dem Begriff des erotischen Fetischismus zuwenden? Ich glaube, nichts. Um gleich den Gegensatz des Tatsächlichen herzustellen, hier einige Beispiele, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregen:

Ein Prozeß, dem ein überaus merkwürdiges Sachverhalt zugrunde liegt, gelangt heute vor der Strafsammer des bishierigen Landgerichts zur Verhandlung. Seit einer Reihe von Jahren wurden hier selbst viele Familien dadurch beunruhigt, daß bei ihnen zur Nachtkzeit Einbrüche verübt und ihnen weibliche Kleidungsstücke, Frauenschärpe, Taschentücher und Unterteile in großem Umfange entwendet wurden. Der Größte L. wurden selbige Kleider im Werte von mehr als 3000 Mark geholt. Selbst bei dem Chef der diesigen Polizei fand ein solcher Diebstahl statt. Einem Nachtwächter gelang es schließlich, den Dieb während eines eindringlichen Einbruches in der Person des Eisenbahnamtbeamten Y. zu erkennen. Y. ist in der Haupsache geständig, er beteuert aber, daß er unter einem unvorstellbaren Trieb gehandelt habe. Es überkomme ihm von Zeit zu Zeit eine sexuelle Leidenschaft für getragene weibliche Wäsche und Kleidungsstücke. Es dränge ihn, sich getragene weibliche Wäsche und Kleidungsstücke anzulegen. Es befreite ihn für getragene weibliche Kleidungsstücke und Wäsche ein unüberwindlicher Trieb, dem er sich nicht entziehen könne. Man fand bei Y. ein ganzes Warenlager von getragenen weiblichen Kleidungs- und Wäschestücke. Es konnte nicht nachgewiesen werden, daß er von den geflohenen Gegenständen etwas veräußert hatte. —

Ein Freund von Damentaschentüchern wurde gestern in der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ in den Hallen des Damentaschentüchergartens auf einem Diebstahl erfaßt. Ein Beamter der Taschendiebstahlpattouille der Kriminalpolizei sah dort einen jungen Mann, der sich aufstallend an Dame heranmachte. Der Beamte nahm ihn fest, als er einer jungen Dame das Taschentuch aus dem Ärmelausschlag des Mantels herausnahm und in seine Tasche steckte. Auf dem Polizeipräsidium entpuppte sich der Triappie, ein 19 Jahre alter Kaufmann, der Sohn achtbarer Eltern, als ein Fetischist besonderer Art. Er gab ohne weiteres zu, das Taschentuch entwendet zu haben, und nicht bloß dieses, sondern noch viele andere. Wie er versichert, handele er bei solchen Diebstählen unter einem inneren Zwange, dem er nicht widerstehen könne. In Hause läßt er jetzt schon sorgfältig säubern und verwahrt sie dann an einer absondernden Stelle in seinem Schrank. Hier hat er jetzt schon mehr als fünfzig Stück aufgestapelt. —

Der internationale Hoteldieb, der vor einigen Tagen nach Verübung zahlreicher Hoteldiebstähle in Berlin im Eisenbahnhotel in Potsdam verhaftet wurde, wird auf Antrag der Berliner Staatsanwaltschaft von Potsdam in das Berliner Untersuchungsgefängnis übergeführt werden. Der mysteriöse Fremde, der zugegeben hat, nicht Dubois zu heißen, verweigert nach wie vor jede Angabe über seinen Namen und seine Persönlichkeit. Es scheint jedoch jetzt festzuhalten, daß er ein spanisch sprechender Südamerikaner ist. Auf jeden Fall handelt es sich, um einen gefährlichen internationalen Hoteldieb, der seine Tätigkeit in allen größeren Städten Europas ausgeübt hat. Es sind in der letzten Zeit so zahlreiche Angelegen aus vielen Städten mit Personalbeschreibungen



Salomo opfert seiner Göttin. Kupferstich von Bartolelli nach einem Gemälde von Amiconi



442. Das Haupthaar des Starken. Gemälde von Rembrandt. Foto. Bruckmann

eingelaufen, die unzweifelhaft sämlich auf den fünfunddreißig Jahre alten Verhafteten passen. Aus diesen Anzügen geht hervor, daß er fast überall reich Beute gemacht hat. Er hat sich bei seinen Diebesjügern in den Hotels nicht nur darauf beschränkt, bares Geld und Schmucksachen zu stehlen, sondern er hat auch die verschiedenartigsten Kleidungsstücke von Reisenden, vor allen Dingen Stiefel und Schuhe sich angeeignet. Es ist dies eine um so sonderbarere Erscheinung, als der Polizei Hoteldiebe, die es hauptsächlich auf Kleidungsstücke abgesehen haben, nur in geringer Zahl bekannt sind. Hauptsächlich hatte der geheimnisvolle Fremde es auf elegante Herren- und Damenstiefel, die vor den Zimmertüren der Hotels standen, abgesehen; er hat Schuhe und Stiefel in geradezu ungeheuerlichen Mengen geslochen. —

In Buenos Aires wurde vor kurzem der Ingenieur N. verhaftet, weil er in der Straße Santa Fé der argentinischen Hauptstadt der bildhübschen Tochter eines in Argentinien ausgebildeten Ministers den starken blonden Zopf abgeschnitten hatte. Der neunundzwanzigjährige Mann gestand ein, daß er bereits einundzwanzig Zöpfe in Buenos Aires geraubt habe. Auf die Frage, was er mit den Zöpfen mache, erklärte der Verhaftete, daß er das Haar zu Hause immerfort käse, es an Wangen und Nase drücke, und sich an dem köstlichen Duft des Haars berausche. Er sei tief unglücklich über seine Veranlagung und bitte dringend, ihn dauernd in einer Anstalt zu internieren. N. ist derselbe Zopfschneider, der vor einigen Jahren, als er noch Student der Technischen Hochschule zu Z. war, wiederhol Mädchen die Zöpfe abgeschnitten hatte. In der damaligen gerichtlichen Verhandlung wurde N. auf Grund eines Gutachtens freigesprochen. Er wurde dann von seinen Angehörigen in der Maison de Santé untergebracht. Einige Zeit nach seiner Entlassung aus dieser Anstalt wurde er in Z. festgenommen, als er dort einem Mädchen den Zopf abschnitt. Der Kranke wurde daraufhin in der Nervenheilanstalt Q. interniert und später noch in verschiedenen anderen Sanatorien untergebracht. Scheinbar geheilt, bestand N. im Jahre 1910 mit Auszeichnung sein Ingenieurzeugen und wurde Hochschulassistent. Von dort wurde er nach Argentinien berufen. In dem gegen den Zopfschneider eingeleiteten Strafverfahren befundenen als Sachverständige geladenen argentinischen Ärzte, daß der Ingenieur an einem vorgerichteten Grade von Geisteskrampus leide. Sie traten für die Internierung des Kranken ein, da unleugbar seine sexuelle Perversität, obgleich sie mit einer hervorragenden Intelligenz zusammengehe, ihn nichtsdestoweniger ungeeignet zu einem brauchbaren Gliede der Gesellschaft mache und N. seiner unglücklichen Neigung gegenüber.

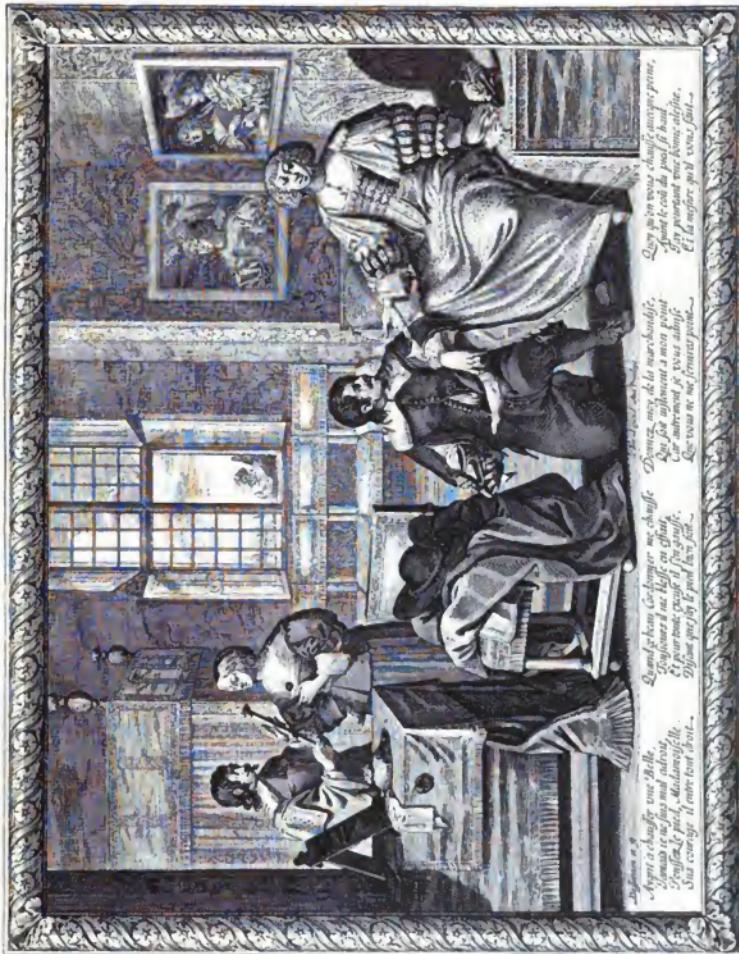
Schad-Rind, Weiberherrenstaat

62

die seinen Namen, seine Karriere und seine Stellung kompromittiert und bereits einundzwanzig Verlehlungen gezeigt habe, widerstandslos sei. Die Unterbringung des Kranken in eine gelegante Anstalt und entsprechende ärztliche Behandlung könnten jedoch wesentlich in günstigem Sinne beeinflussen, und ihn sogar der menschlichen Gesellschaft als brauchbares Mitglied wiedergeben. Das Gericht schloß sich dem Gutachten der Sachverständigen an und sprach die Überführung des H. nach dem Hospiz de las Mercedes aus. —

Unter dem Verdacht, der gesuchte Desfauant zu sein, ist gestern auf dem Fernbahnhof eine Dame verhaftet worden, die in dem um diese Zeit eingelaufenen Zug in Begleitung einer anderen eleganten Frau die Reise von der rheinischen Hauptstadt nach Berlin zurückgelegt hat. Auf der Fahrt war dem Oberfétiner des Speisewagens in dem Zug die tiefste Stimme der schönen Frau aufgefallen, er erinnerte sich deutlich, die jüngere der Damen in den letzten Monaten wiederholt beim Diner im Speisewagen dient zu haben. Der Oberfétiner glaubte, diese Dame in Gesellschaft eines Herrn gesehen zu haben, der mit der auffallend schönen Frau eine sprechende Ähnlichkeit besaß. Der Oberfétiner bescharr den Fall mit seinen Kollegen und man kam zur Ansicht, daß es sich hier wahrscheinlich um den Desfauant handele, der in Damenseiden der Städte seiner ehemaligen Tätigkeit einen Besuch abzustatten gewillt sei. Auch der Zugführer wurde von dem Verdacht verständigt und die Kriminalpolizei telegraphisch von dem Eintreffen der beiden Damen informiert. Als der Zug auf dem Bahnhof eintraf, traten mehrere Kriminalbeamte an das Couplet, in dem die Damen saßen, heran, legitimierten sich und brachten die Reisenden in unaufälliger Weise vom Bahnsteig, um sie nach dem Polizeipräsidium zu überführen. Dem die Vernehmung leitenden Kriminalkommissar legitimierten sich aber die beiden Damen als — ein Ehepaar aus Frankfurt. Der als Frau gekleidete Gatte gab an, daß er ein Transvestit sei. Die jüngere Dame erklärte, daß sie die Frau des Transvestiten sei. Um die Wahrheit der Äußerungen der beiden Sisterten zu prüfen, stellte die Kriminalpolizei in Verbindung mit der Berliner Behörde eingehende Nachfragen an, die ergaben, daß der Gatte mit dem gesuchten Kassenboten tatsächlich nicht identisch sei und daß es sich hier um ein Frankfurter Ehepaar handle. Gegen 10 Uhr abends konnte dann das Ehepaar aus der Haft entlassen werden.

Jeder muß sehen, daß solche Tatsachen mit den vorher aufgeführten völkerkundlichen so gut wie nichts gemein haben. Woher stammt denn nun die famose Spisimarte der kraushaften Liebeswissenschaft? Zehn gegen eins ist zu wetten, daß sie in der vollen Schönheit ihres Rüstzeugs, gleich der Pallas Athene, dem genialen Schöpferhaupt Kraft-Ebing entsprungen ist. Nur mit dem Unterschied, daß Zeus bei der Geburt der Pallas starke Kopfschmerzen (Hirnwochen) bekam, während Kraft-Ebing die Kopfschmerzen den Lesern überläßt, die sich bemühen, seine Dräle zu kapieren. Dabei hat Kraft-Ebing das Wort nicht mal selber erfunden, sondern einem Artikel Binets in der Revue philosophique entlehnt. Binet hatte das so nach Art der Franzosen, die weniger exalt sind, hingeworfen. Eine philosophisch gehaltene Plauderei. Warum nicht? Kraft-Ebing aber begründet in seinem schroffstigen Undeutlich: „... weil tatsächlich das Schwärmen für und das Anbeten von einzelnen Körperteilen oder selbst Kleidungsstücken auf Grund segnender Dränge vielfach an die Verehrung von Reliquien, geweihten Gegenständen usw. in religiösen Kulten erinnert“. Nichts erinnert. Zum Erinnern gehört, daß man was gewußt hat. Und was hat Kraft-Ebing je vom Feilich des Negers gewußt? Läutet hat er was hören und verwechselt's zudem noch mit der christlichen Reliquie. Aber schon ist er fertig mit der „Begründung“ des neuen Etikette und steuert auf die Pathologie zu. „Es gibt jedoch“, sagt er, „auf psychosexuellem Gebiet einen unweifbar pathologischen erotischen Feilischismus... Dieser bezieht sich nicht allein auf bestimmte Körperteile, sondern selbst auf lebloße Gegenstände, welche jedoch fast immer Teile der weiblichen Kleidung sind und damit in naher Beziehung zum Körper des Weibes stehen. Dieser pathologische Feilischismus schließt sich in allmäßlichen Übergängen an den physiologischen an, so daß es, wenigstens für den Körperteilelfischismus, beinahe unmöglich ist, eine scharfe Grenze zu ziehen, wo die Perversion beginnt. Dazu kommt noch, daß das gesamte Gebiet des Körperteilelfischismus eigentlich nicht außerhalb des Kreises der Dinge fällt, die normaliter als Reize für den Geschlechtstrieb wirken, sondern innerhalb desselben. Das Abnorme liegt hier nur darin, daß ein Teileindruck vom Gesamtbilde der Person des anderen Geschlechts alles sexuelle Interesse auf



443. Die passenden Zeichen. Staats- u. Stadtmuseum Berlin 1650

sich konzentriert, so daß daneben alle anderen Eindrücke verbllassen und mehr oder minder gleichgültig werden. Deshalb ist der Körperteilsesthetist nicht als ein Monstrum per excessum zu betrachten, wie z. B. der Sadist oder Masochist, sondern eher als ein Monstrum per defectum...“ Jetzt erläutert er wieder die Gründe seiner moralischen Schimpfworte. Lassen wir ihn von der Anstrengung ein wenig verschaffen. Oder besser: ich verdeutsche seine weitere Ansicht. Also, er meint: pathologisch ist, wenn man ohne Vorhandensein des Fetisch den Koitus nicht vollziehen kann. Auch dann, wenn der Fetisch dabei bloß in der Idee mitspielt. Wenn der Fetisch ein Körperteil ist, so habe dieser Körperteil nie eine Beziehung zum Geschlecht, und die Tendenz des Fetischisten ziehe nicht auf den Koitus, sondern auf lustvolle Befriedigung unter Zuhilfenahme des Fetisch. Der Gegenstands- und Kleidungsfetischismus sei stets pathologisch, weil das Objekt nicht zu den normalen Reizen gehöre. Ein Handschuh oder eine Haarlocke könnten zwar normalerweise reizen, aber das geschehe dann durch Erinnerung an die abwesende oder verstorbene Person, während der Fetischist keinen solchen Vorstellungsinhalt damit verbinde. Die Anomalie sei in der Regel erworben und auf ein Ereignis zurückzuführen, wobei gerade dieser Eindruck allein lustbetont gewesen sei. Die Perversion führt zu unnatürlichen und verbrecherischen Aktionen, zur Befriedigung am Körper des Weibes „loco indebito“, zu Diebstahl und Raub. Was sonst noch von der zu Grunde liegenden „neuropathischen Disposition“ gesagt wird, faun wohl hier übergangen werden.

Es ist eine Lust zu leben, wenn man bei den Krafft-Ebingern erst um Rückantwort drahten muß, welche Körperteile oder Handschuhnummern einen „normaliter“ reizen dürfen! Denn sonst wüschen sie einem hintern Rücken eins mit dem Gutachten aus, man sei auf dem Punktus „indebitus“ gewesen.

Dieser Punktus, den Krafft-Ebing gepachtet hatte, ist nämlich ursprünglich von den Jesuiten eingerichtet worden. Er steht in der Moraltheologie und ist dort gestopft voll von sämtlichen Körperteilen, wo man hat. Für Nichtlateiner bemerke ich, er bedeutet den unerlaubten Ort der Verführung. Die Moraltheologen geben zwar zu, daß es ehrebare und unehrebare Körperteile gebe, z. B. die Arme. Aber selbst ein Kuß auf die Arme ist „Tobsünde“, wenn's im Liebespiel geschieht. Die Brust ist natürlich absolut unehrbar. Deshalb ist es schon Tobsünde, wenn sich zwei Frauen auf die äußeren Kleider in der Brustgegend küssen. So entstehen für



444. Der Kostentaub. Ausler nach Van der Werf



Paul Delaroche gest.

EX PIA MATA EUM PROPERO POLET VIMINA PATRUM.
ILLE PAPER DUBO CARCERE PLEVE BRAT.

Paul Delaroche gest.

445. Kimon und Pero. Aus der nach Rubens

die Moraltheologen) sehr spitzfindige und amüsante Streitfragen, die einmal an die talmudischen Auslegerkünste, das andere Mal an die nekkischen Probleme der Minnehäfe erinnern. Quaeritur — es fragt sich: was tut der Priester, wenn ihm beim Abendmahl die Hostie entgleitet und in den Busen eines Weibes fällt? Das sexuelle Hirzentrum der Moraltheologen kalkuliert hier offenbar sofort, das Weib erscheine zu ihrem Amusement in Hofballtoilette. Sonst würde ich nicht, wie gleich was „in“ den Busen fallen sollte. Also, was tut der Priester? Hineinlangen(!) darf er nicht. Also muß das Weib, das vor ihm kniet, selber hineinlangen, die Hostie herauszulangen und dem Priester überreichen, der sie dann spendet, gleich als hätte sich kein „Zwischenfall“ ereignet. Das Weib hat aber danach die Finger zu waschen, und diese Wässer wird hinter dem Altar in einem Loch, genannt Sacrum, zum Verdunsten aufbewahrt. Eine lästige Sünde ist es, Finger, Hand oder Gesicht einer Person des anderen Geschlechts nur aus Versehen und jedenfalls ohne sinnliche Absicht zu berühren. Dagegen ist auch das Händereichen, sobald es „cum affectu maritali“ geschieht (d. h. mit Gattenwünschen), eine Todsünde. Aus diesen Proben ist wohl ersichtlich, daß es keine Stelle des menschlichen Körpers gibt, die von den Moraltheologen nicht als verwerflicher locus indebitus bezeichnet werden würde. Und diesen abgefeimten terminus technicus macht sich ein Psychiater in



446. Der Fußfreier

Buchillustrationen aus *Réflex de la Bretonne*



447. Der Schuhfetischist

einer modernen medizinisch-naturwissenschaftlichen Darstellung des Liebeslebens zu eigen! Der locus indebitus heißt ihm „pathologisch“!

Nach dem „unnatürlichen“ Kontakt der Liebessehnsucht spielt Krafft-Ebing den kriminellen Trumpf des „Diebstahl und Raubes“ aus, auf daß ein jeglicher, der an und für sich schon ein Monstrum per defectum ist, auch sehe, in welchen Tumpf der gesellschaftlichen Niederung er gehöre. Es hänge nur von der Stärke der ethischen Gegenmotive ab, ob ein Fetischist so weit herabsinke. Wie haltlos die gangbare Ansicht vom angeblichen Widerspiel zwischen Trieb und Willensrat ist, habe ich auf Seite 97—103 erörtert. Ich habe ferner auf Seite 218 den Fall erwähnt, daß selbst Psychiater nicht genügend „ethische Gegenmotive“ aufbringen, wenn sie von einer ausgelegten Broschüre zum „Diebstahl“ derselben angereizt werden. Und es dürfte unzweifelhaft sein, daß eine Broschüre in Gelehrtendeutsch „normaliter“ nur einen Bruchteil von derjenigen Verführungskraft enthalten kann, die das Ziel der gesamten erotischen Wünsche in sich birgt. So wenig ein stehender Psychiater „geistig frankhaft“ ist, so wenig ist es auch der Fetischist, der ein Damentaschentuch sieht. Aber beide sind kriminell. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Diebstahl eben Diebstahl, und der Richter kann höchstens bedauernd die Achseln zucken, wenn eine arme Frau im Winter für fünf Pfennig Brennholz gemauert hat und sie deshalb im Rückfall zu Gefängnis verurteilt werden muß. Es ist nicht angängig, das Vergehen gegen ein Gesetz in der

Weise mit heranziehen, daß daraus eine Stütze für den pathologischen Ablauf der Hirnfunktionen gewonnen wird.

Was die Fortpflanzung der Art als Prüfstein für das Normale oder Physiologische einer Lusthandlung im Gegensatz zum Abnormalen oder Pathologischen anlangt, so habe ich meine Anschauung hierüber verschiedentlich auseinanderge stellt, besonders in der Theorie der „Beschwendungs lust handlungen“ (Seite 116—119). Die Grenzen dürfen hier um so weniger eng gezogen werden, als das „Liebespiel“ in der Tierwelt und bei den Naturvölkern eine erhebliche Variationsbreite der Handlungen aufweist.

Weiter ist gefragt, und hierin stimmen auch die meisten anderen Untersucher überein, daß das Pathologische liege darin, daß mit dem Fetisch nicht die assoziative Vorstellung von einer Person verknüpft sei, sondern daß das leblose Objekt an und für sich wirke. Das ist in dieser strengen Fassung gar nicht richtig. Der „normale“ Fetisch ist nur die speziell differenzierte Stufe des „pathologischen“ Fetischs. Der erste weckt die Vorstellung von einem bestimmten Individuum des anderen Geschlechts, während der zweite sich generell auf das andere Geschlecht bezieht. Der zweite ist also entwicklungsgeschichtlich der erste. Zuerst ist der Fetisch ein Genuszeichen (Geschlechts zeichen), dann ist er Individualzeichen.

Dass der erotische Fetisch immer ein Genuszeichen ist, geht schon daraus hervor, daß der Fetisch stets ein Mann ist und der Fetisch stets dem Weibe zugehört (den Fall der Homosexualität, der überhaupt anders liegt, darf ich hier wohl außer acht lassen). So reichhaltig die Kasuistik hierüber auch sein mag, so sind doch bis jetzt keine Fälle zum Vorschein gelommen, aus denen man auf ein gleichmäßiges Verteilsein des Fetischismus auf beide Geschlechter hätte schließen können. Vielleicht muß gefragt werden, daß der Fetischismus in fast noch höherem Grade als der in offenkundigen Handlungen sich äußernde Masochismus eine exquisit männliche Eigenschaft ist, ja geradezu ein männlicher Sexualcharakter. In der Novellenliteratur aller Völker ist es ein selbstverständlicher Zug im Bilde des verliebten Mannes, daß er irgendwelche Objekte, die zur Geliebten gehören, zu erlangen sucht und sie „anbetet“. Je enger diese Objekte zu einer der erotogenen Zonen oder lustreizenden Körperstellen gehören, um so stärker ist ihre Ein drucksfähigkeit auf den Mann. Diesen Wertzuwachs verliert der Fetisch auch dann nicht, wenn er Individualzeichen ist! Also auch in ihm ist stets die Eigenschaft als Geschlechtszeichen enthalten und stellt das Ursprüngliche dar. Ich habe schon früher (A. Kind, über Komplikationen



448. Der Korsett fetisch
Buchillustration aus Relef de la Decoupe



449. Ariadne von Dancer. Photo. G. Wissens

norme Richtung des Sexualtriebes anzuerkennen.

Hinzu kommt, daß ein Kleidungsstück in der Regel erst zum Genuszeichen wird, wenn es von einer Person des anderen Geschlechts getragen worden ist. Ganz neu aus der Werkstatt, pflegt es bloß dann eine Reizwirkung zu entfalten, wenn es auf besondere Eigenschaften abzielt, die im erotischen Sinne als schön gelten, z. B. ein sehr kleiner Frauenschuh. Ich möchte hier eine Stelle aus den Contemporaines des Nestif de la Bretonne einschalten, die mancherlei psychologische Aufschlüsse gewährt. Nestif war, wie in der Einleitung erwähnt, ein großer Schuh- und Fußverehrer. Aber es wäre absolut gewaltsam, ihn zu einem pathologischen Fetischisten im Sinne Kraft-Ebbings stempeln zu wollen. Dem widersprechen die in seinen endlosen Werken geschilderten Szenen und Seelenstimmungen viel zu sehr. Nestif fügt in der nachfolgenden Erzählung vielmehr einen bestimmten und mit Vorliebe behandelten Abschnitt seiner Psycho in kristallisierter Form zusammen, und die lebhaft arbeitende Phantasie des Romanziers führt ihn schließlich zu Ausgestaltungen seines Themas (wie dem Glastempelchen mit den 365 Schuhen), die, wenn sie in Wirklichkeit vorklamen, nur den Wert einer seltenen Kuriösität haben würden:

Saintepallale hatte einen eigenartigen Gesichtsausdruck; und nicht jeder Reiz machte auf ihn den gleichen Eindruck. Ein hübsches Gesichtchen gefällt allenhalben, und überall, außer in Spanien, hat ein schöner Busen seinen Wert. Ein schwächer, gefälliger Wuchs, eine schöne Hand schmeichelte wohl seinen Sinnen; aber der Reiz, für den er am empfänglichsten war, der ihm jenes unwillkürliche, genugfreude Zittern verursachte, das bis in die Fingergruppen pridekt, das war ein häblicher Fuß. Nichts in der Welt erschien ihm höher, als dieser verführerische Reiz, der wirklich erst eine Ahnung von dem vollendeten Zauber der andern Schönheiten gibt. Übertreffend war diese Neigung des jungen Saintepallale sein Produkt seines Verstandes, sondern ein Instinkt, der



Die Fußwirschung. Schabkunstblatt nach Debraeck. 1785



Das graziöse Bein
Schabkunstblatt nach Desrais. 1785

von Kindheit an in ihm lag; nie konnte er, ohne daß ihn ein Schauer überlief, einen hübschen Frauenfuß betrachten. Selbst Damen, die keineswegs hübsch waren, aber geschmackvolles Schuhwerk trugen, schienen ihm hierdurch schon liebenswert. — An einem Sommerabend ging er durch die Rue Dauphine. Da saß vor der Tür eines Ladens eine angenehme junge Person mit ganz reizendem Fuß. Sie hatte ein Bein übergeschlagen und den Rock bis über den Knöchelansatz gehoben. So lugte denn ein Stückchen Wade in seinem Strumpf hervor und in weissem Lederr ein Füßchen, so winzig, so sauber, so gebrechlich, daß die gleichgültigsten Passanten einen Blick der Bewunderung darauf werfen mußten. Sainte-pallale sah und stiege förmlich. Sein nächstes Gefühl war schamhafte Verirrung, und er zwang sich zum Weitergehen. Doch schon nach zehn Häusern lehrte er um, und immer trieb es ihn die Gasse auf und ab, so lange er den schönen Fuß im Auge behalten konnte. Da ging die junge Frau hinein, und das Füßchen verschwand. Für Sainte-pallale aber war der Einfall zu heftig gewesen, als daß er ihn so bald hätte verwinden können. Abend für Abend schleite er wieder zum Ort seiner stillen Beobachtung, bis ihm schließlich ein noch reizenderes Objekt anderwohin lenkte. — Eines Vormittags gegen elf kam er durch die Rue St. Denis; da erschien gerade eine junge Dame unter einer Haustür, zum Kirchgang nach St. Sépulcre. Ein Blick auf das verschürterliche Käppchen, dann suchte das Auge des jungen Mannes seinen Lieblingsgegenstand. Hier hatte sich die Natur einfach erschöpft. Ein silberbereiftes Schäßchen, ein Fuß wie von einer Puppe, die ganze Gestalt mit üppig wiegendem Gang. Sainte-pallale, überwältigt, geblendet, hingelassen, folg' seiner Göttin; er hastet förmlich an ihr — aber endlich lehrt sie deim. Er merkt sich ihr Haus, und täglich stand er bereit, um den Fuß zu bewundern, der in seinen Träumen triumphierte. Vergaudebt, nicht eigentlich verliebt, versuchte er eine Anzahl Verse und sandte sie der Schönin. Aber sie wurden ungändig empfangen und Sainte-pallales Heuer war ein wenig gedämpft. — Ein andermal sah er zufällig bei einem Schuhmacher in der Rue des Petrus Augustins ein so reizend und vortrefflich gearbeitetes Paar Stiefeletten, daß er sich nach der Besitzerin erkundigte. Man nannte ihm die Marquise von M. Sainte-pallale ließ es nicht ruhn, bis er die Dame zu Gesicht bekommen. Er fand sie entzückend; aber sie war verheiratet, und Sainte-pallale wollte und konnte sich, aus instinktiven Gründen, nur fesseln lassen, wenn er die Angebetete selber heimsführen durfte. Endes, das Fleisch ist schwach. Er widerstand nicht der Verführung, den ehrlichen Schuhmachersmeister mit klängenden Gründen dahin zu überreden, daß er ihn als Gehilfe mit zur Anprobe bei der vornehmen Dame begleiten dürfe, um so einen Augenblick ohne gleichen zu genießen. Hernach lauszte er ihm das kostbare Objekt ab, und trug es andächtig nach Hause. — Als er eines Abends durch die Rue du Poer schlenderte, bemerkte er eine hübsche junge Person im Haustor, ungefähr in der Stellung der Dame aus der Rue Dauphine. Sie trug Halbschuhe und ihr niedlicher Fuß ragte vor der Hausschlucht hervor. Denn weiter war noch nichts von ihr zu sehn, da ein Versprung den sich Nähernden verbarg. Er stand einige Minuten in Betrachtung versunken still; endlich machte er einen Schritt vornwärts und sah — daß die junge Dame friedlich schlummerte, bequem in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Da führte es ihm durch den Kopf; er blickt umher; niemand ist zu sehn — und schon ist er niedergeschmetzt und hat den verlockenden Gegenstand von dem warmen Füßchen gestreift. Mit großen Sägen und Herzlosigkeit springt er davon.

Endlich gelangt er dahin, um die Hand eines idealen Mädchens anhalten zu dürfen. Die Stiefmutter äußert Bedenken und entwirft ein sehr vorteilhaftes Bild von einem andern jungen Manne, zu dem ihre Tochter vielleicht besser passe. Der Freier beschwichtigt sie darauf mit den Worten:

Zach-A-Kind, Weiberberthaß



450. Das Strumpfband. Radierung von Doré. 1791.



451. Auf Taille. Englische Kostüm. Um 1520.

würde ihre Ungerechtigkeit, ihre Grausamkeit anbeten, ich würde sie rühen und wieder gutmachen. Sie könnte ihre Macht und mein Zartgefühl missbrauchen, ich wäre nicht ungültig darüber. Sie sehen und sie anbeten, ist eins! Sie sollte zufrieden sein! Was mache es aus, wenn sie mit dann und wann unrecht täte.

Endlich sind alle Hindernisse beseitigt und es kann geheiratet werden:

Nach vierzehn Tagen sandt die Hochzeit richtig statt. Man konnte sich nichts Vernehmteres und Reicheres denken als die Schuhe der Nevermählten. Mit Perlmutter und blühenden Diamanten waren sie bis zum entzückendsten hohen Abzug überzäf; sie kosteten einige zehntausend Taler und waren ein Geschenk vom Saintepallat. Am Abend, als sie im hochzeitlichen Schlafzimmer allein waren, ließ sich der junge Gatte auf ein Knie nieder und zog ihr mit liebevoller Hausschuß am Stein Stelle. Die andern Schuhe wurden in einem Glastempelchen niedergelegt, dessen Mitte ein Rundstäd bildete, von ionischen Kriksäulen mit vergoldeten Kapitälen umgeben. Dort sollten sie aufbewahrt bleibeln, als Beweis und Unterpfand einer Liebe, die niemals erlöschten darf. Zehn Jahre sind seitdem verflossen, und zehnmal sind sie angezogen worden, das heißt an jedem Jahresstag der Trauung. — Mag nun der Kultus, den Saintepallat mit seiner Gattin treibt, seiner Liebe immer neue Kraft geben; mag Victoire, geleitet vom Rat ihrer vorzüchlichen Stiefmutter, Mittel anwenden, wie sie so willsam den andern Frauen unblankt sind; mögen endlich die Männer vom Schläge Saintesledensbach in Wahrheit zärtlicher oder empfänglicher sein; jedenfalls ist die Liebesleidenschaft dieses Ehemannes immer noch dieselbe. Frau De la Grange meint, daß alle drei Ursachen dazu beitragen, und in der Tat, obwohl der Gatte der schönen Victoire von seinen Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen ist, macht er sich den Schwund seiner Frau zur Hauptaufgabe. Im ersten Jahr mußte der Schuhmacher täglich ein neues Paar Schuhe bringen, von der Farbe und Stickelei, wie sie Saintepallat angeordnet. An ihn wurden sie abgeliefert:

So vernünftig diese Sprache ist, gnädige Frau, sagt sie mich doch in Erfahrung, ja schüchtert mich ein. Wie sollte ich die Behauptung wagen, daß ich mehr gute Eigenschaften besitze, als der, von dem sie mir ein so prächtiges Bild entworfen haben. Doch wage ich, Ihnen zu schwören, daß ich bei derselben Sittenstrengie doch tausendmal mehr Liebe empfinde. Ihr Fräulein Sielestochter ist in meinen Augen ein himmlisches Geschöpf. Sie erfüllt mein ganzes Sein. Ich möchte alles antreten, was sie umgibt; alles was sie berühr't, ist für mich ein Kleined. Ach! gnädige Frau, es geht um mein Leben; ich müßte sterben, sollte ich den Gegenstand meiner Verehrung und Reugung am Arm eines andern sehen. Wie soll ich nur ausdrücken, wie sie mich begeistert. Es würde mir doch nicht gelingen, Ihnen nur ein kleines Teilchen meines Gefühls abzubilden; die Sprache hat nicht Worte dafür. Lassen Sie mich Ihr ein Blut bereiten, wie es nie eine Frau gegoss. Meine unveränderbare Zärtlichkeit soll vor meiner Gottheit den Zauber ausbreiten, den mein Herz empfindet, dies unausprechliche Entzücken, das ich so tief fühle und so schlecht beschreibe. Wenn ich an sie denke, zerfließt meine Seele im süßlichsten Zärtlichkeitstrann. Wenn ich mir vorstelle, daß sie mein ist, steigen vor meiner ethigen Phantasie tausend süße Worte empor, die ich ihr sage. Ich wäre glücklich über ein Werk, über ein Lädeln. Selbst wenn sie mich hasst, dent ich manchmal, würde mein empfühlames Herz sie noch anbeten. Ja, ich würde ihre Ungerechtigkeit, ihre Grausamkeit anbeten, ich wäre sie rühen und wieder gutmachen. Sie könne ihre Macht und mein Zartgefühl missbrauchen, ich wäre nicht ungültig darüber. Sie sehen und sie anbeten, ist eins! Sie sollte zufrieden sein! Was mache es aus, wenn sie mit dann und wann unrecht täte.

seine Gattin trug sie einen Tag; dann verschloß er sie in einem schönen Wandkasten. Im zweiten Jahr ließ er nur weiße Schuhe machen. Seine Gattin zog der Reihe nach alle Schuhe an, die sie nur einmal getragen hatte, und auch einige von denen, die Sainepaläste sich noch in ihrer Mädchenszeit angemessen hatte. Diese Methode hielt ihn beständig um seine Frau und ihre Reize begeistigt. Sie war sein Idol, seine Göttin, und die Tugend, mit der er sie umgab, bestand im Kultus ihres Augens. So verschlossen zehn Jahre; drei reizende Kinder besaßen die Schönheit ihrer Mutter mit, ohne ihr die Heilige zu nehmen...

Um ein wenig auf unsere biblischen Belege abzuschweifen: Aus Restif's Werken stammte schon die Abbildung Nr. 13. Noch genauer bezieht sich auf die zitierte Stelle Abbildung Nr. 446 und 447. Bei der letzteren trifft aufs Haar zu, was ich von der Beziehung des Fetischs zu einer Person des andern Geschlechts sagte. Das Porträt der Geliebten ist neben den Schuhen aufgebaut, und Stiefmutter und Zusünfige lauschen hinter der Tür, gerührt mehr und keineswegs empört über „defekte Monstrosität“, auf diesen Ausbruch der Leidenschaft, der ihnen die Gewähr für ein glückliches Eheleben zu geben scheint. Gleichfalls aus Restif's Werken ist die Abbildung Nr. 448 genommen. Sie beweist, daß der Verfasser in seinem Fetischum nicht einseitig von der Fußbekleidung enthusiastisiert war. Das Zuschnüren des Korsets galt während der galanten Zeit als eine Kunst, die dem Bereher regelmäßiger zugewandt wurde, und die Begeisterung eines besonders empfänglichen fand keinerlei üble Andeutung.

In dem Restif'schen Zitat scheinen mir folgende Umstände von Interesse. Es wird angegeben, die Neigung sei sein Produkt des Verstandes, d. h. kein ausgestüngeltes Fazit über den Detailwert der weiblichen Schönheiten, sondern ein Instinkt, der sich von Kindheit an bemerklich mache. An der Richtigkeit der Selbstbeobachtung ist hier wohl nicht zu zweifeln. Zutreffend ist sie in der Regel für solche Fälle, wo die Einseitigkeit der Vorliebe besonders hervorsteht. Man muß annehmen, daß es sich dabei um angeborene Variation der Triebrichtung handelt; allerdings nicht bezüglich der Fußbekleidung, sondern in Hinblick auf den Fuß überhaupt. Von diesen Unterschieden noch später.

Auch Restif's Held wird zum Diebstahl verführt. Aber der Schuh, den er zu erlangen trachtet, ist ihm immer ein Teil nur von der ganzen verführerischen Persönlichkeit, die zu erlangen ihm eine Unmöglichkeit ist. Der Schuh ist Surrogat, Notbehelf, Phantasie-Unterstützung. Die Erfüllung wird ihm erst mit der Heimat und der Gewissheit, daß seine Schwärmerei der



452. Der verlegene Schuster
Berliner Lithographie von Berlich. Um 1845.
63*

Ehefrau nicht übel gesunken wird. Heutzutage, wo die Spielarten der Liebe unter dem Banne Kraft-Ebing'scher Begeisterung stehen, ereignet sich häufig der Fall, daß ein Mann es sein ganzes Leben hindurch aus verkehrter Scham nicht wagt, seiner Frau irgend eine Vorliebe zu offenbaren. Die Folge ist innerliche Ablehr, Besuch der Prostitution, die stets ein schmuzelndes Geschäftverständnis zu zeigen weiß, und in argen Fällen Depression und Melancholie über die unschuldig mit auf die Welt beommene „Verworenheit“ und „Degeneration“.

In dieser Hinsicht wirken die Bücher à la Kraft-Ebing genau so verderblich, wie die verfusenen Onanie-Schmidöer von früher, die den ausgemergelten Tod an die Wand malten und den sündigen Begeißelung dagegau, und deren Autoren es im wesentlichen bloß darauf ansetzten, mit ihren gewissenlosen Lügen ein literarisches Geschäft zu machen. Noch immer sieht man, selbst in angesehenen Tageszeitungen, Inserate mit Anpreisungen solcher Bücher, und der Backfisch oder der Knabe, der gerade Stimmwechsel hat, schreiben hin und lassen sich den Schunkt postlagernd schicken. Ihre Augen werden aufgetan vor einer Karikatur und das Entsehen mischt sich zum ersten Mal in ihre naiven Träume. Die Fuderfuchsier, die das Zeug wider besseres Wissen zusammenschmieren, berufen sich allerdings auf erstklassige Autoritäten der Arzneiunf.

Also pinselte der olle, ehrliche Huseland anno 1796 sein Gemälde zusammen: „Schrecklich ist das Gepräge, was die Natur einem solchen Sünder aufdrückt! Er ist eine verwelkte Rose, ein in der Blüte verdorrter Baum, eine wandelnde Leiche. Alles Feuer und Leben wird durch diesen stumme Laster getötet, und es bleibt nichts als Kraftlosigkeit, Untätigkeit, Totenblässe, Verwelken des Körpers und Niedergeschlagenheit der Seele zurück. Das Auge verliert seinen Glanz und seine Stärke, der Augapfel fällt ein, die Gesichtszüge fallen in das Längliche, das schöne jugendliche Ansehen verschwindet, eine blaßgelbe, bleiartige Farbe bedeckt das Gesicht. Der ganze Körper wird krankhaft, empfindlich, die Muskelkräfte verlieren sich, der Schlaf bringt keine Erholung, jede Bewegung wird sauer, die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, die Hände zittern, es entstehen Schmerzen in allen Gliedern, die Sinneswerkzeuge verlieren ihre Kraft, alle Munterkeit vergeht. Sie reden wenig und gleichsam nur gezwungen; alle vorige Lebhaftigkeit des Geistes ist erstickt. Knaben, die Genie und Wit hatten, werden mittelmäßige oder gar Dummköpfe; die Seele verliert den Geschmack an allen guten und erhabenen Gedanken; die Einbildungskraft ist gänzlich verdorben. Jeder Anblick eines weiblichen Gegenstandes erregt ihnen Begierden; Angst, Neue, Beschämung und Verweisung an der Heilung des Übels machen den peinlichen Zustand vollkommen. Das ganze Leben eines solchen Menschen ist eine Reihe von geheimen Vorwürfen, peinigenden Gefühlen innerer Selbstverschuldeter Schwäche, Unentschlossenheit, Lebensüberdruss, und es ist kein Wunder, wenn endlich Anwendungen zum Selbstmord entstehen, zu denen kein Mensch mehr aufgelegt ist als der Onanist. Das schreckliche Gefühl des lebendigen Todes macht endlich den völligen Tod wünschenswert. Die Verschwendung dessen, was Leben gibt, erregt am meisten den Ekel und Überdruss des Lebens und die eigene Art von Selbstmord par dépit, die unsern Zeiten eigen ist. Überdies ist die Verdauungskraft dahin, Flatulenz und Magenkämpfe plagen unaufhörlich, das Blut wird verdorben, die Brust verschleimt, es entstehen Ausschläge und Geschwüre in der Haut, Verbrennung und Abzehrung des ganzen Körpers, Epilepsie, Lungensucht, schleichend Fieber, Ohnmachten und ein früher Tod — — —.“

Ist's genug? Ich denke. Wenn wir nicht innehalten, legt er den Onanisten noch drei Duhend mal rein ins Grab und wieder raus. Was auf seine Kuhhaut mehr geht, schreibt er getrost dem Onanisten auf den Puckel. Dieser greifenhafte Schwäger war seiner Zeit noch viel



453. *Auf dem hohen Rade.* Französische Lithographie von Hinter. Um 1865

berühmter als der Kraft-Ebing, und sein Buch „Makrobiotik“, worin der Zug zu lesen steht, ist in sämtliche vorhandenen Sprachen übersetzt worden, sogar ins Chinesische. Arme Chinaamen! In dem Buch kann man auch lesen: nicht nur die Onanie sei vom Übel, sondern auch die „physische Liebe“ vor dem vollendeten 20. Jahr. Denn — man höre — die Natur erledige das von selber beim Manne durch Pollution und beim Weibe durch — Menstruation! Wer dies Rezept befolgt, wird mit der Weile so alt und greisenhaft wie Hufeland. Jeder Anblick eines „weiblichen Gegenstandes“ erregt dem Onanisten Begierden, sagt er. Mehr kann man den Zusammenhang zwischen „Fetisch“ und Masturbation nicht auf den Kopf stellen; der Fetischismus ist ihm die Folge der Onanie; eine Auffassung, die jetzt nur noch vereinzelt in populären Werken umhertriecht. Und die „Verchwundung“, die ich als einen biologischen Grundzug in der Fortpflanzung aller Lebewesen nachweise, ist ihm das stärkste Selbstmordmotiv. Über ein Jahrhundert ist vergangen, und noch ist mit der Hufelandischen Weisheit nicht vollständig aufgeräumt. Ob es mit der Kraft-Ebingschen eben so lange dauern wird?

* * *

Der Fuß. Der Fuß fängt an der Hüfte an, sagt der Berliner; aber im Gedränge tritt er einem „auf die Beine“. Ich glaube, es ist in ganz Deutschland nicht genau heraus, wo die Füße aufzuhören. Sicher ist, daß Wade und Knie eine besondere Gegend sind; und was beim Weibe darüber hinaus liegt, entzieht sich der öffentlichen Würdigung. Der Fachmann spricht von unteren Extremitäten, womit er sehr sein andeuten will, daß es auch obere gibt. Da aber Extremität das „äußerste Ende“ bedeutet, sehen wir wieder, daß auch hier der Teil fürs Ganze herhalten muß. Der Schenkel ist offenbar etwas, was man nicht gern in den Mund nimmt, außer wenn man sich ihn bricht. So schwirren die Bezeichnungen hin und her, und man fühlt mehr, was gemeint ist, als daß man es zu sehen oder hören bekommt. Die sensationelle Attraktion auf der Bühne aber heißt: Beine.

Von allen „Fetischen“ ist dies namenlos-vielnamige „Objekt“ jedenfalls der Oberfetisch trotz seiner Unterstellung. Man blättere unsere Abbildungen durch und suche zusammen, was Fetisch heißt. Das allermeiste ist: Fuß. Und wir haben bei der Suche nach Bildern nicht etwa krampfhaft nach Füßen ausgeschaut, sondern den ungewöhnlichen Durchschnitt des Ermittelten aufgenommen, da auch die Quantität möglichst einen Beweis liefern sollte.

Es dürfte auffallen, daß nur zwei Illustrationen die nackten Füße zeigen. Erstens Abbildung Nr. 440, ein Kupfer von Urs Graf. Die Dame ist salonmäßig angekleid, hat sogar den Hut auf



454. Der Pater in Unterhosen. Wiener Kupfergravur. 1868



455. Ginfadelung. Lithographie nach einem Gemälde von Linter. 1863

und zeigt das stolze Bauchprofil der Zeitmode. Die unteren Extremitäten sind gänzlich unbedeckt. Daß sie keine Unterbeinkleider wird angehabt haben, ist in Kapitel XI dargelegt. Aber wo sind die Strümpfe, die einer mindestens gut bürgerlichen Dame um die Wende des 16. Jahrhunderts wohl zugestanden hätten? Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll. Vielleicht ging man in der Ziviltheit und ländlichen Gegend doch manchmal barfuss. Der Zeichner hätte sicher Schuh und Strümpfe am Rande des Teiches niedergelegt, wenn er während des Entwurfs die Idee des Auskleidens gehabt hätte. So lag ihm nur daran, die Weine für den Standpunkt des Betrachters aufzudecken; in der Annahme, daß der Betrachter ein ebenso großes Interesse an der Sache haben würde, wie er selber. Von der entgegengesetzten Seite her verdeckt der Rock den Anblick. — Das zweite Bild ist die Beilage in Schwarz und Gelb „Aufwaschung“, ein Schabkunstblatt nach Desrais von 1785. Hier liegen Strümpfe und Pantoffel daneben, und die Jose bringt eben ein Schälchen warmes Wasser nebst einem Schwamm. Auch diese Dame ist in grande toilette und von Unterbeinkleidern noch nichts zu bemerken. Man beachte den Unterschied im Badekomfort der heutigen Zeit. Damals hatte man weder Waschettlosigkeit noch Badezimmer daheim, und der Herrin von Hause ist auch erst, als sie schon zum Ausgehen fertig angelleidet war, eingefallen, daß sie noch — schmußige Füße habe. Der mangelnde Komfort wurde stets durch Bedienung ersehen, der die Besorgung des Waschbeckens ebenso gut oblag wie die Instandhaltung der chaise percée. Die Szene galt jedenfalls als intim; ein Fremder hätte ihr nicht beiwohnen dürfen, und darin, daß der Stecher sie uns zeigt, liegt das Geheimnis des Fetischismus ausgedrückt.

Ein Pendant hierzu ist die Beilage „Das graziente Bein“ von demselben Stecher. Das be-

kannte Strumpfbandmotiv. — Ehe ich aber zur Besprechung der Abbilder des bekleideten Fußes übergehe, möchte ich einen Auszug aus einem seltenen Büchlein einschieben, das 1753 anonym zu Dresden erschien. Es nennt sich: Die Geschichte des Frauenzimmerpantoffels, und stammt von J. A. Offenfelder. Mai kann nicht gut sagen, der Verfasser sei Ketischist gewesen; denn dafür sind auch bei bestem Verleumderwillen keine Merkmale an ihm zu finden. Die Sache ist also in „pathologischer“ Hinsicht einwandfrei und mit gerade deshalb um so wertvoller. Der Verfasser läßt nämlich einen Pantoffel seine Schicksale erzählen. Das heißt, er erzählt und denkt sich in den Pantoffel hinein. Einen Gegenstand reden zu lassen, ist ein altes Motiv des Fольклора. 1745 hatte es der jüngste Grébillon von neuem berühmt gemacht durch seine „moralische“ Erzählung „Das Sofa“. Ein Sofa kann natürlich vielerlei erzählen, was auf ihm passiert ist, und die Moral, die Grébillon darauf legte, war der Nachweis von der Seltenheit der „Tugend“; ein im Grunde abgellappter Trick. Es regnete dann Nachahmungen. Dumme, dreiste und geistreiche. Einer verfaßte die Memoiren eines Biedels. Diderot brachte 1748 die Bijoux indiscrets heraus, eine ziemlich zwittrige, aber zu lang gesponnene und philosophierende Sache, in der bei den Damen des Hofes ihr anderer Mund anfängt, sämtliche Geheimnisse auszuplaudern, sobald der Herrscher einen Zaubertrank am Finger dreht. Die ganze Szenerie ist schon der Einfluß der seit Galland (1717) allmählich bekannt werdenden Tausend und einer Nacht, nicht aber politische Travestie, wie vielfach gesagt wird. Unser anonymes Offenfelder nun ist von der neuen Literaturform gleichfalls angeregt worden; das ist wohl unzweifelhaft. Warum er gerade den Pantoffel wählte, und in einer anderen Erzählung den Schuh, muß als periodische Geschmackssrichtung ausgelegt werden. Er läßt den Pantoffel also unter anderem erzählen:

Nachdem ich von der schaffenden Hand eines finnenreichen Hoffrauenzimmer-schuhmachers denen arbeitsamen Händen seines vielsingen Schuhmachers übergeben worden war, und dessen aus und einziehender Arm, sein folgsamer Hammer, und sein festhaltend gebogenes Knie meine Geburt völlig befördert hatten, nahm mich mein und überbrachte mich selbst einer edlen Dame, deren allerliebster Fuß meine Niedlichkeit noch mehr verraten sollte. Ich war gewiß schön, wie du noch aus meinem mit überbliebenen Reize schlühen kannst. Der weiße Boden leuchtete nur ein wenig vor denen vielen mit Gold gesetzten Blümchen hervor. Die seine Arbeit lobte ihren Meister, und mein Werth war besto kostbarer, da der ehrliche Pantoffelschöpfer ein ganzes Jahr auf meine Bezahlung warten mußte. Er war ein Damenerarbeiter, und solche Leute sind dergleichen gewohnt. Ich bewundere noch das liebliche und angewonne Lächeln dieser engelischen Dame, da mich mein Vater an ihren tüssenswerthen Fuß stieß ... Kaum war seine Hand und ich an der lieblichen Dame Fuß getreten, als ich freilich ein angenehmes Jucken verspürte, das die liebe Dame bis an das äußerste Ende ihrer kleinen Zehe merzen ließ. Es entstand ohnehin klar von dem Desfalls über meine Schönheit. Meister Leisten, sprach sie, morgen komme er wieder, da will ich ihn bezahlen. Der liebe Mann zog ein wenig die Stirne, nahm seinen Mantel, machte einen tiefen Bückling und ging. Nun hätte ich meine Lobeserhebungen. Gewiß, sie sind allerlett! Die kleinen Märchen! Wie niedlich sind sie! die kleine artige Spiege! der Absatz ist recht schön! Er muß sie fürtrefflich gefüttert haben. Hierauf schlich die edle Dame mit majestätischen Schritten dreymal in ihrem Zimmer auf und ab; sie legte ihren Schümper vor einander, trat nochmals vor ihnen drei Ellen langen Spiegel, streckte den Fuß mit einem steifen Knie seitwärts, hob ihren Unterknopf in die Höhe, lobte ihre eigne schöne Wade, und die Vollkommenheit ihres tanzaren



456. Der Windstoss
französische Spieldose



... immer berückt sie die Sinne des Mannes



Doppelseite aus der Zeitschrift *La Vie Parisienne*. 1885

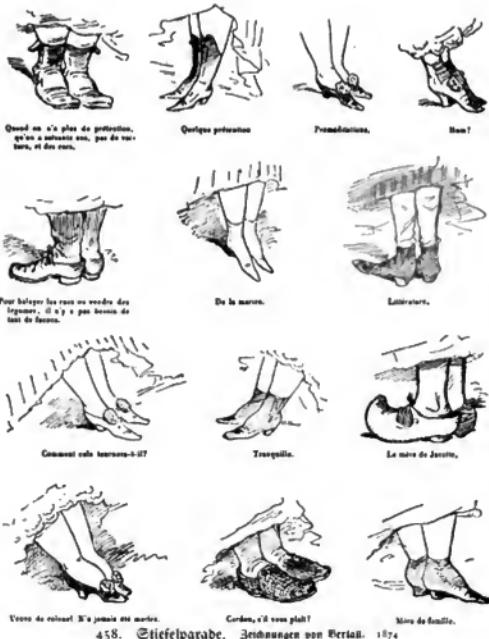
Zuges. Sie war noch hiermit beschäftigt, als Vorden ihre Cammerjungfer hereintrat. Sieh! Vorden! schrie sie ihr entgegen, siehe, was unser Meister vor schön Arbeit macht. Morgen bekomme ich meine Nadelzettel, morgen soll er bezahlt werden. Gnädige Frau, sagte Vorden, der Ritter sind in dem Vorzimmer. Der Ritter? Er soll hereinkommen! Kaum hat mein Vater, der Altejelle, ein so freundliches Gesicht gemacht, da ihn mein wahrer Vater vor seine Arbeit den Sohn beauftragt, und seine fröhlich lächelnden Hände das Geld einstreichen, welches er auf den guten Montag verlangt wollte, als diese Dame dem Ritter, dem erwünschten Ritter, lächelnd entgegen tanzte, und bis in den Vorsaal entgegen hüpfte, und ihn mit der dreckigsten Höflichkeit in ihr Zimmer führte. Sie saß sich auf ein seidenes Kanapee. Vorden brachte Chocolate. Man trank, und endlich erblickte mich der Ritter. Der artige Ritter! Taufend innreiche Bewunderungen flössen von seinem Munde. Jego ließ sich ihr Gemahl erkundigen, ob sie aufgestanden wäre, er wolle mit ihr Chocolate trinken. Der Ritter erschrak. Die Dame sagte: sprich nur, ich bete dich noch. Der gute Mann! Er hatte nicht die Ehre, seine eigne Frau zu sehen. Seine Frau, die ihm doch bereits zwey Rittergüter verpaßt hatte. Eine Frau, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er durfte nicht kommen. Nun lobte der Ritter wieder ihren Fuß, dann ihren Verstand, dann bat er um Erlaubniß, mich füßen zu dürfen. Ihm wurde alles erlaubt, alles, endlich alles. Hier stieß der Ritter mit seinem brodlaten Ausschlage eine Tasse um. Zwei Tropfen Chocolate fielen auf meinen Gammerathen. Der Ritter bat um Vergebung. Die Dame lächelte, flingelte, und Vorden kam. Geschwind bringe mir ein paar andre Pantoffeln, diese sollen dir dienen. Wie froh war Vorden. Sie hüpfte mit eben so freudigen Füßen in die Garderober. Ihr Erellelen, als diese dem Ritter entgegentannte. Jedoch etwas ungeschickt, wie die Aßen, welche der Menschen Handlungen nachahmen. Ja, sagte Bruder Schuh, diese Leute sind auch nur die Aßen ihrer Herrschaften. Vorden brachte andre und trug mich in ihren Kleiderschrank. Ein wenig Wasser reinigte mich wieder, und der Arzt war kaum mehr zu erblicken. Ich kam in die Gesellschaft gleicher Mitgenossen. Meine roterrotten mit Silber gesetzte Gammerathen waren auch nicht längst angelangt und abgedankt worden, weil ihnen die Halbpfleißlein des bärlichten und baumfartigen Hendlbuden zu nahe gekommen. Eine Menge Adlienen, Unterröde, Schlumper und Schürbrüde, auch ein Adelbuntfeld, alles Geschenke von der gnädigen Frau, hingen über uns. Da hörte ich manche lustige Begebenheit erzählen, die ich aber mit Fleiß vergessen habe. Ohnsichtbar gefiel es dem guten Gammerlächeln sich einmal recht schön zu puzen. Sie half mich noch nicht getragen. Der beste Unterrod, der beste Schlumper, alles das Beste, folglich auch ich, ward angelegt, und nach einem dreistündigen Anzug erschien Vorden in dem Speiszimmer. Die gnädige Herrschaft war in Gesellschaft, und Vorden, der Sekretär, der Hofmeister und Gammerdienner feierten alleine. Der Laufer wollte Gesellschaft lassen, er ward aber abgewiesen; endlich kam noch der Tafel-

Kuck-Kind, Weiberherthaß



457. Die Podenimpfung an der Wade. Zeichnung von Carlo Spiga. 1870

Der gute Mann! Er hatte nicht die Ehre, seine eigne Frau zu sehen. Seine Frau, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er durfte nicht kommen. Nun lobte der Ritter wieder ihren Fuß, dann ihren Verstand, dann bat er um Erlaubniß, mich füßen zu dürfen. Ihm wurde alles erlaubt, alles, endlich alles. Hier stieß der Ritter mit seinem brodlaten Ausschlage eine Tasse um. Zwei Tropfen Chocolate fielen auf meinen Gammerathen. Der Ritter bat um Vergebung. Die Dame lächelte, flingelte, und Vorden kam. Geschwind bringe mir ein paar andre Pantoffeln, diese sollen dir dienen. Wie froh war Vorden. Sie hüpfte mit eben so freudigen Füßen in die Garderober. Ihr Erellelen, als diese dem Ritter entgegentannte. Jedoch etwas ungeschickt, wie die Aßen, welche der Menschen Handlungen nachahmen. Ja, sagte Bruder Schuh, diese Leute sind auch nur die Aßen ihrer Herrschaften. Vorden brachte andre und trug mich in ihren Kleiderschrank. Ein wenig Wasser reinigte mich wieder, und der Arzt war kaum mehr zu erblicken. Ich kam in die Gesellschaft gleicher Mitgenossen. Meine roterrotten mit Silber gesetzte Gammerathen waren auch nicht längst angelangt und abgedankt worden, weil ihnen die Halbpfleißlein des bärlichten und baumfartigen Hendlbuden zu nahe gekommen. Eine Menge Adlienen, Unterröde, Schlumper und Schürbrüde, auch ein Adelbuntfeld, alles Geschenke von der gnädigen Frau, hingen über uns. Da hörte ich manche lustige Begebenheit erzählen, die ich aber mit Fleiß vergessen habe. Ohnsichtbar gefiel es dem guten Gammerlächeln sich einmal recht schön zu puzen. Sie half mich noch nicht getragen. Der beste Unterrod, der beste Schlumper, alles das Beste, folglich auch ich, ward angelegt, und nach einem dreistündigen Anzug erschien Vorden in dem Speiszimmer. Die gnädige Herrschaft war in Gesellschaft, und Vorden, der Sekretär, der Hofmeister und Gammerdienner feierten alleine. Der Laufer wollte Gesellschaft lassen, er ward aber abgewiesen; endlich kam noch der Tafel-



458. Stiefelparade. Zeichnungen von Bertall. 1874

König den Frieden geschlossen hatte. Den andern Tag früh wollte mich meine Jungfer Gebietlerin wieder aufheben, da trat ihre Schwester zur Thüre herein, und ehe solche noch etwas anders sagte, lobte sie mich segleich und sprach: Du hast du nicht schön Pantoffeln! Ich dachte, du thäte sie mir schenken. Sie redeten dann beide verschleidet, und endlich wurde ich denn schon wieder versteckt. Das gute Mägdchen mecht ein gar gutes Herz haben, und nichts abdrücken können. Ich wurde in ein Tuch gewickelt, und von meiner neuen Frau in ihren Wagen getragen, worauf sie nach dem Anruf an ihre Schwester: Thu wohl leben! mit mir davon fuhr. Ich merkte bald, daß wir aus der Stadt fuhren, und furg darauf lange mich meine neue Besitzerin wieder hervor und sprach: Die liebe Dame! Ja, da ich bei ihr dienen that, that ich auch manches bekommen thun. Die schönen Pantoffeln! Meine Schwester ist aber doch glücklicher. So neu hätte sie solche bekommen? So neu? hmm! das kann ich doch kaum glauben ihnen! Doch der Aed. Ja, Ja. Aber so schön that sie Sr. Ecce! sonst nicht tragen. Sollte sie sich lego föstlicher kleiden than, da sie immer älter wird? Sie sehn doch gar zu schön aus! Das einfältige Ding thut sie mir auch gleich schenken. Ich thät es nicht thun. Nein, geniß nicht. Doch wer weiß, ob mir mein Herr erlauben thut, solche zu tragen. Wie wird sich die Schulmeisterln ärgern ihnen! Sie sieht so aus wie der liebe Aed und ist es auch. Ich muß die charmanten Pantoffelschönen auf die Schoß nehmen ihnen, daß sie sich nicht reiben thun. Nun mercie ich, daß es ohnehelbar ein Stück von der Gesellschaft wär, an das ich gekommen. Sie redete den ganzen Weg so mit sich selber, es ist mir aber entfallen. Nun kamen wir in das Dorf. Den Augenblick nahm meine neue Herrschaft eine andere Wiene an. So etwa wie ein junger Taugenichts mit einer viel bedeutenden Wiene, Amisfogenvoller Stiere, und einen Secretairischen Gang in der Versammlung eines schlechten Pöbels erschien. Jeder nahm sein Mützen tief ab, und die Weiber niktten und grüßten recht freundlich; meine Frau aber dankte mit einer eben so gebliebenen darzun. Hier habe ich Wunder gehabt. Bald mußte ich des Secretairs Fuß, bald des Cammerdieners Wade, und bei dem Hofmeister noch ein wenig höher berühren. Man mußte mich versöhnen, denn man trat wieder. Des Hofmeisters dreimal genährdet Schuh war mir am empfindlichsten, und mochte es auch Lorchen seyn, denn sie zuckte sehr. Aber des Herrn Secretairs dünn-schlitzte Schuhe lispften nur und wurden kaum gefühlt. Die Gesellschaft ward immer lustiger, endlich wollte man meine Gebietlerin hüpfen, und sie zog sich wie ein lustiger General in ihr Schlafzimmer zurück, ihre Feinde in die Falle zu bekommen. Da sie nun die Früchte ihres Sieges genießen wollte, und den Hofmeister bereits gefangen hatte, meldete das Rosseln der Wagen im Hoff und die Haelen der Bedienten die Herrschaft an, und sie mußte dasmal ihren Feind entwischen lassen, denen mächtigem Friedensmitteln der Friedensherr zu geben. Selbst der Hofmeister gleg so mißvergnähig davon als der große Talar, von dem ich nochmals viel erzählen hören, aus Engelstand schritte, da sein

therischen Ernsthaftigkeit, als der Voigt den Morgengruß
 derer Haufgefangen beantwortet. Nun hieß man
 still. Der liebe Mann stand an der Thür, und hob
 sein Frau selbst aus der geistlichen Gerethe. „Se, mein
 Schatz, was hast du denn in der Schürze?“ fragte er.
 Ein Geschenke, war ihre Antwort. Sie wies mich ihm,
 und er rissf sanftmütig aus: „Eitelkeit! Kannst du
 denn die Thorheiten der Welt noch nicht vergeßen?
 Nun, lass es nur immer gut seyn thun, mein liebes
 Herzchen, sagte sie. Hierauf trug sie mich harsch in ihren
 Kleiderkram, und ich kam zu verschleiden in meiner
 Mäbrüder zu seyn. Meine Nachbarn rührten sich,
 die Kleidlinge der Frau Magisterin gewesen zu seyn. Da sie mich aber selbst oben angefestt hatte, so sagten
 die guten Tropfen gleich, daß ich es werden würde. Es waren ein paar altschwarze traesne mit Silber be-
 setzte Pantoffeln. Sie ließen mir und meinen Cammerathen den Bergug, und hielten mit uns ohne Held
 Freundschaft. Sie erzählten uns: Daß der Herr ein grunbelder und frommer Herr wäre. Armut und
 Noth hätten ihn gepruften, diese Frau vor sein Glück sorgen zu lassen. Die Frau wäre eine böse und garstige
 Frau, welche durch Eist den armen Mann betrogen, und erhalten hätte; nachdem sie dasjenige, was der Vater
 vertrieben, auf den Herten geschoben, und derselbe deswegen seinen Hofmeister, nebst dieser gewesenen Cammer-
 jungfer, auf das geschwindeste versorgt habe. Ich hatte zu einer unglücklichen Stunde das hohe Glück, die
 furchterlichen Waffen ihrer Krieger zu seyn, welche vor Zorn zitterten, und ich mußte die erslaumten Zeichen
 ihrer gerechten Rache auf das Gesicht dieses leutseligen Mannes machen. Das ist auch meine einzige Heldens-
 that. Kurz nach unserer Ankunft kam in einer Nacht ein Geschrei: „Hufaren! Hufaren!“ Wir hörten darauf
 die Frau und eine etwas laue Stimme ganz freudlich reden. Endlich schrie die Frau: „Mann, las den
 Leuten ein paar Brode, Butter und Käse geben. Hierau kam sie mit der andern Person in unser Cammer,
 wo wir stunden, und das Scheitete war. Man redete sachte, und wie sonnent nichts mehr hören, als: Ich
 schende Ihnen den erbeuteten Wagen, nebst Pferden und allem, was darinne ist. Indem kam eine starke
 Stimme, welche nicht wenig leerte, unsern Schrank aufzuf, verschiedenes wegnahm, und endlich auch mich und
 meine zwei Cammerathen zusammen wiederte. Auf einmal schrien viele Stimmen: Der Feind lädt sich sehn!
 Sogleich gieng alles fort, und wir wurden fortgetragen, ohne die Frau Magisterin wieder zu sehen. Kaum
 waren wir mit unserer neuen Beifherlin eine Stunde gefahren, von der ich dir sagen muß, daß solche unfehlbar
 dem Hauptmann der Hufaren angehören müste, weil ihr alles folgte, kaum, sage ich, war es so lange; so
 wurde unser Wagen umringt und aufgemacht. Es mochten die Feinde seyn. Alles wurde heraus genommen,
 und mich und meine Cammerathen gab ein härtiger Kret einer Frau aufs Pferd, der troßig sagt: „Frau, da
 hast du was. Sie band pres und zwanzig zusammen, und hang uns an ihre Pistoholstern. Nun jagt alles
 fort. Unsere Reuterin jagte in Wald, stieg ab, und da sie eine Welle mit einem jungen Dauertel freundlich
 geredet hatte, führte sie dieser durch einen Schleißweg an die Stadt. Gleich in der ersten Gasse begegnete ihr
 ein junges Mägdchen. Jungfer, rissie die, Jungfer, will sie laufen? Nicht theuer. Wendt Paar einen
 Gulden. Das liebe Mägdchen suchte ihr Beuelchen, bezahlte, und trug uns heim. Uns behielt sie selbst, und
 die andern belam ihre Mutter. Ihr Vater war ein guter, ehrlicher Handwercksmann, der aber mehr Knecht
 als Herr der Hauf hies. Gleich den ersten Sonntag wurde ich zum völligen Pute angeleget. Da hättet du
 das Reden und Vertern der andern Bürgermägdchen hören sollen. Seht doch, die schönen Pantoffeln! schrie
 die eine. Ja, ja, sagte die andere, wer weiß, warum sie solche bekommen hat! Selbst hat sie sich solche war-
 lich nicht gehofft. Hum, sprach eine andere recht höhnisch: Die
 lebt Einquartierung! Allein, meine Schön gieng stolz durch die
 vom Held besiegten Gassen. Ihr Gesicht zeigte eben die verächtliche
 Miene, mit welcher ich die spitzigsten Steine betrat, und über solche
 hinweg schlüch. Ich war auch noch wie neu. Caroline, so hieß das
 liebe Mägdchen, besam den Nachmittag Besuch, und gegen Abend
 glengen ihre Freundinnen nebst ihr auf den Tanz, wo wir nicht wenig
 beschaut, bewundert und gerühmt wurden. Ein junger Paroch führte
 meine Beifherlin nach Hause, und wünschte unterwegs wohl
 zehnmal ihr zu Liede in einen ihr so lieben Pantoffel ver-
 wandelt zu werden. Er hätte auch gewiß verdient, vor die sich
 erfüllte Freuden, wodurch er Carolinchen seine Liebe zu erkennen
 geben wolte, von ihr mit Füßen getreten zu werden. Allein, sie



459. Beschwipst. Gravürliche Zeichnung. 1870



460. Geschnürt
Zeichnung von Vertau. 1874
64*

war viel zu sittsam und fromm, ihren nothleidenden Nächsten noch mehr böses zu erweisen. Ein Kuß war seine ganze Strafe. Wir fämen noch zu verschiedenen gleichen Begebenheiten. Einmal aber hohle uns in der Nacht ein Kerl mit einer Blendlaternen, nebst allen Sachen, aus dem Schranke. Kurz, wir wurden gesiehlein, an einen Juden verkaufft, und fämen noch dieselbe Nacht aus dieser Stadt. Der dienstfertige Israelite brachte uns bald an. Eine Hoffräulin saufte uns, diese Frau war gegen sich selbst gewissenhaft, ihrem Manne treu, und dennoch schön und wohl gewachsen. Sie trug uns nur ein paar Tage, und verschonnte uns dann an ihre Mühme, welche sie bei sich hatte, und die ihre Haushälterin verstellte. Sie hatte uns gewiß darum gelassen. Ich kan dir nicht beschreiben, lieber Bruder Schuh, wie fromm und eifrig diese Frau ihr Gebet verrichtete. Ich habe auch Lob von den Mägdchen gehört, ob diese gleich ihr völliges Gegenheil war. Da merkte ich, daß die Esterhaussen oft die Tugenden kennen und preisen, aber derselben Ausübung verabscheuen. So edel die Frau Hoffräulin gehnnt war, so niedrig brachte die Jungfer Mühme. Ihr Gehirn war allein voller Nachteuerger, Ohrgelegen, schöne Bänder, schöne Kleider, Gold und Silber, und am meisten voller Büchler. Wenn die Frau Besuch gab, vergaß sie ihre Zeit am Fenster, oder las die ihr unschätzbarren Bücher, von denen sie die schöne Torelerin am meisten anspies. Endlich gab sie uns einer Frau, welche ihr ein niedliches Brüderchen brachte, und ich möchte wissen, was sie vorgegeben, nachdem uns ihre Frau vermischt hat. Eifrig war sie, aber gar nicht flug. Diese Frau lieb uns nur ihren Kosigängerinnen, deren sie eine große Menge den sich hatte. Bald besuchten uns geprägte Herren, bald Leute mit einem Zeichen am Hutze, bald Lippas, bald Handwerkspursche. Meine neue Jungfer hatte vor alle eine gleiche Liebe. Ein Herrdieneter war ihr vorzüglichster Liebhaber. Er führte davor seine Schöne in die Oper. Sie hatte sich recht schön ausgeputzt, und saß zwischen zwei artigen Mägdchen, diese glänzte in Schuhn. Der eine erzählte mir, daß seine unvergleichliche Gebletherin nichts geringes wäre, und eine heftige Liebe zu dem einen Sänger hätte. Der andere sagte: daß seine vornehme Schön mit einem gewissen alten Herrn bekannt sei, der das Geld habe, und von der Galerie mit ihr liebäugelte. Nach der Oper wollte meine Jungfer mit ihren Liebhaber nach Hause eilen. Es hatte er schrecklich geregnet, der Weg war sehr weich, und die liebe Jungfer mußte uns wegen des Gedränges stießen lassen, und in ihren weißen Strümpfchen nach Hause gehen. Ein Käufer sah uns den dem Schein seiner Fackel schimmern, er zog uns hurtig aus den nassen Umhänben, wischte uns in sein Schnupftuch, und schenkte uns zu Hause dem Bettmensche. Aber wie erschrak ich, als diese Magd einige Tage darauf das Bett meiner gewesenen Gebletherin, der Cammerjungfer Lorchen, bettete, und ich sie selbst erblickte. Bruder, ist unser Seyn nicht ein recht wunderlicher Wechsel? Dieses Mensch nun hatte durch Vermittelung des jungen Herrn ihren Liebsten von Soldaten los gemacht, welcher gegenwärtige Schenke pachtete und diese unvergleichliche Jungfer, das Bettmensch, herabsetzte, welches nun die Frau Wirthin ist. Vor diesen

der „Allan“ in der Musik.



— Das, das, sag ich mir nur „sch nun“ geklärt. Diefen Reichsflicker ist, und Wauwauhne schreibt, und wir der berühmte kleine Zwischenstaat! Abschick, wasch, wenn ich oder Löwe der Zieger der müllende Höhle auf der freuden Blüthe und „Gaudi“ märe, so mäder ich wohl bei Blümchen steh!

461. Richard Wagner als Schuhflicker
Statuette aus dem „Vad“. 1877

trug sie uns, wenn Reisende hier schlafen mußten, und die sie selbst bediente. Da habe ich nun eine ziemliche Menge Reisende kennen lernen. Der Schuh und Schäfer aus dem Dorfe sind gleichfalls in meine Bekanntschaft gerathen, und da ich nun sehr abgetragen bin, werde ich nur des Abends angekleidet, wenn sie zu Bett geht. Heute ist ihr Mann verreist, und sie ist oben in der Stube bei einem Herrn, der diese Nacht da bleibt. Dieses weiß ich, weil sie meine Nachfolger ansiedte. So weit ist es nun mit mir gekommen. Mein Grad ist gewiß noch ein Jahrweg oder noch schlechterer Ort, wo ich bis auf das letzte Niemand vermorden soll.

Ein einziges Mal führt der Verfasser einen Verehrer in die Erzählung ein, der den Wunsch hegt, Pantoffel zu sein und von der Schönen getreten zu werden. Diese Wunsch-Symbolik habe ich auf Seite 307—314 näher besprochen. Große Namen waren da vertreten, und es war kein Anlaß, einen besonderen „Iomus“ daran zu konstruieren. — Betrachten wir nun weiter die Abbildungen. Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt der Kupfer von A. Bovse (Abbildung Nr. 443). Es ist das bekannte Interieur, das Bovse gewöhnlich zeigt: große Räume, kräftige Sitzgelegenheiten, schwere Decken, das solide Gardinenbett. Guter, gediegener holländischer Bürgerspeck. Madame werden schöne hochhackige Spangenschuhe anprobiert. Für den Hausgebrauch trägt sie Pantoffel. Eigentlich mehr Pantinen. Unter ihrem Rock sieht man den rechten stein. Aber die Schuhe passen nicht ordentlich und es entstellt sich ein Zwiegespräch voller Anspielungen. Der Geselle links demonstriert den wünschenswerten Maßstab. Dies alte Bild ist ein feines Dokument dafür, wie die Schuhe in der populären Auffassung zum Symbol werden, wie sie als absolutes Genus-Zeichen gelten. — Gillray verwertet in Abbildung Nr. 450 wieder das Strumpfband-Motiv. Die stattliche Nina, die im Wandgemälde von einem dünnen Hecht umworben wird, weiß, wie gewichtig sie aufzutreten vermag. Ihr liegt daran, daß es auch andre erfahren.

Die nächsten Bilder röhren bereits aus dem 19. Jahrhundert her. Ich glaube nicht, daß diese ungleiche Verteilung der Bilder auf die verschiedenen Seiten der Schwarzweißkunst ein bloßer Zufall des Sammelns ist. Es läßt sich auch nicht gut sagen, daß das Weib erst im 19. Jahrhundert so recht das solekte Spiel erlernt hätte, mit ihren Feilchen vor den Männern zu jonglieren. Ein anderer Umstand spielt vielleicht mit. Der Fuß des Weibes war in früheren Zeiten geheimnisvoller, ein richtiges Schamgefühl war auf ihm lokalisiert, sodaß seine Entblößung die Grenzen der Kotterie überschritt und fast unanständig wurde. Diese stärktere sexuelle Bewertung kann nur daher ihren Ursprung genommen haben, daß sich die Männer viel, viel allgemeiner als jetzt mit dem Frauenfuß in irgend einer Weise erotisch beschäftigten. Die Rückwirkung ist dann stets, daß die Frauen ein solches Lockmittel tar und dadurch losbar machen. In einem Falle der Menschheitsgeschichte hat sich diese Tendenz zu einem merkwürdigen Extrem ausgebildet, derart, daß die Bedeutung des Fußes fast die der Genitalregion überwuchert. Das ist: der Fuß der Chinesin. Davon, als einer Besonderheit, später. Doch läßt sich auch für Europa nachweisen, daß man früher auf halbem Wege zur chinesischen Auffassung war. Die Tracht verbarg damals die Füße ängstlich. Und kein Maler hätte sie bei einer belle et honnête dame dargestellt, so wenig wie die entblößte Genitalregion. Dies Verhältnis muß irgendwie mitgewirkt haben, und so erkläre ich es mir, daß die Darstellungen des kotterierenden Fußes erst in der leichten Zeit massenhaft werden, weil den



462. Der Halbschuh
Zeichnung von Bov



463. Der hohe Haden
Zeichnung von Bov

Fuß jetzt in der allgemeinen Auffassung nicht mehr ein ausgesprochenes Schamgefühl umschwebt. Brantôme berichtet z. B.: „In früheren Zeiten hatte ein schöner Fuß so viel Verführerisches (sportoit une telle lasciveté en soy), daß viele leusche römische Damen oder solche, die leusch scheinen wollten — und auch jetzt noch tun es in Nachahmung der alten Zeit viele andere in Italien — das größte Bedenken tragen, ihn wie das Gesicht, zu zeigen, und daß sie ihn, so sehr sie können, unter ihrem langen Kleid verbergen, damit man ihn nicht sehe; auch ist ihr Gang so zurückhaltend und gemessen, daß er nie unter dem Kleide hervor sichtbar wird.“ Und die Gräfin D'Aulnoy erzählt von den Spanierinnen des 17. Jahrhunderts: „Ihre Röcke sind vorn und an den Seiten so lang, daß sie stark schleppen, hinten aber schleppen sie niemals. Sie tragen sie bis auf die Erde reichend, aber sie wollen darauf treten, damit man ihre Füße nicht sehen könne, die derjenige Teil ihres Körpers sind, den sie am sorgfältigsten verbergen. Ich habe gehört, daß, nachdem eine Dame alle möglichen Gefälligkeiten für einen Herrn gehabt hat, sie ihm den endgültigen Beweis ihrer Zärtlichkeit gibt, indem sie ihm ihren Fuß zeigt; und dies nennt man hier die letzte Liebesgunst (la dernière faveur). Man muß auch gestehen, daß es nichts niedlicheres in seiner Art gibt; sie haben so kleine Füße, daß ihre Schuhe wie die unsrer Puppen sind: sie tragen Schuhe aus warmem Marroquin, das auf farbigem Taffet ausge schnitten ist, ohne Absatz und ebenso genau passend, wie ein Handschuh. Wenn sie gehen, scheint es, als ob sie schweben; in hundert Jahren würden wir Französinnen diese Art zu gehen nicht lernen; sie schließen die Elbogen an den Körper an und gehen, ohne die Füße zu heben, wie wenn man gleitet.“ Ein andermal besuchte die Gräfin D'Aulnoy eine vornehme Dame, die noch zu Bett lag.

„Sie bat mich um Erlaubnis aufzustehen, aber als es sich darum handelte, die Schuhe anzuziehen, ließ sie den Schlüssel ihres Zimmers abziehen und dieriegel vorschlieben. Ich erkundigte mich, warum sie sich derart verbarrikadierte, und sie erwiderte, daß sie wisse, daß spanische Edelleute mit mir seien, und daß sie lieber das Leben verlieren wollte, als daß diese ihre Füße gesehen hätten. Ich brach in ein Gelächter aus und bat sie, sie mir zu zeigen, da ich außer Betracht stände.“ Ein deutscher Autor faßte gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Beobachtungen folgendermaßen zusammen:

Je freigedriger die Spanierinnen mit der Ausbreitung der Schönheit des oberen Teils ihres Körpers waren, desto sorgfältiger verbargen sie die unteren Teile. Ehrbare Frauen hielten ihre Beine und Füße für so unvergleichlich und heilig, daß sie lieber das Leben verloren, als daß sie die einen oder die andern einer fremden Mannperson gezeigt hätten. Damit die Füße nie durch einen fühnen, spähenden Blick entweiht würden, so trugen die Spanierinnen so lange Kleider, daß ihre Füße beim Gehen immer bedekt waren, und bei dem Auskleiden aus Kut schen ließ man Falltüren herab, welche Füße und Beine unsichtbar machten. Außer der letzten Gunstbezeugung war keine so groß, als wenn eine Göttin dem Liebhaber ihre Füße zeigte. Die Füße und Beine der Königinnen waren so hochheilig, daß man ohne ein Verbrechen nicht einmal daran denken, wenigstens es nicht äußern durfte. Als die Prinzessin Maria Anna von Österreich als verlobte



464. Sonnenaufgang im Boudoir

Zeichnung von Kreitel aus dem Wiener „Caricaturen-Album.“ 1789

der RÄUHFÜSS.



465. Die Phisiognomie der unteren Extremitäten. aus dem Wiener „Gartentum-Album“. 1888

Beaut Philipp IV. nach Spanien kam, so mache man ihr unter andern in einer Stadt, wo eine Manufaktur von seidenen Strümpfen war, viele Paare der schönsten Damenstrümpfe zum Geschenk. Der Majordomo der königlichen Königin warf die Strümpfe voll Unwillen und mit den Worten zurück: Ihr sollt wissen, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben! Da die königliche Braut dieses hörte, fing sie bitterlich zu weinen an, und versicherte, daß sie nach Wien zurück wolle, und nie einen Fuß auf den spanischen Boden gesetzt haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß man ihr die Beine abschneiden werde. Man beruhigte die Prinzessin sehr leicht und erzählte ihre Angst bald nachher dem König, der nicht umhin konnte, zu lächeln: welches eins von den drei Malen war, wo er in seinem Leben lachte oder lächelte.

Dies beweist doch, daß dasjenige, was man heute Fußfetischismus nennt, damals ein allgemeiner Zug im Segualleben der höheren Schichten war; genau so, wie der sogenannte Masochismus zur Zeit des Minnetums zum allgemein anerkannten Wesen des Liebesspiels und der Umwerbung gehörte. Was die unteren Volkschichten angeht, so wissen wir von ihnen leider überall wenig, da sich die Chronisten kaum mit ihnen befassen. Es ist aber wohl eine allgemeine Regel, daß die unteren Schichten stets das Tun und Treiben der oberen nachzuhahmen oder, soweit es in ihren Kräften steht, mitzutun pflegen.

Die Zeichner stellen das wirkliche Leben ihres Milieus dar. Sie können nicht anders; sie müssten denn sonst nach historischen Studien versuchen, ein früheres Milieu zu rekonstruieren. Wenn zu irgend einer Zeit die Frauen ihre Füße verbergen, so wird sie auch der Maler nicht zeigen. Zeigt er sie aber, so wäre sein Kunstwerk im Sinne der Zeit obsolet; genau wie es ein obsoleter Alt wäre, wenn die Frau der betreffenden Zeit ihren Fuß zeigt. Dies obsolete „Zeigen“ von solchen Körperteilen, auf denen sich zufälliger Weise ein besonderes Schamgefühl lokalisiert hat, nennt man wissenschaftlich „Exhibition“. Gegen den Ausdruck dürfte nichts einzuwenden sein. Doch wird er gewöhnlich zu eng gefasst. Heute, unter uns, wird niemand sagen, daß eine Frau ihren Fuß „exhibiert“; aber viele werden von einer Exhibition des Busens oder der Achselhöhle reden. „In der Ethnologie“ sagt Stoll, „reicht man mit dieser engen Fassung des Begriffes nicht aus, sondern hier sind eine Reihe von Momenten zu berücksichtigen, die in einem Falle eine und dieselbe Handlung zum Exhibitionismus stempeln können, in einem andern dagegen nicht. Das ganze kulturelle Milieu und die Anschauungen über sexuelle Moral der einzelnen ethnischen Provinzen sind hierfür ausschlaggebend. Ein Geisteskranker unserer Gegenden, der sich mit heraushängendem Penis ans Fenster stellt, um die Aufmerksamkeit vorübergehender Frauenspersonen auf sich zu ziehen, ein italienischer Arbeiter, der, wie es bei uns (in der Schweiz) gar nicht selten vorkommt, seinem nur mangelhaft befriedigten Gattungstrieb dadurch Lust macht, daß er, wo er es unbeobachtet von der Polizei tun kann, vor vorübergehenden Mädchen oder Frauen seinen Penis entblößt und damit onanistische Manipulationen vornimmt, treibt „Exhibition“, der Neger der Mosambique-Küste dagegen, der zu Kindschotten's Zeiten keine



466. Die Füßchen
Zeichnung von R. Kür. 1885

andere Schambedeckung trug, als ein um den Penis



Der Amateur. Farbige Lithographie nach einem Gemälde von L. Delouche. Um 1855

gebundenes Bändchen, wirkte auf das weibliche Publikum seiner Heimat durchaus nicht exhibitionistisch, da diese von Jugend auf an diesen Anblick gewöhnt war. Die Insassen europäischer Bordelle, die ihre Brüste in weit ausgeschnittener Robe den Besuchern zur Schau stellen, treiben Exhibition, die Mädchen zahlreicher Stämme tropischer Länder, die ihren ganzen Oberkörper vollkommen unverhüllt tragen, dagegen nicht. Die Tänzerin unserer europäischen Ballette, die bei ihren Evolutionen vor dem Opernglas alltäglicher Theater-Habitués ihre Beine hochhebt und auf Momente aus der Wolke von Gaze den Ansatz ihrer Oberschenkel, wenn auch verhüllt, zeigt, treibt eine wenigstens simulierte Exhibition, die eingeborene Frau der Gazellehalbinsel auf Neu-Pommern, die völlig nackt und selbst mit epiliertem Schamhaar auf den Markt kommt, jedoch nicht. In den Ländern strengster, muhammedanischer Observanz würde eine Frau, die ohne Gesichtsschleier auf der Straße sich zeigte, in den Augen ihrer männlichen Landsleute Exhibition begehen, wie dies bei den ägyptischen Tänzerinnen tatsächlich der Fall ist, und ganz vom gleichen Gesichtspunkt aus wird auch bei uns gelegentlich ein eifersüchtiger Bedeutigungen seiner Braut die Teilnahme an einem Maskenball verbieten, wenn ihm das von ihr gewählte Kostüm aus dem Grunde mißfällt, daß ihm der Rock zu kurz, Arme und Brust zu stark entblößt erscheinen. Je nach den Sitten und Anschauungen der einzelnen Völker kommen aber für den Begriff der Exhibition nicht nur die direkt am Geschlechtsleben beteiligten Körpergegenden, sondern gelegentlich auch solche in Betracht, die bei uns in dieser Hinsicht absolut indifferent sind."

Ich teile die Abbildungen nach dem Nebenmotiv ein, das den scheinbaren Anlaß zur Darstellung gibt. Im ungewöhnlicher das Nebenmotiv ist, um so höher steht das Bild künstlerisch. Da ist zum Beispiel die Witwe (Abbildung Nr. 488), eben vom Kirchhof zurück. Bläß und verweint sieht sie vor dem Kamin und starrt in die Weite. Was mag sie denken? Sintt sie dem Glück der Ehe noch oder dem, was ihr in dieser Ehe versagt war? Wir erkennen nur, was sie gedacht hat, als sie die letzten Trauerstrümpfe und -schuhe anzog, die sie jetzt mit unwillkürlicher Grazie dem Besucher zeigt. — Den absoluten Tiefton des Künstlerischen bedeuten dagegen die Abbildungen Nr. 485 und 486, die auf jedes Nebenmotiv verzichten. Es sind bloß Füße. Stich:

Bucht-Arndt, Weiterbericht



467. Laufstiefelsetten. Varieté Drola. 1910



468. Schweizer Ansichtskarte. 1909

65



469. Portspiel zum Auslegen des Neyses. Gemälde von A. Legout. 1885. Braun & So.

worte zur Erweckung von Ideenassoziationen. Diese Ansichtskarten, die die Straße seihält, sind wie ein großes Wort aus der erotischen Schäre, das einem im Vorübergehen ins Ohr fällt. Ohne Kunst, ohne Witz, jedes geistigen Zierat's bar.

Dazwischen rangieren die anderen Bilder. Der olle Schuster (Abbildung Nr. 452) hält vor dem niedlichen Fuß verlegen im Maßzeichnen inne und hängt an ihren Lippen, ohne zu farpirien, was sie sagt. Der Mutter im Hintergrunde entgeht die Regung nicht; sie wird gleich intervenieren. — Das Hochrad bei bald nach seinem Aufstossen den Zeichnern einen willkom-

menen Stoff, schöne Beine in ganzen Serien vorzuführen (Abbildung Nr. 453). Man glaube aber nicht, daß man jemals solche Radlerinnen in der Öffentlichkeit hätte sehen können. Das Motiv ging hier gerade so ins Phantastische wie beim Bloomerismus. — Der Windstoß ist stets den Männeraugen gefällig (Abbildung Nr. 456 und 484). Die Kamera des Momentphotographen hat uns oft bewiesen, daß die Geselligkeit nicht nur im Zeichenstift wohnt. — Die Schaukel ist eine der ältesten Volksvergnügungen. In der Kunst der galanten Zeit mußte sie fast für eine Massenproduktion herhalten. Darf man ihr deshalb gram sein, wenn sie Fragonards einzige Escarpolette hervorbringen half? Das 19. Jahrhundert hat diesem Gemälde nichts entfernt Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Immerhin: als Plakat ist A. Barrière's „In Rüschen“ ein Schlager, echt pariserisch und in Chéret's Geist der komplementär grellen Farbe getaucht (vgl. die farbige Beilage). — Die Watten dehnen sich bei Lejeune (Abbildung Nr. 469), die Tide flutet eben rückwärts, und alle Priele werden sichtbar. Krabbenfang, Wattenlaufen. Noch immer beliebt. Aber vor dreißig Jahren war's eine Epidemie in der Kunst. Das „Vorspiel zum Auslegen des Nehes“ war ein neuentdecktes Nebenmotiv für das ewige Hauptmotiv: die Schönheit des Fußes. — Der moderne Amerikaner (vgl. farbige Beilage „Der Kopfsprung“) gibt sich kinematographisch. Den Bruchteil einer Sekunde erhascht er und zeigt uns, daß dort drüber das Schamgefühl sich bereits wieder stärker auf die untere Extremität konzentriert hat. Die Dame trägt Strümpfe auch beim Schwimmen. Und daß sie auch sonst sehr stark bekleidet ist, könnten wir aus dem Stückchen Haltenanfang in der Kniegegend ahnen, wenn wir nicht längst aus den Zeitungen wüßten, daß die Amerikanerin im Seebad „mit dreifachem Grz gepanzen“ erscheint. — „Die Einfädelung“ der Angelegenheit will dem ältilchen Selabon nicht mehr recht gelingen (Abbildung Nr. 455). Der schnurrende Kater aber deutet an, was zu diesem kurzsichtigen Versuch verführte. — Sellen ist das Motiv der Kuhpockenimpfung am Bein (Abbildung Nr. 457). Der Zeichnung waren die Worte beigegeben: „Wissen Sie, Doktor, es ist doch gut, daß ich mich nicht am Arm impfen lasse... die häßliche Narbe... und dann findet mein Mann, ich hätte ein schönes Bein! — Ja, hat er's denn noch nie gesehen? — Bewahre, in seinem ganzen Leben nicht!“ Ein Hieb auf die vornehme Ehe von anno 1870.

Der Tanz (Abbildung Nr. 478), der Eiffelturm (Abbildung Nr. 473), der energische Fußstoß (Abbildungen Nr. 471 und 472) und endlich das moderne Schaufenster (Abbildung Nr. 479, von A. Guillaume) mit seinen Gießerpuppen oder Männelens (Mannequins), wie man jetzt auf deutsch-französisch sagt, sind weitere Anlässe für den Karikaturisten. Mit dem mehr oder weniger simplen „Aufzeigen“ des Objekts begnügen sich die Urheber der Abbildungen Nr. 437, 459, 467, 468, 470, 474, 482. Ebenso Maurin in der kolossalisch vortrefflichen „Dame mit dem Kater“ (vgl. große farbige Beilage).

Wie die Beine auf der modernen Coupletbühne angeblichst werden, dafür zwei Beispiele. Das erste stammt aus dem „Posaunenengel“, für den



470. Das Bein. Barrière Photo. 1910

Jean Kren und Alfred Schönsfeld verantwortlich gezeichnet
haben:



471. Karnevalssang
Zeichnung von Desortis

Das Schönste meines Veneten,
die Bimmel-Bammel-Veneten.
Die Bimmel-Bammel-Veneten usw.
Doch Veneten war nicht treu — o Schreck —
Mein Veneten eines Tages war weg.
Ich such' in meiner Herzensqual

Das zweite ist von F. W. Hardt, die Musik dazu von W. Kollo:

Jüngst sprach zu mir mal eine alte Tante:
Du, Wädel, hörte mal vernünftig zu,
ich rate dir im Guten als Verwandte,
lass bloß die Männer jederzeit in Auh.
Die faulen Körpe wollen bloß pouffieren
Und die Sicherung hast du dann zulegt.
Da rief ich aus: Ich lass mich nicht verführen,



472. Abfertigung
Aus dem Album „La vie fin de siècle“

Als neulich ich zum Tanze ging,
mein armes Herz gleich Feuer fing,
ein Mädchen lernte kennen ich,
es nannte einfach Veneten sich.
Die Taille war so stramm und prall,
ich glaubte stets, bald gib' s 'n Knall;
doch's Schönste war bei Veneten
die Bimmel-Bammel-Veneten.
Die Bimmel-Bammel-Veneten
gefall'n mit fehr bei meinem Veneten,
wenn sie so tanzt und's Rädchen kriegt,
ein jeder gleich 'n Kappel kriegt.

Bald ging ich oft mit ihr zum Tanz,
mich reizte ihre Eleganz,
wenn sie an meiner Seite schwob
und so grajös das Rädchen hob;
die Küscheln, Spangen zart und fein,
die hüllten ach! gar züchtig ein

den Schag in jedem Tanzlokal.
Ach, wie ich auch blickt' umher,
die Veneten fand ich nicht mehr.
Nun träum ich stets vom Veneten
und ihren Bimmel-Bammel-Veneten.
Die Bimmel-Bammel-Veneten usw.

von mir wird jeder Mann doch nur versetzt.
Und trocken laufen freud und quer
doch stets die Männer hinterher.
Mir hat ja die Natur verliehn
Die besten Beene von Berlin:
Nach meine Beene ist ja ganz Berlin verrückt,
mit meine Beene hab ich manches Herz geknifft,
und gieb' ich meine Beene voller Intelligenz,
dann schlag' ich aus dem Felde jede Konkurrenz.

Im Lunapark besah ich mir das Neuste,
ein Herr, der führte mich in'n Wadeltopp,
da wurde mir der Kopf ziemlich breit,
drum gab ich ihm 'ne Schelle an den Kopf.
Er war nich böös und ging mit mir souffieren,
doch unterm Tisch, auf denen Sie sich bloß,
wollt er mit meine Beene gleich pouffieren,
das Telegrapheen ohne Draht ging los.
Und voller Wut schrie ic wie toll:
Bei Ihnen, Mensch, da pikt et woll,
Sie haben woll 'n Tilitili.
Da sagte er: Ich bitte Sie:
Nach Ihre Beene ist doch ganz Berlin verrückt,
mit Ihre Beene hab'n Sie mir mein Herz geknifft.
Ich sagte ganz gelassen zu dem Bissewitz:
Mit meine Beene machen Sie die Dinger nicht.



473. Die Aussicht vom Eiffelturm. Zeichnung von A. Wille. 1871

Studenten, Leutnants und auch Assessoren
die wusen stets nach meine Beene hin,
selbst mein Kapellmeister sagt unverstört:
In deine Beene liegt Muße drin.
Wenn meinen Schritt ich mal zum Zoo hintente,
drückt voller Freude laut der Gesang,
selbst alle Äste machen gleich Mertente,
sie winken durch das Gitter mit der Hand.

Das ist ja alles recht scherhaft. Welcher Sturm der Gefühle sich aber im Ernstfalle erheben kann, hat G. Merzbach einmal beobachtet (Medizinische Handbibliothek, Bd. 17):

Wir hatten einmal Gelegenheit, älter Zuschauer eines solchen seelisch-sillichen Liebesspiels zu sein. Es war in einem Kaffeehaus der Berliner Postage, wo einer elegant chaussierten und velleideten Demimondeine ein vornehm aussehender, nicht mehr junger Herr gegenüberstand, der mit weit geöffneten Augen und mit gerötetem Gesicht auf den leicht sich bewegenden Stiefel der ihm gegenüber stehenden Kolotte starzte. Diese war sich der Situation natürlich verlaufen bewußt und manövrierte sehr geschickt, um bald zu gewähren, bald zu versagen.

Und neulich blieb ich lachend stehn,
der hätten Sie mal sollen sehn,
es kam sofort der Wärter ran,
und wütend schrie der alte Mann:
Nach Ihre Beene ist ja ganz Berlin verrückt,
die Affenherzen sind total gefrucht,
drauf habe ich erwildert voller Seelenruh:
Sie older Kulaisch, legen Sie Ihr Herz doch zu.

Wir vermochten bei diesem geräume Zeit währenden Geplänkel alle Leidenschaften auf dem Gesichte des Fetischisten zu lesen. Bitten, jährlisches Flehen, Enttäuschung, Verwurf, Erregung und selbst Zorn, sodass wir das Gefühl hatten, jeden Augenblick müsse der stumme Liebhaber an den Tisch des Mädchens stürzen und irgend etwas ihn Bloßstellendes oder Gewaltstötiges unternehmen. Wir hatten den schweren Eindruck, dass sich der Mann neben uns in einem Zustande der Erregtheit befand, die ihn alles um sich herum vergessen ließ und ihn völlig im Banne des von den anderen Gästen wohl kaum bemerkten Damensusses gesesselt hielt.

* * *

Der Fuß der Chinesin. Hierauf wies ich schon hin, als von den Füßen der Spanierinnen die Rede war. In bezug auf Lokalisierung des Schamgefühls oder richtiger gesagt: als allgemein übliches Anbetungsobjekt für Männer, ist der Fuß der Chinesin keine isolierte Erscheinung im Völkerleben. Er ist es nur durch seine körperliche Deformierung. Psychologisch finden sich auch anderwärts noch vollemäigige Übergänge zur höchsten Fetischstufe. P. Jacobs berichtet z. B. aus dem östlichen Russland: „In warmen Nächten oder heißen Tagen kann man diese Frauen mit bloßen Brüsten oder selbst ganz nackt ohne Schen sich bewegen sehen, aber man wird sie nie barfuß sehen, und kein männlicher Verwandter, der Ehemann ausgenommen, wird je die Füße und den unteren Teil der Beine der Weiber im Hause zu Gesicht bekommen. Diese Frauen haben ihr Schamgefühl in den Füßen und auch ihrer Koffertröte. Den Fuß einer Frau aufzuschmuntern, ist für den Mann eine Lusthandlung, und die Verührung mit den Binden verursacht dieselbe Empfindung wie die mit einem noch vom Fraueneib warmen Korsett für den Europäer. Die Schönheit des Weibes, soweit sie den Mann anzieht und erregt, liegt in ihrem Fuß; in den mordwinischen Liebesgesängen, die die Schönheit des Weibes preisen, findet sich vielerlei über ihren Fuß, besonders das gestickte Hemd, aber rücksichtlich der persönlichen Reize begnügt sich der Volkspoet damit, festzustellen, daß ihre Füße schön sind“, womit alles gesagt ist. Das junge Weib der Zentralprovinzen zieht Sonntags große wollene Strümpfe an, die das ganze Bein hinaufreichen und dann wieder über das Knie zurückgeschlagen werden. Die Füße einer Person des anderen Geschlechts gegenüber aufzudecken, gilt als ein sexueller Akt und ist zum Symbol sexueller Besitznahme geworden, so dass der Strumpf oder die Fußbekleidung ebenso ein eheliches Emblem wurde, wie später der Ring. Wladimir der Große warb um die Tochter des Prinzen Avgvold; da Wladimirs Mutter eine Leib eigene gewesen war, so entgegnete die Prinzessin mit Stolz, dass sie nicht die Füße des Slaven aufdecken wolle. Gegenwärtig noch gibt es in Ostrußland einen traditionellen Verb, den junge Mädchen



474. Am Kamin. Zeichnung von D. Gerbault. 1902



475. Die Dubarry: „Tiers, la France ramasse ma pantoufle!“ Historische Scene von N. Winette. 1817.

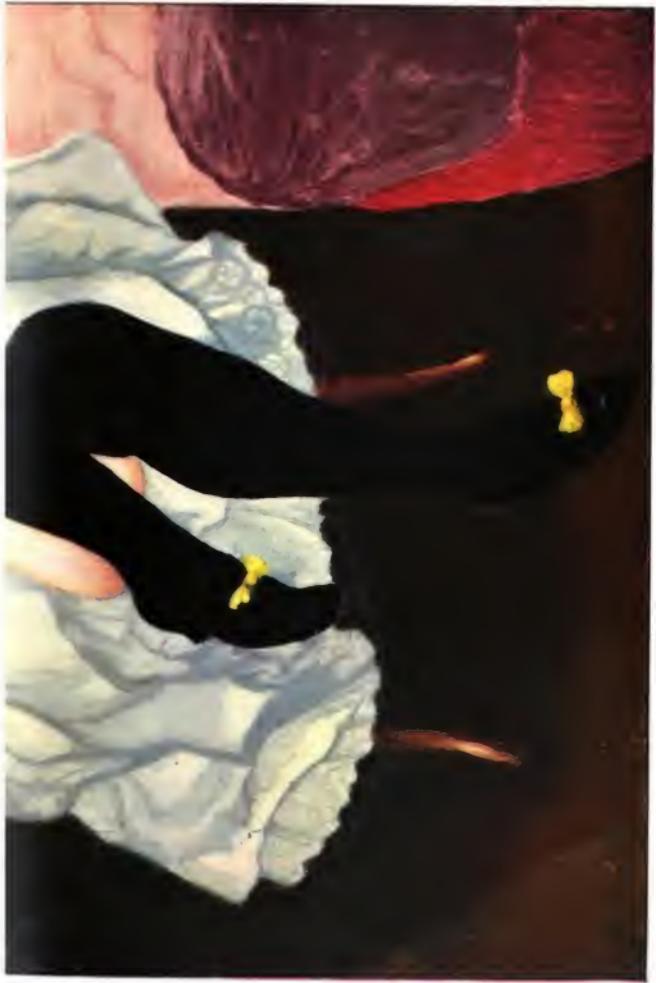
singen, wenn sie versuchen, ihren künftigen Gatten auszutragen: „Komm und zieh meine Strümpfe aus!“ Bei den Völkerschaften im Norden und Osten muß dies die Braut manchmal in der Hochzeitsnacht für den Mann tun, manchmal wieder der Bräutigam für das Weib, nicht im Sinne eines Liebesbeweises, sondern einer ehelichen Zeremonie. In den bürgerlichen Klassen und beim Kleinadel in Russland stecken die Eltern bei der Hochzeit Geld in die Strümpfe der Kinder als Geschenk für den anderen Partner, indem angenommen wird, daß beide gegenseitig einander die Strümpfe ausziehen zum Zeichen der sexuellen Besitznahme.“



476. Le petit Trottin
Varisee Knoblauchte

die Sache den chinesischen Annalen zufolge damals schon lange bestand. Aus dieser „Unstimmigkeit“ läßt sich schließen, daß damals erst die ganz vornehmen Frauen solche Füße hatten; fremde Reisende bekommen eben, wie ich schon auf Seite 69 bemerkte, die erotisch am höchsten eingeschätzten Frauentypen gar nicht zu Gesicht. Über den Zweck der Verkrüppelung herrscht früher die größte Unklarheit. Daß die Füße für unsren Geschmack nicht schön sind, sondern eher abstoßend, braucht nicht besonders betont zu werden. Ebenso wenig aber dürfen wir begreifen, daß die chinesischen Männer sie schön finden. Über den ästhetischen Geschmack verschiedener Länder und Rassen läßt sich nicht streiten (siehe hierüber Kapitel I). Das Geheimnis wird aber vielleicht durch einige andre Angaben gelüftet. Morache gibt an, die Veränderung der Füße rufe als eine Art von Kompen-sation am mons Veneris der Frauen eine größere Feitentwicklung hervor; ebenso an den Scham-lippen. Das würde besagen, es entstehe eine üppige und schöne Form der Genitalien, die ja ganz von der Masse des vorhandenen Fettgewebes abhängig ist. Es wird ferner behauptet, durch vermehrten Blutzfluß infolge der körperlich erzwungenen Nutztfertigkeit sei die Libido überhaupt gesteigert. M. v. Braudt meint, die Beckenteile würden breiter und die Geburten leichter. Evidich schreibt Matignon in den *Archives d'Anthropologie criminelle* von 1898: „Meine Aufmerksamkeit auf diese Dinge wurde durch die große Menge pornographischer Bilder, die die Chinesen außerordentlich interessieren, erregt. Auf allen diesen lasciven Darstellungen sehen wir den männlichen Partner den weiblichen Fuß liebkosen. Wenn ein Bewohner des himmlischen Reiches einen Frauenfuß in die Hand nimmt, besonders wenn er sehr klein ist, so ist der dadurch ausgelöste Effekt der selbe, wie beim Europäer die Palpation eines jungen, frischen Busens. Alle Chinesen, die ich darüber befragte, antworteten einstimmig: Ach, ein kleiner Fuß! Ihr Europäer könnt nicht verstehen, wie wunderbar, wie reizend er ist!“ Die Berührung mit einem kleinen Fuß erregt beim Manne einen ganz außerordentlich starken Grad von Lustgefühl. Nicht selten flagen sich die chinesischen Christen in der Beichte an, daß sie beim Anblick von Frauenfüßen schlimme Gedanken bekommen haben.“





Die Dame mit dem Fächer
Barthélémy van Stauren. 1910

Wir kommen nun vom Fuß zur Fußbekleidung. Wenn nicht besondere Umstände vorwalten, wird der Fuß stets eine größere Reizquelle sein, als der Schuh. Schon aus dem Grunde, weil der lebende Fuß von der ganzen Person nicht räumlich getrennt werden kann; wohl aber der Schuh. Hier muß ich allerdings eine Anmerkung machen. Es ist in der zivilisierten Kultur sehr häufig, daß der Fuß im Stiefel mehr reizt, als nackt. Möglicherweise weil er durch das Tragen zu enger Stiefel Ballen und Hühneraugen und übereinander geschoene Zehen bekommen hat, also verunstaltet und häßlich und daher reizlos geworden ist. Die meisten Frauen wissen das sehr gut; und so sehr sie geneigt sind, mit dem trügerisch kleinen Stiefelchen zu toskettieren, so sehr scheuen sie das Tageslicht, so bald Gelegenheit ist, den bloßen Fuß zu zeigen. Im Familienbad pflegen ihnen Badepantoffeln willkommen zu sein, und wenn sie am Strand lagern, vergraben sie scheinbar zufällig die Fußspitzen im Sand. Die Enttäuschung der Entkleidung (vgl. Seite 46–48) ist niemals größer, als beim Fuß; und nicht zum kleineren Teil ist hierauf der Ursprung zurückzuführen, daß die Frauen innerhalb des Bereichs der europäischen arts amandi — die Strümpfe anzuhalten. Man weiß, wie heftig Nacktkulturschwärmer und ähnliche Naturfetisierer diese „Modestothetik“ tadeln. Aber schließlich müssen es die Frauen selber empfinden, wo für sie der größere Gewinn an „Emanation“ liegt: im kleinen Stiefel, den man dauernd zeigt, oder im natürlich geformten Fuß, der nur selten Gegenstand der Aufmerksamkeit und noch seltener Gegenstand einer besonderen Vorliebe ist.

Abgesehen aber von dieser Verschiebung des Bildes reizt gemeinhin der Teil selber mehr als seine Bekleidung. Aus der wissenschaftlichen Kafuitik geht klar hervor, daß auch für den sogen. Masochisten die Verehrung des Schuhs nur eine Vorstufe zur Verehrung des Fußes ist. Es ist dabei von „latviertern Masochismus“ gesprochen worden; eine ganz unnötige und verzwickte Bezeichnung, da die Stufenfolge dieser Zusammenhänge eine ganz natürliche Sache ist. Stiefel und Fuß sind hier nicht nur Genus, sondern auch Individualzeichen, da die Tendenz auf eine bestimmte Person geht.

Anders verhält es sich bei dem eigentlichen „Schuhfetischisten“, dem der bloße Fuß gleichgiltig ist. Für diesen ist das Geschlecht der stiefeltragenden Person das Wesentliche, das Individuum selber nebensächlich. Sein Fetisch ist ein reines Genuszeichen. Ich kann nicht umhin, eine derartige, ganz individuenlose, auf den isolierten Schuh als letztes Ziel beschränkte Neigung sehr einseitig zu finden; vorausgesetzt, daß sonst keinerlei Drang oder Fähigkeit zum Weibe besteht. Es ist nichts davon bekannt, daß es zu der-



477. Aus der Hundeperspektive. Amerikanische Zeichnung von B. Goldw.

Digitized by Google

artigen Partnern passende Komplementäranlagen bei einem Weibe gäbe. Und dieser Umstand dürfte doch letzten Endes ausschlaggebend sein, wenn es sich um die Grenzbestimmung der normalen Variationsbreite handelt. Indessen sind solche extreme Fälle nur in ganz geringer Anzahl berichtet worden und, wie mir scheint, unter nicht hinreichend langer Beobachtungsfrist.

Man hat gesagt, dieser streng ausgeprägte Schuhfetischismus sei eine kulturelle Entartung, da ja in früheren Zeiten das Fetischobjekt gar nicht vorhanden gewesen sei. Darauf ist zu erwidern, daß der Sexualtrieb des Mannes auf alle weiblichen Genuszeichen schlechthin gerichtet ist. Also ist es durchaus nicht verwunderlich, daß er sich auf ein neues Genuszeichen miterstreckt, das aus Gründen des Klimas oder der Mode erst entstanden ist. Genau so gibt es bei anders gekleideten oder primitiven Rassen Genuszeichen, die der Europäer nicht kennt und die daher ohne Wirkung auf ihn bleiben. In allen modernen Novellen ist von dem Rauschen des seidenen Unterröcks und seiner Wirkung als Genuszeichen die Rede. Der Rauschrock ist aber viel später entstanden, als der Siefel. Warum denken die Herren Drauflosbehaupter nicht ein wenig weiter und fragen auch die tiefste Faszination der kulturellen Entartung an? Vor einem Glasfächchen im ethnologischen Museum steht der Europäer und betrachtet gleichgültigen Auges einen vertrockneten Grasbüschel; während der Eingeborene des betreffenden Landes, der den Büschel als weiblichen Hüftschwanz erkennt, wahrscheinlich die Wirkung des Genuszeichens empfinden wird. Also: der Genuszeichen sind unzählige, sie wechseln nach Zeit und Ort, und die Emanation, die von ihnen ausgeht, liegt nicht im leblosen Objekt, sondern hat ihre Ursache in der beständigen geschlechtlichen Faszinationsbedürftigkeit des Mannes.



478. Moderne Tanzfigur. Fotografie von Leo Rauch. 1911

Weil die Zahl der möglichen Genuszeichen unendlich groß ist, läßt sich gar nicht voraussagen, was für ein Objekt in einem bestimmten Fall diese Eigenschaft erlangen kann. Ich muß es mir daher auch versagen, an dieser Stelle eine annähernd vollständige Versprechung auch nur der gebräuchlichsten Genuszeichen zu geben. Die Pathologie teilt das Gebiet etwa folgendermaßen ein. Erstens Körperteile: Nase, Hand, Fuß; auch Auge, Mund, Ohr; weiße Haut; Kopfhaar, Zöpfe. Busen und Gesäß gelten mit Einschränkung als „normaler Fetisch“. Zweitens Kleidungsstücke: Schleppe, Korsett, Schürze, Unterröck, Taschen-



479. Das Schaufenster. Zeichnung von A. Guillaume. Braun, Clement & Cie.

tuch, Schuh, Stiefel. Drittens Stoffe: Pelz, Samt, Seide, Leder. Diese Liste ist lächerlich winzig und beweist die Weltfremdheit und Menschenunkenntnis der Kraft-Ebinger, die mühselig ein so dürftiges Material zusammenlaubten und dann wöhnten, die Welt über ihre Geisteskrankheit belehren zu können. Eine der stärksten Stützen der Lehre vom pathologischen Fetischismus ist ein merkwürdiger Fall, den Moll mitgeteilt hat. Es handelt sich um einen dreißigjährigen Mann, eine feinfühlige empfindsame Persönlichkeit, von jeho Blumenfreund und geneigt, Blumen zu beriechen und an die Lippen zu führen. Bei diesem Manne wurde festgestellt, daß sich seine ganze Erotik auf

66*



480. Handango. Zeichnung von Pesch

beiden passten in ihrer körperlich-erotischen Konstellation nicht zueinander. Sie lernten sich jedenfalls „näher“ kennen, was in unendlich vielen Fällen eine erotisch Entfremdung herbeizuführen pflegt. Und da verschwand der Rosenfetischismus „dauernd und plötzlich“. Was will man mehr und wie kann man einen so einfachen Zusammenhang verlernen? Das ist mit unsäglich.

Ein andres Beispiel, um den Begriff des pathologischen Fetischismus neben dem meinigen vom „physiologischen Genuszeichen“ auf Echtheit zu prüfen. Ich sprach am Ende des XI. Kapitels davon, daß es Männer gebe (kleine Homosexuellen!), die einen unabwendlichen Drang in sich fühlen, sich als Weib zu kostümieren und womöglich in Weiberkleidern zu leben. Ich habe Anfang 1908 in der genannten Abhandlung (vgl. Seite 455) meine Untersuchungen hierüber folgendermaßen zusammengefaßt: „Lange vor der Pubertät regt sich im Knaben ein außergewöhnliches

Rosenkonzertierte. Wo er konnte, laufte er Rosen, fühlte sie, ging mit ihnen zu Bett usw. Seine Schlaf- und Wachträume drehten sich um Rosen. Er träumte von ihrem Duft, sah sie in märchenhafter Pracht aufgeblüht und verging von Entzücken. Pathologisch, nicht wahr? Und „lebloses Objekt“ als „fetisch, nicht wahr? Aber bitte, wie war denn der Fall des Genauer: dieser Mann hatte mit 21 Jahren eine junge Dame kennen und lieben gelernt, die an ihrem Jackett einige große Rosen befestigt hatte. Er war offenbar schüchterner Natur und liebte bloß „platonisch“. Das kennt man. Die Platoniter sind alle daheim unplatonic. Die Erinnerung an die Rosen, die auf ihn, vielleicht weil sie an einem schönen Buſen stanen, einen besonderen Eindruck gemacht hatten, diese Erinnerung half ihn berauschen. So wurden hier Rosen auf die einfachste Art von der Welt zum Genuszeichen. Es kommt aber noch deutlicher. Die Rosen waren ja auch gleichzeitig Individualzeichen. Der junge Mann verlobte sich also heimlich mit der Rosendame, und „die immer nur platonisch gebliebenen Beziehungen ersetzten“. Was heißt das? Die



Der Kopfsprung

Anonyme moderne amerikanische Lithographie
(Verlag Grauert & Zint, Berlin)

Interesse an der Mädchenkleidung, das er in seiner Eigenart als Geheimnis vor dritten Personen hütet; ein Beweis für die originär erotische Qualität des Gefühls, das, wie es zu geben pflegt, erst später als solches bewußt wird. In der Regel macht der Knabe, wenn er allein ist, mit den Kleidungsstücken der Schwester die ersten Kostümversuche; er probiert ihre Stiefeln an, zieht ihr Hemd über, bindet ihre Schürze um oder setzt ihren Hut auf. Nicht selten übertrahlt ihn bei diesen einsamen Versuchen zu seiner Verstärkung die erste Ejakulation. Weiterhin gesellt sich dann der Drang, ein schön gefleidetes Mädchen zu umarmen, zu dem Drang, selber in den Kleidern dieses Mädchens zu stecken. Die Entwicklung variiert nun ungemein. Einige schwelgen in oft wiederholten Maskierungen und in der Beschaffung einer reich gewählten Damengarderobe; sie sind physisch impotent, wenn sie nicht kostümiert bleiben können, oder wenn sie nicht wenigstens die Ohrringe anbeln oder nicht vorher in Modejournals blättern. Einige verfallen selundär darauf, daß zu ihrer Eigenart ein viriles Weib oder gar ein Mann das gehörige Komplement abgeben müßte. Alle aber leiden an Niedergeschlagenheit, wenn das Leben ihrem Kostümdrang unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt; glücklich oder geistig und sexuell befriedigt sind sie nur, wenn sie ihrem Drange, der verschieden starke aufweist, nachleben können. In Frauenkleidern nehmen sich diese Männer meist linkisch aus, ja grotesk, besonders wenn ihr ausgesprochen männlicher Typus, ihr wilder Bartwuchs und eine formidable Bassstimme ihr Gewand lägen strafen. Indessen machten sich einige so manierlich, daß ich mit ihnen, ohne Aufsehen zu erregen, auf der Straße spazieren konnte."

Die von mir bearbeitete Kasuistik über normalgeschlechtliche „Kostümleute“ überließ ich dann M. Hirschfeld und zog meinen Namen aus dem projektierten gemeinschaftlichen Werk (von A. Kind und M. Hirschfeld) zurück, da die Differenz in der wissenschaftlichen Auffassung evident war. Es ist bemerkenswert, wie verzweifelt sich Hirschfeld in dem 1910 vollendeten Buch (Die Transvestiten) mit dem Begriff des Fetischismus herumschlägt. Sein Streben ist, diese Fälle den „sexuellen Zwischenstufen“, auf deutsch: den „Männern mit weiblichem Einschlag“ und ihren — sage und schreibe — dreieinhalbmillionen sechshundertvierzigtausendundsechshundertundeinundzwanzig Kombinationsmöglichkeiten hinzurechnen. Dazu gehört der Beweis, daß sein Fetischismus vorliege; was immerhin die nächste Vermutung sein dürfte. Nun sagt Hirschfeld, den Fetischismus erläutere man besser als „Teilansichtung“. Sprachlich würde dies bedeuten, daß eine Anziehung nur teilweise stattfindet. Gemeint ist, daß ein Teil



481. Das Trifet
Zeichnung von John Zid Bruckner. Aus der Sammlung „Barett“
Verlag Germania

dieselbe Anziehung bewirkt, wie sonst das Ganze. Nun wirke hier aber nicht ein Teil der Kleidung, sondern das ganze Kostüm. Folglich handle es sich um keine „Teilanziehung“, und da Teilanziehung dasselbe sei wie Fetischismus, so könnten die Fälle nicht der Rubrik „Fetischismus“ zugerechnet werden.

Die Logik dieser spitzfindigen Rechenkünste scheint mir nicht ganz frei von weiblichen Ein-schlag. Eine Dame kam mit ihrem Riesenhut nicht glatt ins Eisenbahncoupé hinein und sagte prompt: Die dumme Tü! Der Schuh ist zwar ein Teil der Kleidung; aber die Kleidung ist auch nur ein Teil von dem, was der ganzen Persönlichkeit zugehört. Geht etwa die „ganze“ Anziehung nur von der Kleidung aus? Anderseits könnte man auch den Schuh als „Ganzes“ bezeichnen, wenn man sieht, daß es Leute gibt, die hauptsächlich von einem Teil des Schuhs, nämlich vom Absatz, angezogen werden. Es ist zwar ein Fortschritt, den mystisch-pathologischen Ausdruck „Feti sch“ durch den Begriff des anziehenden Teils zu ersetzen; indessen reicht dieser Begriff weder zur Erklärung noch zur wissenschaftlichen Einteilung aus. Für die Auffassung vom Genus- und Individualeichen ist es dagegen unerheblich, aus wieviel Einzelteilen das Zeichen äußerlich besteht. Man könnte nur sagen, daß die Intensität des Begehrtes wechselt. Ein römischer Feldherr be gnügte sich mit der Sandale der Messalina, die er im Busen mit sich führte und von Zeit zu Zeit hervorholte und läste. Ulrich von Lichtenstein, der tapfer Minnritter, veranstaltete aber eine große Duellstreife — in weiblichem Kostüm. Keiner seiner zahlreichen Gegner fand damals, er sei geistes gesättigt oder ein Fetischist oder eine Zwischenstufe, sondern alle erkannten und ehrten den Symbolwert dieses als emprise erwähnten Genuszeichens: daß dieser Mann mit seinem Sinnens und Trachten beständig im Weibe drin stecke!

Ein Fall von Bekleidung, dem Abenteuer- und Sensationstanz beigebracht war, steht mehr sach die Öffentlichkeit in Erstaunen. Das eine Mal erzählte der betreffende junge Mann einem Interviewer:

Am vergangenen Dienstag abend soupirierte ich mit meinem Freund in einem Hotel hinter den Linden. Im Laufe des Gesprächs tauchte bei uns der Gedanke auf, ein kleines Abenteuer zu initiiieren. Ich schlug vor, in der Toilette einer Hofdame mir in das kronprinzliche Palais in Potsdam Eingang zu verschaffen und dann unter dem Namen einer Gräfin Arnim in einem Juweliergeschäft eine größere Bestellung zu machen. Mein Freund hielt diesen Gedanken für unausführbar, und das Ergebnis unserer weiteren Unterhandlungen war eine Wette. Schon am nächsten Morgen trafen wir die ersten Vorbereitungen. Ich erzählte meiner Mutter, daß ich in Potsdam bei einer Theatervorstellung mittwirken wolle und dazu eine vollständige elegante Damentoilette brauche. Meine Mutter sah darin natürlich nichts Auffallendes und stellte mir ein schwarzes Seidenkleid, Fransen, einen Damenhut mit langer Reihefedern, hohe Lackstiefel, einen Spitzenschal und zweckloses Pelzwerk zur Verfügung. Weder ein Korsett noch eine moderne Perücke fehlten, um aus mir eine wolt-



482. Amerikanische Strumpfmode
Foto M. Granger. Paris 1913



483. Der Fußball. Zeichnung von A. Venet

lich elegante Hosdame zu machen. Am Mittwoch abend packten wir unsere Schäze in einen Koffer und fuhren nach Berlin. Im Hotel Fürstenhof und im Hotel Adlon konnte man uns kein Nachquartier gewöhnen, weil alle Zimmer besetzt waren, und erst im Hotel Monopol fand ich Unterkunft. Am nächsten Morgen erschien mein Freund, und mit seiner Hilfe begann die große Metamorphose. Die Kleider meiner Mutter sahen mir wie angegossen, bald wogte der Hederbusch auf der Perücke, und ein wenig Puder und Schminke wuchsen noch den leichten Rest hinweg von dem, was mich verraten könnte. Der große Piercerpiegel in meinem Zimmer zeigte eine vollendete Hosdame. Dann verließ mein Freund das Hotel. Wir verabredeten, daß er für mich eine Equipage mit galonierten Dienern zu 2 Uhr nach dem Hotel Espanade bestellen sollte. Ich selbst verließ unerkannt als Dame das Hotel Monopol und fuhr in einem Automobil in das Hotel Espanade. Dort empfingen mich zwei Pagen, die mir beim Aussteigen Hilfe leisteten. Ich nahm im Hosen in einem Lehnstuhl Platz und ließ die eleganten Herren an mir vorüberpassieren, denen ich, wie es mir schien, viel Bewunderung entlockt habe. Niemand aber erkannte mich. Punkt 2 Uhr fuhr meine Equipage vor. Zwei feurige Rappen



484. Porzellansfigur von Gisela. 1912

brachten mich und die beiden galonierten Diener rasch nach Potsdam. Da ich noch etwas Zeit hatte, fuhr ich zunächst in das Potsdamer Landgericht und erkundigte mich nach der Adresse eines Staatsanwaltes, von dem ich wußte, daß er auf Urlaub war. Von dort ging die Fahrt in das kronprinzipiale Palais, das ich der Verabredung gemäß besichtigen wollte. Die Wachposten ließen mich ungehindert passieren, auch die Kästen ließen mich eintreten, nachdem ich ihnen die Visitenkarte der Gräfin Arnim gezeigt hatte. Eine Besichtigung des Palais wurde aber mit äußerst höflichen Ausdrücken des Bedauerns abgelehnt, da das kronprinzipiale Paar zuwändig anwesend war. Ich trat deshalb die Rückfahrt an, um mich mit meinem Freund im Café Weiß in Potsdam zu treffen. Mein Freund war schon anwesend, ich setzte mich aber nicht zu ihm an denselben Tisch, da ich bemerkte hatte, daß mir vom kronprinzipialen Palais aus ein Radfahrer gefolgt war, den ich für einen Geheimpolitisten hielt. Ich verständigte meinen Freund von dieser peinlichen Entdeckung mit Hilfe eines Zettels, den ich ihm durch den Kellner überreichten ließ. Auf dem gleichen Wege machte er mir das Juwelengeschäft bekannt, in dem ich die Brillanten aussuchen sollte. Wir hatten ursprünglich die Absicht, das Geschäft gemeinschaftlich zu betreten, mein Freund hatte impulsiv aber, wie es scheint, den Mut verloren; er verließ das Café und fuhr mit der Bahn nach Berlin. Ich selbst fuhr dann zum Juwelengeschäft, bei dem ich durch meinen Freund telefonisch bereite angemeldet war. Man empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit und legte mir eine reiche Auswahl von Perlen und Brillanten vor. Ich bat den Juwelier, die Juwelen in das kronprinzipiale Palais zu schicken, aber der Inhaber des Geschäftes erklärte mir, daß vom Palais aus bereits angekündigt worden sei, daß ich die Sachen gleich mitbringen solle. Diese Tatsache konnte ich mir nicht anders erklären, als daß mein Freund diesen faux pas begangen hatte, als er mich telefonisch anmeldete. Vom Laden aus sah ich zu meinem Schrecken, daß derselbe Radfahrer, der mich vom kronprinzipialen Palais aus verfolgt hatte, sich draußen mit meinen „Bedienten“ unterhielt. An den Gesellen sah ich, daß sie nicht glauben wollten, was der Radfahrer in sie hineinsprach. Ich ging deshalb hinaus auf die Straße und fragte, was denn los sei. In diesem Augenblick fragte mich der rätselhafteste Radfahrer, der sich später wirklich als Kriminalbeamter entpuppte, wer ich sei. Ich antwortete ihm, ohne viel Umschweife zu machen: „Ich bin Herr E. aus B.“ Er lud mich darauf ein, ihm in das Polizeipräsidium zu folgen. Ich befiehl also meine Equipage wieder, und er setzte hinterher auf dem Rade. Auf dem Polizeipräsidium wurde ich sofort verhört. Ich schenkte dem Kommissar natürlich reinen Wein ein, worauf er mir erklärte, daß ich bis zum nächsten Morgen im Polizeipräsidium bleiben müsse. Nachdem ich am Freitag früh vom Untersuchungsdichter vernommen war, wurde ich sofort entlassen. Ich fuhr in meiner Toilette — eine andere hatte ich ja noch nicht — in einem Coupé erster Klasse nach Berlin, ließ mich um und begab mich verläugt in eine Pension.

Die „falsche Hofdame“ kam wegen versuchten Betruges vor die Schöffen und brachte dort die üblichen Urteile über Degeneration und geistige Minderwertigkeit bei; was den Richtern indessen schon lange nicht mehr imponiert. — Viel Aufsehen hat auch ein anderer Fall erregt, wo ein Künstler, der im Zeichen des Genius stand, sich mit Geniuszeichen umgab, um seine Stimmung zu stärken und die künstlerische Produktivität zu erhöhen. Homosexuelle Kreise haben ihn deshalb für sich reklamiert und mindestens tausste man ihn Fetischisten (Abbildung Nr. 461). Es ist Richard Wagner. Ich habe mich schon zu oft darüber ausgelassen, als daß ich hier nochmals darauf eingehen könnte, wie sehr der männliche Künstler der Atmosphäre des Weibes zu seinem Schaffen bedarf. Bei dem einen nimmt es halt diese Ausdrucksform an, bei dem andern jene. Hier eine Rechnung Richard Wagners, in der er einen stattlichen Posten, in Summa für 3010 Gulden, auf einen Zug bei seiner Puhmacherin bestellt:

GAÎTÉ ROCHECHOUART



Chéri va! REVUE

de Messieurs MICHEL CARRÉ & MAURICE de MARSAN

In Rüschen. Pariser Platz von A. Barrère

Verlag zu Eduard Zschäpe und Alfred Künz „Die Weiberherbst“

Digitized by Google

Albert Langen, München

Rechnung: Gelber Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Lila Atlas 27 Ellen à 7 fl. — Carmolin Atlas 20 Ellen à 7 fl. — Blau Atlas 30 Ellen à 7 fl. — Grün Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Hellrot Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Chamoix Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Hellgrau Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Rosa Atlas 32 Ellen à 7 fl. — Weiß Atlas 32 Ellen à 7 fl. — Dunkles Grün 20 Ellen à 5 fl. — Weiß 50 Ellen à 4 fl. — Grau 50 Ellen à 3 fl. — Rosa (aus Baumwolle) 100 Ellen à 3 fl. — Blau (aus Baumwolle) 60 Ellen à 3 fl. — Blau (licht) 30 Ellen. Blaue Decke & weiß gefüttert. Rosen-Guirlanden 60 Ellen à 4 fl. — Peone-Rosen zu drei Röden. — 1 weiße Atlas und Stickerl. — 3 Paar Einsätze à 25 bis 30 fl. — Dreieck weiß mit Guirlande 20 fl. — Siefel 1 Paar weiß — 1 Paar rosa — 1 Paar blau — 1 Paar gelb — 1 Paar grau — 1 Paar grün, alle in Rosenbouquet à 20 fl. — 1 rosa und 1 blaue Decke à 200 fl. — Spigenkemb 100 Ellen à 4 fl. — Blondenspitzen 100 Ellen à 1 fl. — 50 Ellen breite à 1 fl. 10 Kr. — Band: rosa à 18. 10 Stück. Blau, hellgrün, gelb, dunkel und hell. 10 Stück.

Und hier ein Brief an seine Puhmacherin:

Liebes Fräulein Rosa! Geben Sie mir doch genau an, wie viel Geld ich Ihnen zu schicken habe würde, wenn Sie mir dagegen einen Haustrock nach der beiliegenden Angabe liefern. Die Farbe würde Rosa sein, nach einem der beiliegenden Muster, welches ich mit 1 und 2 bezeichnet habe, damit Sie mir die Preise von beiden berechnen, von denen ich vermute, daß sie verschieden sein dürften. Der von Nr. 2 ist etwas steif und im Rücken gering — vermutlich österreichisches Fabrikat — doch ist mir die Farbe angenehm. Also — genaue Berechnung. — Von dem Blau wähle ich nach dem beiliegendem Muster, welches hoffentlich nicht zu teuer ist. Ich braude 18 Ellen. Wenn Sie nicht mit dem zu den neuen Auslagen bestimmen Gelde austreichen, so schicke ich hier noch 25 Taler, welche Sie mir gefälligst vertrechnen. Schicken Sie mir mit dem blauen Atlas jedenfalls noch für 10 fl. von den vergeschenken ganz schmalen Blondinen zu Hemdgarnituren, Sie wissen, etwa ein Zoll breit. Frau von Bülow erwartet Ihre Rechnung für die Mappe, welche sie sofort berichtigten wird. Also — wieviel würde mich der beiliegend bezeichnete Haustrock kosten? Denken Gruß Ihr ergebener Aich. Wagner. Euzern, 1. Febr. 1867.

Nachschrift: Rosa-Atlas. Mit Eiderdaumen gefüttert und in Carrés abgenäht, wie die graue und rote Decke, welche ich von Ihnen habe, nicht schwer; versteht sich Ober- und Unterstoff zusammen abgenäht. Mit leichtem weißem Atlas gefüttert. Die untere Rockweite auf sechs Bahnen Breite; also sehr weit. Dazu extra angefertigt, nicht auf das Gesteppte angehakt! — eine geschoppte Rüsche vom gleichen Stoff, ringsum; vor der Taille an soll die Rüsche nach unten zu in einen immer breiter werdenden geschoppten Einsatz (oder Besatz) ausgehen, welchen das Borderei abschließt. Sehen Sie genau hierfür die Zeichnung an: unten soll dieser Aufschlag oder Schopp, welcher besonders reich und schön gearbeitet sein muß, auf beiden Seiten sich bis zu einer halben Elle Breite ausdehnen und dann eben aufsteigend bis zur Taille sich in die gewöhnliche Breite des rings einschaffenden geschoppten Rüsches verlieren. Zur Seite des Schoppens drei bis vier schöne Mäschchen vom Stoff. Die Ärmel, wie Sie mir die selben zuletzt in Gen gemacht haben, mit geschoppter Einfassung — reich; vorne eine Mäschchen und eine breitere, reichere, innwendig unten am herabhängenden Teil. Dazu eine breite Schärpe von fünf Ellen die volle Breite des Stoffes, nur in der Mitte etwas schmäler. Die Achsein schmäler, damit die Ärmel nicht herabziehen: Sie wissen, Also unten sechs Bahnen Breite (gesteppt) und zu jeder Seite noch eine halbe Elle weiter Schopp vorne. Somit unten sechs Bahnen und eine Elle breit.

Siebts-Amt, Weiberberthaft



485. Seidene. Vierter Mittelsortartie
417



486. Baumwollene. Vierter Mittelsortartie
418



487. Rückenbild. Photographie von Wuttke. 1910

Als der Marchese den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll gefühlt, erhob er sich mit einem ächzenden: O Jesu! und bat um die Erlaubnis, mich, seinen Freund, vorstellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobsprüchen auf meine Vorzüglichkeit fehlten ließ, und auf Kavalierparole beteuerte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortheillich besungen habe. Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung, ihr den linken Fuß lässen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre teilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmrunden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen, verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers und drehte sich wieder

Die Neue freie Presse in Wien hatte seinerzeit diese Geheimnisse eines Künstlerboudoirs ausgelatscht und darauf entstand denn auch unsere Katalog-Nr. 461. Seitdem fielen mancherlei Werturteile: Sobarit, homosexuell, haufrank (!), Fetischist, Transvestit, femininer Einschlag. Keins trifft zum Leidweisen der Diagnossteller ganz zu. Die Bahn ist also noch frei für neue Spizimarken der pathologischen Moral. Man schreibe einen Wettbewerb aus für den nächsten Psychiaterkongress: Die Krankheit Richard Wagners. Für diesen Wettbewerb empfehle ich auch den öfter zitierten Heinrich Heine als diagnostisches Thema. Denn dieser entklödet sich nicht, in den „Bädern von Luca“ folgendes zu erzählen: „In solcher Weise hielt er seine Morgenrede vor Signora Francesca, die, noch halb schlaftrig, ihn faum anhörte; und als er zum Schluss um die Erlaubnis bat, ihr die Füße, wenigstens den linken, lässen zu dürfen, und zu diesem Geschäfte mit großer Sorgfalt sein gelbesidentes Taschentuch aus dem Fußboden ausbreitete und darauf niederskniete, streckte sie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebsten roten Schuh steckte, im Gegensatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Komödien, wodurch die zarte, niedliche Form der Füße noch merlicher werden sollte.



488. Die Trauerstrümpfe
Zeichnung von Heindrich
1887

unzählige Male auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitschreite, bis es fast schwindlig wurde."

Den Zeichner geht es manchmal gerade so: ihr Herz dreht sich beständig mit. So kommen „Stiefelparaden“ zu Stande, wie die von Bertall (Abbildung Nr. 458), oder Studien über die „Physiognomie der unteren Extremitäten“, wie Abbildung Nr. 465. Der Amerikaner V. Golvin hat sich sogar in die „Hunde-Perspektive“ hineingedacht und die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Stiefel direkt vor die Augen gerückt (Abbildung Nr. 477). — Schaun wir uns noch ein wenig um, was die Künstler sonst für Genuszeichen dargestellt haben. Das Tritot bedeutet die Plastik des ganzen Körpers. Wir sehn es bei Penot (Abbildung Nr. 483) und bei John Jack Brieslander (Abbildung Nr. 481). Letzteres Blatt ist, wie die früher reproduzierte Zeichnung auf Seite 89, der Sammlung „Variété“, Verlag H. Seemann Nachf. Leipzig, entnommen. Das

67*



489. Die Marktenderin. Zeichnung von A. Grotew. 1912

ganze Damenkleid spielt seine unzweideutige Rolle als Genuszeichen in Gruishank's „Tranovestiten“ von 1818 (Abbildung Nr. 401). Gruishank nannte diesen Mann damals einen „Dando“; ich glaube, er war mit seiner Nomenklatur mehr im Recht. Der Tugor markiert stets den Liebesritter und gibt aus diesem Grunde seiner Kleidung den weiblichen „Einschlag“. Er trägt das Genuszeichen so öffentlich mit sich herum, wie nur irgend ein Minnesänger die emprise. Daher röhrt überhaupt das geschenktheitliche Bestreben, „auf Taille“ zu gehn (Abbildung Nr. 451). Der „Pater in Unterröcken“ auf Abbildung Nr. 454 dagegen ist ein bloßer Durchthase; unter dem Original steht folgendes Verselein, das Aufklärung gibt: „Pater Encill, der stets mit Liebe für die Jugend

sorgte, hat, von dem Waffenlärm erschreckt, Busentuch, Camisol und Haube sich geborgen und auf Glück — versteckt!" Ein Karikaturenscherz von 1848.

Neben dem „leblosen“ Gesamtkostüm des Weibes steht als paralleles Genuszeichen das „leblose“ Abbild ihrer gesamten Körperlichkeit: die Statue und die Wachspuppe. Das griechische Folllore erzählt vom Pygmalion, daß er aus Elfenbein ein schönes Weib schnitte und sich heftig in diese Figur verliebte, bis sich Aphrodite seiner Sehnsucht erbarmte und den toten Gliedern Leben einhauchte. In dieser Legende ist natürlich Urfache und Wirkung vertauscht. Ein Weib ist bildschön und ihre Haut ist wie Elfenbein. Sie ist ein lebendes Bild und das Bild lebt. Aber angenommen: Pygmalion schuf eine Statue. Woher nahm er denn die Kenntnis der Formen? Doch von dem lebenden Weib, das ihm am meisten gefallen hatte. Darf ihn ihr Portrait nicht faszinieren? Von Tazil, der geistreiche Missionar der Ultramontanen, ein Lügen-Genie erster Ordnung, hat aus seiner Büchersfabrik auch Schriften über Bordellpraktik hervorgehen lassen, angeblich zur Sanierung der moralischen und administrativen Verhältnisse, in Wahrheit von Geschäfts wegen. Diese Bücher sind allerdings beweisend — für die Phantasie des Autors. Darin findet man auch den Fall eines Mannes, der natürlich Graf und natürlich siebzig Jahre alt sein muß. Dieser Graf von siebzig Jahren also steht im Gewand eines Bildhauers mit Schlägel und Meißel vor einem Postament mit drehbarem Sockel und bewundert die Phrone, die darauf als lebendes Bild thront, als „sein“ Werk. Er mimt nun alsbald den Pygmalion (vgl. die Abbildungen Nr. 76 und 441), kniet nieder, betet an, streichelt, bis die Bildsäule die Augen aufschlägt und Hand und Fuß zu rühren beginnt (Honorar 100 fr. pro Sitzung). Der „Greis“ ist aber bereits so befriedigt wie möglich und nimmt vor der erwachenden Statue Reichsapfel. Die Geschichtchen französischer Romanziens, in denen besagter „Greis“ auftaucht, sind immer verdächtig; nur nicht den Pathologen. Sie haben denn auch flugs einen „Pygmalionismus“ gegründet und weiterhin heftig Tinte darüber verschwendet, ob und in wie weit nicht nur die Liebe zum lebenden Bild, sondern im speziellen auch die bez. Liebe zum leblosen Bild als eine prätzliche erotischen Symbolik und Nekromanie (Leichenhandlung) in der Mitte liegende Perversion anzusehen sei. Na, daß nicht die Hühner lachen! So viel Geschrei und so wenig Wolle. Nicht die Greise, sondern alle jungen Männer sind heutzutage voll von Statuen-Eindrücken, weil sie den weiblichen Körper zuerst an ihnen kennen lernen und noch dazu falsch (vgl. Seite 46/47). Und gar die nächsternen Damen in den Schaufenstern stifteten erst ästhetische Irrtümer der Auffassung. Sie gehn und stehen und sitzen herum, blühend vor Schönheit, rassisig und schmachhaft, onduliert, frisiert, manifürkt, in den teuersten Unterröckchen und Korsetts, und manche haben noch einen Automaten im Leibe, der sie kitzelt, ab und zu ein elegantes Stiefelchen (Marie Dotsie junior) vorzustrecken. Aktus Fürst sagt am Schluß eines technischen Artikels über Wachsfiguren: „Mancher Jüngling mag da eine Pygmalionanwandlung in sich verspüren und drauf und dran sehn, sich in solch eine wächserne Schöne zu verlieben“. Guter Jüngling, tu's nicht! Du wirst zu einem Mittelding zwischen



490. Gedet
Gezeichnet von H. Bräckeler. 1921



491. Die Brüstung. Zeichnung von Heinrich Alten. 1910

davon. Wir haben noch eine Reihe von Bildern mit Genuszeichen zu betrachten. Das Wichtigste ist die Hüftregion des Weibes, welcher Region die Pathologen bisher nur zaghaft näher getreten sind, indem sie einen — mit Respekt zu sagen — Podezofetischismus daraus hervorzauberten. Die Unentwegten vergreifen sich allerdings noch weiter und behaupten, es gebe einen pathologischen Genitalsetifetischismus, womit sie ihre eigene Definition, daß sich der Fetisch vom Zentrum der Liebe entferne, ad absurdum führen. Heine war von diesem Brimborium noch nicht eingeschüchtert, als er die Göttin Hammonia besang:

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da sah ich im Mondenschimmer
Ein heftes Weib, ein wunderbar
Hochburgiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngesund,
Die Augen wie blaue Turföse,
Die Wangen wie Rosen, wie Kirschen der Mund,
Auch etwas rötlich die Nase.

Ich erwähnte auf Seite 62 jene neuerdings gefundenen diluvialen Reliefskulpturen, die ältesten Abbilder des menschlichen Weibes, die wir gegenwärtig kennen. Sie sind so alt, daß diesejenigen, die sich ohne Zahlen nicht zufrieden geben, zwischen dem mutmaßlichen Alter von hunderttausend und zehntausend soviel Jahren hin und her schwanken. Diese Figuren haben alle das „übermenschliche“ Hinterteil der Göttin Hammonia. Sie haben auch einen so übermenschlichen Bauch, wie ihn sich nicht mal Goltzius hat träumen lassen (vgl. Seite 56). Da diese Abbilder zweifellos erotische Ideale und männliches Wunschbegehrten ausdrücken, so werden die Pathologen hoffentlich nicht zögern zu erklären: im Anfang war — der Fetischismus! Vielleicht ergibt sich dann weiter, daß der Wissenschaft nur eine ganz harmlose Verwechslung unterlaufen ist und daß das so selten vorkommende „Normale“ eigentlich das Pathologische sei . . .

In Kapitel I find schon eine Reihe hierhergehöriger Bilder besprochen worden. Eine Nachlese gewähren noch die Abbildungen Nr. 220, 406, 449 und 487. Von ihnen allen wäre zu wiederholen, was ich vom Augenwinkel des Betrachters auf Seite 72 gesagt habe. Das schönste Blatt ist der „Amateur“ (farbige Beilage), eine Lithographie nach einem Gemälde von L. Detouche.

Symbolismus und Leichenschändung, und die Psychiater beweisen dir, daß schon deine Großtante pervers war.

Ich sollte meinen, daß Genuszeichen der gesamten Körperlichkeit des Weibes wirke selbstverständlich stärker, als die Genuszeichen der einzelnen Körperteile. Jede Altmalerei, und mag sie noch so „belebt“ sein, ist, reicht bezeichn, ein ebenso lebloses Stück Leinwand, wie der Marmor leblos ist. Indessen, genug

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend,
Und welche Baden! Das Aufgestell
Zwei dorische Säulen gleichend.

Die weltlichste Natürlichkeit
Könnt man in den Jügen lesen;
Doch das übermenschliche Hinterteil
Vertret ein höheres Wesen.

Ich lasse dahingestellt, ob dieser vornehme Rosoloherr, gleich Goethen in Rom, auf dem Rücken der Venus irgend ein elegisches Betr- oder ein fanonisches Schönheitsmaß abhält. Das ganze ist für mich nur die liebenswürdige Darstellung eines feinen Kunstkenners. Sollte sich aber jemand mit einer Dissertation die ersten Sporen in der Pathologie verdienen wollen, so mache ich ihn auf folgende hertliche Ingredienzien aufmerksam, die seinen Ruf als gewiechten Diagnositer mit einem Schlag begründen können: An der Wand hängt das Bild der Geliebten; die Rosen an ihrem Busen hat er egesäß in natura auf den Tisch gestellt (Rosenfetischismus). Die Skulptur ist eine Variante des bekannten Motivs „Amor wird von Venus gesuchtigt“ (Flagellantismus mit masochistischem Einschlag: Page und Mama). Puder, Parfüm, Spicen und damastener Schlafrök bezeugen feminine Note und Transvestitismus. Die Beziehung zwischen Miniaturporträt der Geliebten (linker Hand) und dem Befühlen des Marmors überhaupt (rechter Hand) ist unverkennbarer Pygmalionismus. Die Stellung der lauernden Venus betont auffällig den Teil des Rückens, wo



492. Krankenpflege. Zeichnung von A. Willeit.

er aufhört, einen gesellschaftsfähigen Namen zu tragen: Pederastischismus. Das Briefchen am Boden kann nur ein billet d'amour sein, und aus dem ganzen Zusammenhang der bekanntlich schreibseligen Verferien ist auf Schriftstadiasmus zu schließen. Der ganze Habitus des „Patienten“, sein weißlich großes Auge, die etwas fliehende Stirn, die mangelhafte Knorpelbildung des Ohres, das starke Kinn mit den negerartigen Lippen, die etwas rachitischen Unterschenkel gestatten den Schluss auf psychopathische Degeneration. Von den Vorfahren ist nichts bekannt. Es wäre die vorläufige Überführung in eine maison de sante anzuraten, und falls Patient mit dem Strafgesetz kollidiert, dürfte ihm mit einem entsprechend honorierten Gutachten betreffend vorübergehende Geistesstörung zur Zeit der Tat unter die Arme zu greifen sein.

Das Genuszeichen des Busen hat in der Kunst seine besonderen Motive. Für die sombolische Darstellung der Fruchtbarkeit (z. B. Abbildung Nr. 47) ist seine bemerkenswerte Erfindungskraft aufgewandt. Von größerem Interesse ist etwa das Motiv der Milchstraße, das Aubens und seine Schule bevorzugten. Die „Brüstung“ Heinrich Klen's (Abbildung Nr. 491) ist eine sprachliche Metapher. Weitverbreitet ist das Motiv von Ximón und Pera (Abbildung Nr. 445). Die gute Tochter rettet nach der Legende den Vater vom Hungertode im Gefängnis. Hieraus entspringt das Motiv der wohlütigen Marktenderin (Abbildungen Nr. 489 und 492), die den verwundeten Krieger läbt. Es ist unnötig zu sagen, daß sowohl Pera wie die Marktenderin die Schale ein und desselben psychologischen Kerns bilden. — Endlich erwähne ich noch, da ja der Raum ein genaueres Eingehn nicht zuläßt, das Haar als ein sehr intensiv wirkendes Genuszeichen. Der Schattenriß Nr. 493 bringt das sehr hübsch zur Ansichtung. Das Haupthaar ist auch in hohem Maße Individualzeichen, und so kommt es, daß auch der männliche Kopfschmuck hier eine Rolle spielt. Nach der, durchaus nicht begründeten, Volksauffassung ist starkes Haupthaar identisch mit männlicher Kraft. Vgl. hierzu die Bilder von Simson und Delila (Nr. 438, 439, 442, 444), auf die ich in Kapitel XV nochmals zurückkomme.



493. Bei der Toilette

Anonyme Silhouette. Um 1830



Der Tragessel. Anonymes Karbenstürzer des 18. Jahrhunderts



494. Die Bereiterin. Pompejanisches Wandgemälde

XIV

Das Sklaventum

In der Begründung eines gerichtlichen Urteils gegen eine spottischlechte Serie von sogenannter Unterhaltungsliteratur heißt es: „Für das Sklavenleben besteht heute im Publikum nur noch ein geringes Interesse, sodaß unmöglich der Verleger und Verfasser darauf spekuliert haben können.“ Das geringe Interesse mag schon richtig sein. Aber zu welcher Zeit war es je im deutschen Publikum größer? Dennoch hat das andauernde geringe Interesse im ganzen 19. Jahrhundert eine große, rein sachliche und nicht „unterhaltende“ Literatur hervorgerufen. Die Ansicht des Urteilverfassers kann nur so einen Sinn haben, daß es noch andre und lebhaftere Interessen im Publikum gibt. Dann sind wir einig. Es reizt mich indessen, einzig aus ein paar großen Tagesblättern zur Zeit, da das Urteil erging, Notizen und Diskussionen über dasselbe Thema zu entnehmen und dann nochmals die Frage zu erheben: heißt das geringes Interesse? Man weiß, nach welcher Richtschnur die Zeitungen ihren Stoff auswählen. Fähig sind sie, alles und jedes zu bringen und noch was

dazu. Aber das Neß, mit dem sie aus dem Tohuwabohu fischen, trägt die Universalpatentmarke „Aktuell“. In dieser einzigen Beziehung ist das endlose Holzpapier verlässlich. Aktuell ist, was Herrn und Frau Publicus gerade an diesem Morgenkaffee „interessiert“. Aufs Tüpfchen genau. Man faltet das Blatt auseinander und weiß, es wird drin stehn. Nur des Montags früh ist die ganze Welt interesselos, und die Sklaverei dazu.

Beginnen wir also am Dienstag. Markt ist aktuell . . . und wer jemals über die Kulturgüstände etwas gelesen hat, die in Marokko herrschen, wird nur wünschen, daß dieses Land, je eher desto besser, aufgeteilt und der europäischen Kultur zugeführt werde. Allerdings empfinden die Marokkaner ihre Sitten ganz anders als wir, und wenn man einmal dort einem Sklavenmarkt beiwohnen könnte, würde man sich gewiß empören darüber, daß solche Zustände überhaupt noch möglich sind. Wie bei einem unserer Viehmärkte das Vieh, so werden dort Männer und junge Mädchen auf den Markt in Marakesch, der südlichen Hauptstadt des Reiches, gebracht, oder in einen der Basare von Fez oder anderen Orten. In Marakesch ist der bedeutendste Sklavenmarkt. Hier findet ein solcher regelmäßig dreimal in jeder Woche statt. Neger und Negerinnen aus den nördlichen Gegenden des Senegals sind hier ausgestellt, oft aber auch maurische Männer und Frauen, deren Stamm von Soldaten des Sultans besiegt wurde. Der Verkäufer hebt alle Schönheiten seines Sklaven oder seiner Sklavin hervor, der Käufer sucht Fehler und Mängel zu entdecken, die bedauernswerten Opfer müssen tun, was ihnen befahlen wird, werden belastet und beföhlt, ein Heilschen geht vor sich wie auf dem Krammarkt in unseren Dörfern, und lange dauert's, bis man über einen Preis einig geworden ist. Die Sklaven selbst fügen sich mit Gleichmut ins Unvermeidliche, und so werden Eltern von Kindern, und Geschwister von Geschwistern auf immer getrennt.

Am Mittwoch ist der Congo dran. Captain Y. hat ein Buch darüber geschrieben. Er gab einen erschütternden Bericht über die unausprechlichen Grausamkeiten, die sich die Belgier den Negern gegenüber zu Schulden kommen lassen. So unmenschlich wirtschaftet kein andres modernes Volk. Es herrscht dort keine Spur von Gesetz und Recht, die Willkür der Beamten ist einzig und allein maßgebend; Neger werden für die geringste Kleinigkeit gefoltert, gehängt oder erschossen, Negerinnen werden bis zur Zerfleischung gezüchtigt, oder die Brüste abgeschnitten. Die Daily News, die heute ihren Leitartikel diesem Gegenstande widmet, erzählt, daß die belgische Regierung es der belgischen Presse verboten habe, irgend welche Kritik gegen die Congo-Verwaltung zu veröffentlichen. Noch mehr, sie wandte sich an die englischen Gerichte mit dem Verlangen, daß Buch zu konfiszieren! Die Grausamkeiten, sagt das genannte Blatt, die im Congo verübt werden, sind noch schlimmer als die in Macedonien, und die Verantwortlichkeit unsrer Regierung ist noch größer.

Pünktlich ist am nächsten Morgen „unser“ Spezialkorrespondent da, der sich selber den Congo beschön und alles all right gefunden hat: Von Grausamkeiten habe ich während meiner Reise weder etwas gesehen noch gehört, nur zweimal belamen Neger vor versammeltem Kriegsvolk 25 Hiebe mit dem Kibolo, der Nilpferdpeitsche, ein Ereignis, das man in jeder anderen Kolonie fast täglich sehen kann. Im großen und ganzen habe ich im Gegenteil den Eindruck gewonnen, als ginge es zwischen Europäern und Negern etwas zu gemütlich zu, und als begegneten namentlich die Askari ihren Vorgesetzten nicht mit dem Respekt, wie man es z. B. in Deutsch-Ostafrika gewohnt ist. Widersehlichkeiten kommen nicht selten vor, und Desertionen sind an der Tagesordnung. Die Soldaten sind sehr schlecht bezahlt und verdienen nur etwa ein Drittel von dem, was unsere Schutzztrupper bekommen. Nach Vollendung der mehr wie eine Spielerei anmutenden Exerzierübungen am frühen Vormittag, die etwa eine Stunde dauern, müssen sie Felds, Bau- und andere Arbeiten verrichten.



495. Vornehme Dame mit Mohrenpagen. Gemälde eines unbekannten Meisters der italienischen Schule

Das wirkte natürlich ungünstig auf den Geist der Truppe ein. Die Offiziere und Beamten haben mit dieser noch halbwilden Gesellschaft einen schweren Stand, und es ist ihnen nicht leicht, sie einigermaßen in Ordnung zu halten. Auf den Stationen geht es noch, aber auf der Reise im Busch hört die Kontrolle mehr und mehr auf. Wer im Innern von Afrika gereist ist und seine Augen offen gehalten hat, wird stets bemerkt haben, daß sowohl die Träger als auch die Askari die Autorität des Europäers für ihre eigenen Zwecke missbrauchen, meist mit Erfolg, da eine Kontrolle natürlich fast unmöglich ist. Die Leute der Europäerfarawane bilden sich ein, den armen Dorf- und Buschwohnern gegenüber als Herren aufzutreten zu können, sie brauschen und plündern, wo sie nur können. Sie halten sich durch die Person des Europäers gedeckt, ja sie drohen den Eingeborenen sogar mit einem Strafgericht des Europäers, wenn sie sich nicht willig zeigen. In den Gegenden, wo die Eingeborenen noch roh und unerfahren sind, haben die Marodeure meist Glück, denn selten wagt es einer aus Furcht vor Strafe, eine Anzeige zu erstatten. Meine Bulobaleute wollten in Ruanda auch nach bekannten Musterern verfahren, die Ruandaleute beschlagen sich jedoch bei mir, und ich habe ihnen stets zu ihrem Recht verholfen. In den Gegenden des Congo, die ich bereit habe, steht der Neger noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe und unterscheidet sich nur wenig von den großen Affen, die da vergnügter als er im Busch herumspringen. Für die Askari und die Träger gibt es nur keine bessere Gelegenheit, auf Kosten anderer in dulci jubilo zu leben. Erschreßungen, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten werden ohne Vorwissen des Offiziers und der Beamten verübt. Und diese werden, falls einzelne solcher Taten durch Zufall ans Licht kommen, von der zivilisierten Welt dafür verantwortlich gemacht. So entstehen die meisten Gerüchte von Grausamkeiten der Verwaltung des Kongostaaats.

Am Freitag spricht der Kolonialminister im Reichstag: Wir befinden uns in Deutsch-Ostafrika augenblicklich in einem wirtschaftlichen Stillstand. Die bisher dort bestehenden wirtschaftlichen Formen haben die Haussslaverei zur Grundlage gehabt. Im englischen Ostafrika war die Aufhebung der Haussslaverei unbedenklich, weil dort neue wirtschaftliche Formen in der Entwicklung begriffen sind. Auch wir sind der Ansicht, daß die Haussslaverei abgeschafft werden muß und daß es sich bei dem jetzigen Zustande nur um einen Übergangszustand handelt. Wir werden, sobald wie irgend möglich, die Haussslaverei beseitigen. Das war auch der Sinn der Ausführungen, die der Gouverneur vor einiger Zeit im Kolonialverein gemacht hat. Es muß aber doch einige Geduld gesetzt



496. Die Republik mit dem Kantschu
Police auf die Leute von der Freiheit und Weisheit der Menschen in der
amerikanischen Republik. 1850



497. Die Fürstin von Java. Lithographie von Bieler. 1835

werden. Im übrigen sprach der Gouverneur die Erwartung aus, daß auch der Bau der Ugandaebahn dazu beitrage, die kulturelle Höhe Ostafrikas zu heben. Es sind Verordnungen gegen die Sklaverei erlassen, in Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika. In Kamerun sind Schritte getan, um die volle Abschaffung der Sklaverei sobald als möglich zur Wirklichkeit werden zu lassen. In Deutsch-Ostafrika ist angeordnet, daß Slavenverkäufe nur noch stattfinden können nach Gehör des Slaven selbst und vor Behörden. Öffentliche Slavenmärkte existieren nicht mehr. Die Hauslaverei ist ganz erheblich eingeschränkt. So dürfen die Hausslaven an zwei Tagen der Woche für eigene Rechnung arbeiten. Es sind im letzten Jahre 2037 Freibriefe erteilt worden gegen 1527 im Jahre vorher. Es sind also bereits erhebliche Erfolge im Kampf gegen die Sklaverei erzielt worden.

Sonnabends schallen wieder Stimmen aus England herüber. Colonel H. berichtet aus dem östlichen Angola: Alle Tage sah ich Spuren des Slavenhandels. Die Bäume zu den Seiten des



498. Die fortulente Herrin. Kupfer von R. Newton. 1796

der Körper zeugt deutlich von den Qualen des Todesamps. Mit jedem kranken Mann in einer Sklavenforsane, der nicht weiter gehen kann, wird in dieser Weise kurzer Prozeß gemacht. — Und Mister N. schließt sich in der Schilderung der Örtlichkeit an: Zweimal durchquerte er selbst das Land — überall sah er unzählige Hesseln an Bäumen hängen oder am Boden liegen, Schädel und Gebeine auf dem Wege selbst oder dicht daneben im Busch liegen, überall die verwesenden Leichen erschlagener Männer und Frauen, zuweilen mit dem klaffenden Spalt von dem Arthieb im Schädel. Auf die gleichen traurigen Spuren der langen Züge gefesselter Menschen stößt der Reisende, allerorts auf dem langen Wege von Nanalandu tief im Innern des Kontinents bis weit zur Küste im Westen, und wieder besonders häufig, wenn er sich Gatumella nähert, dem alten, nahe am Strand gelegenen Sklavendepot unweit der großen Hafenstadt Benguela, wo die größten Posten dieses

Weges hängen voll unbrauchbar gewordener Hand- und Fußschellen, durch die einer, oder auch zwei, drei und sechs Sklaven zusammengefesselt waren. Von der Sonne gebleichte Schädel und Knochen liegen da, wo die Opfer des Zuges hinfieben, und starren die Vorüberziehenden mit mitleidlosem Grinsen an — unwiderlegliche Zeugen des schauerlichen Handels. Gestern begegneten wir zwei Karawanen, und heute einer, die mit ihrer lebenden Ware nach Babunda zogen. . . . Jeder Tag bringt Wiederholungen dieser furchterlichen Bilder längs des Weges. Heute erblickte ich die Leichen von fünf Eingeborenen in verschiedenen Stadien der Verwestung. Wenn fünf vom Fußweg aus zu sehen waren, so schau ich mich auszudenken, wie viele ein wenig weiter hineingeschleppt und dort abgetan worden sein mögen. . . . Immer mehr menschliche Überreste finden wir; hier zeigt sich ein Schädel, von der Art eines Sklavenhändlers eingeschlagen, und



499. Mit Hilfe des Slavenaufsehers. Kupfer von R. Newton. 1793

„menschlichen Viehs“ nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft werden. Aber nicht allein auf den Kakaoinseln, sondern auch in Angola selbst werden fast alle Pflanzungen mit Scharen von Arbeitern bewirtschaftet, welche tatsächlich Slaven sind. Dort verrichten sie ihre Arbeit in Trupps, die von Aufsehern mit Milpfedpeitschen oder langen, scharf zugespitzten Stäben bewacht werden. Gebaut wird auf dem Festlande Kaffee, Zuckerrohr (zur Beann Weinbereitung) und namentlich die süße Kartoffel, aus der die giftige Art Rum gewonnen wird, die zu einem der wichtigsten Tauschmittel im Verkehr mit den Eingeborenen benutzt wird. Auch alle Haushaltarbeiten werden durch Slaven besorgt, die das absolute Eigentum ihrer Herren sind, die sie behalten oder verkaufen oder behandeln, wie sie wollen. Was diese Behandlung bedeutet, kann jeder erfahren, der in der Nach in Satumbela, Benguela oder Mossamedes umgeht und das Brüllen von neuen Slaven, die mit der Milpfedpeitsche „gezähmt“ werden, in seine Ohren gellen hört. So sehr ist der Slavenhandel im Schwange,



500. Französische Spielkarte

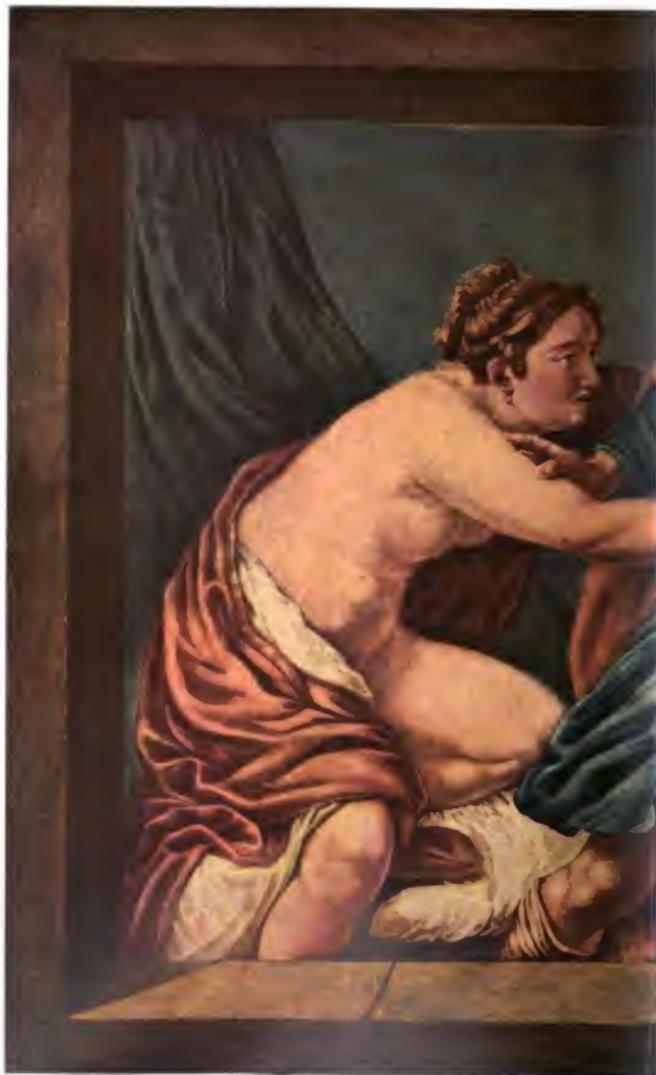
Ayant ouïe contes les merveilles de la sagesse de Salomon, elle partit de l'Orient avec grand équipage et force pressens pour le venir voir; et après avoir trouvée que la vérité surpassoit la renommée, s'en retourna chez elle.



501. Gewohnte Übung. Englischer Kupfer von 1791

dass, wie General Joubert-Pinaar erzählt, in Angola Sklavenzucht in derselben Weise wie Viehzucht für den Markt betrieben wird. Eine Frau in Mossamedes unterhielt eine Farm, wo sie Sklaven im großen Züchtet, wie Pferde oder Ochsen auf anderen Farmen gezüchtet werden. Wer einen Sklaven oder eine Sklavin kauft, der kann auch deren Nachkommenschaft dazu erwerben, wie mit der Stute das Füllen. Die Pflanzer, die die Sklaven, etwa 4000 im Jahre, nach den Kakaoinseln schaffen, haben ihr Geld wohl angelegt. Nie lehrt einer von dort nach seiner Heimat zurück, trotzdem es die portugiesische Regierung an papierenen Verordnungen, von denen eine sogar einen Repatriierungsfonds vorschreibt, nicht hat fehlen lassen, und kein „Kontakt“ auf länger als fünf Jahre laufen darf. Die Behandlung auf den Pflanzungen selbst ist nicht allzu schlimm, da die Ware teuer ist. In Benguela kann man einen Jungen für 200 und ein hübsches Mädchen für 500 Mark bekommen. Aber der Preis für einen guten „Servical“ per Lieferung auf den Inseln selbst erreicht 700 und selbst 800 Mark.

Daneben wird den Leuten ein „Lohn“ von etwa fünf Mark pro Monat ausgezahlt. Konkubinen und gute Dienstboten erhalten auch erheblich mehr. Aber wer der Gefangenschaft oder dem ungesunden Klima zu entfliehen sucht, dem droht schwere Auspeitschung, und gegen Sklaven, die in den Wäldern Zuflucht suchen, werden furchtliche Jagden veranstaltet. Das schlimmste Übel sind nicht die Zustände auf den Inseln selber, sondern die Sklavenkübelreien und Sklavenjüge im Inneren, ohne die jene nicht möglich sind. Noch immer haben die Berechnungen Livingstones Geltung, daß von zehn Graublättern nur einer lebend die Küste erreicht, während die anderen, mit List und Gewalt ihrer Heimat entführten Opfer des schimpflichsten Handels unter unmenschlichen Mißhandlungen und Quälern elend auf dem Wege verkommen. Gegen dieses seit Menschengedenken herrschende, wohlorganisierte System, auf dem die jetzige wirtschaftliche Rentabilität und die — Steuerkraft von San Thomé und Principe begründet sind, geht die portugiesische Regierung mit ungereichenden Mitteln vor. Vielleicht regt sie der von Nevinsen angeregte Gedanke eines internationalen Boykotts portugiesischer Kakaos zu kräftigerer Verteidigung der auch Ungläubige und Schwarze umschließenden, allumfassenden



Die rasende

Ärztlicher Stich von Eduard Gaertner um 1780 nach einer



e Potiphar
in einem Gemälde von Alessandro Veronese (1582–1648)



502. Das Wechseln des Hemdes. Ausdrucklich von Klimt nach Blaiger

Menschenliebe an, die allsonntäglich von den Priesterscharen, daran es in Portugal wimmelt, gepredigt wird.

Am Sonntag, wo man mehr Zeit hat, erscheint dann im „Unterhaltungs“-Teil das beliebte Feuilleton, das inbezug auf die Verstecktheit der Quellenangabe einem Wundernduel gleicht. Diesmal behandelt es die Sklavenjagden: ... aber völlig zu besiegen war die afikanische Sklaverei bisher nicht, denn sie ist eine alte soziale und wirtschaftliche Institution dieser Erdteile, welche die kolonisierenden Völker immer noch respektieren müssen, wenn sie sich nicht ihre eigene Fleisch schneiden wollen. Soweit sie nur Haußslaverei ist, ist sie verhältnismäßig harmlos, denn es bedarf ja meist keiner frischen Zufuhr von außen; die Haußslaven ergänzen sich selbst. Man hat aber, wie die



503. Im russischen Frauengemach. Auszemer russischer Künstler

österreichische Monatsschrift für den Orient konstatiert, erst kürzlich wieder sehen müssen, daß die früheren Sklavenjagden noch existieren. Es bilden vor allem noch gewisse Teile des Sudans und Äquatorialafrikas den Schauplatz von Sklavenjagden, deren Ausbeute vornehmlich durch die Sahara einerseits nach Marokko, andererseits nach dem türkischen Nordafrika ihren Weg nimmt, von wo sie dann später nach dem türkischen Asien und Europa geführt wird. Verübtig waren bis in die allerjüngste Zeit die Raubzüge der Sultane von Wadai. Es ist in der Tat vorgekommen, daß ein Wadaibier bis vor die Tore des französischen Militärpostens Fort Achambault vordrang und die Eingeborenen mit sich schleppte. Ein Teil der von Wadai fortwährend geraubten Sklaven blieb im Lande und wurde bei der Feldarbeit verwendet, der andere Teil, zumeist Frauen und Kinder, wurde nach dem türkischen Nordafrika ausgeführt. Der Sultan von Wadai hatte begriffen, daß durch die Franzosen seine Unabhängigkeit bedroht wurde und suchte sich für den unvermeidlichen Kampf durch Beschaffung moderner europäischer Gewehre zu rüsten. Diese konnten nur auf Strafen bezogen werden, die noch nicht von Europäern beherrscht wurden, das heißt aus türkisch-Nordafrika. So gingen denn von Wadai die geraubten Sklaven den langen Weg durch die Wüste und wurden im türkischen Gebiet den Türken gegen Schnellfeuergewehre eingetauscht. Als in den letzten Jahren französisch-Streifkorps in der Sahara nördlich von Wadai operierten, schnitten sie nicht selten solche Sklaventransporte und dann auch wieder Waffenkarawanen ab. Bei der Besiegung der Hauptstadt Abeschr durch die Franzosen im Juni 1909 fanden sich denn auch 150 Sklaven vor, die gerade nach dem türkischen Gebiet hätten abgehen sollen. Seit dieser Zeit hat die Sklavenausfuhr und damit auch der Sklavenraub dort nachgelassen. Nicht soviel ist in dem Nachbarsultanat Darfur erreicht worden. Nach dem Fall des Mahdireiches nahm dort mit Zustimmung der anglo-ägyptischen Regierung ein Mitglied der vertriebenen Sultansfamilie den Thron ein. Sie stellte dem neuen

Sultan einige Bedingungen, überließ ihn aber sich selbst mit dem Erfolge, daß er sich um seine Verpflichtungen nicht mehr kümmerte. Um nun gerüstet zu sein, wenn die Engländer ihn einmal mit Waffengewalt daran erinnern sollten, macht es der Sultan von Darfur genau so, wie es bisher jener in Bodai machte; er raubt Slaven in südlichen Nachbarländern und verhandelt sie nach der Türkei gegen Schnellfeuergewehre und Munition. Dieses Verhältnis wird sich vorläufig leider nicht ändern, und die türkischen Erlaß werden wohl kaum verhindern, daß Darfur seine Slaven nach wie vorher in der Türkei los wird. Im Westen gibt es in Marokko Slavenmärkte, die ganz offen abgehalten werden. Die Zufuhr kam früher aus dem Nigerbogen, wo der große Räuberfürst Samori die Ware besorgte. Heute allerdings ist dort für Slavenjagden kein Feld mehr, und die Senegallinie ist durch Militärposten wirksam gesperrt. Aber in großen Teilen Mauretanien, das heißt des Saharagebietes zwischen Senegambia und Marokko, sind noch Slaven zu bekommen, und zwar durch die Vermittelung der herrschenden Maurenstämme, welche die Slaven in den Dolen rauenben. Es handelt sich hier in der Sahara um so gewaltige Gebiete, daß die wenigen Stationen die Slaventransporte nicht hindern können, andererseits lebt das Geschäft trotz aller Gefahren, weil es einträglich ist, und Jahre werden wohl vergehen, bis der Slavenhandel in Afrika völlig abgeschafft ist.



504. Harem's Leben. Gemälde von Eugen Delacroix. 1834

69*

Das „Interesse“ einer solchen Lefewoche ist unstreitig erheblich, um nicht zu sagen: voll Eifers um die Sache. Aber Geduld. Es gibt noch mehr Wochen im Jahre und auch noch andere Erdteile. Da finde ich schon gleich wieder etwas und diesmal pure „Unterhaltung“. Es ist eine Skizze des Dänen Biggo Garling. Sie ist kein Meisterwerk, aber auch keine leise ein literarischer Quadratschund, wie jene faulenden Slavenerzählungen, auf die eingangs hingedeutet wurde. Sie ist sogar ein psychologischer Beweis dafür, wie blauartig schnell jenes lustbetonte Machtgefühl, von dem ich nun schon so viel gesprochen habe, bei einer gegebenen Gelegenheit zum Ausdruck kommen kann und wie auf der Gegenseite ebenso plötzlich der wilde Rache-Instinkt auslodert und das ganze Dasein mit einem Male hinabschlängt. Die Szene spielt Mitte der achtziger Jahre in New-York:

... Der Angeklagte, ein langer, hagerer Neger mit einem Wollkopf stand vor den Schranken, um sein Urteil entgegenzunehmen. Sämtliche Anwesenden fannen aus Zeitungsberichten die hässlichen Einzelheiten des Falles. Es ging darum ein Seuscher der Freude und Besiedigung durch den Saal, als die Geschworenen nach vierstündiger Beratung den Neger des Totschlagens im ersten Grade schuldig erklärt hatten. Das Pergamentgesicht des Richters war tief in den Altersrinnen begraben. Er blätterte die Papiere noch einmal durch, rückte die Lorgnette zurecht, stand auf und verkündete: James Arthur Sullivan aus Virginia wird hiermit auf Antrag der Jury zum Tode verurteilt! Ein kalter Schauer durchfuhr die Zuhörer. Ein Gefühl des Grauens, ja, des tödlichen Entsetzens lärmte eine kurze Sekunde alle. Der Neger schloß die Augen, und die Gedanken durchstrichen sein Gehirn. Es war ihm, als sähe er das alles plötzlich zum erstenmal — die ganze Geschichte, wie er sie erlebt hatte. Das Gang war so traurig. Seine Knie drohten einzufallen, und er mußte nach einer Stütze tasten, um nicht zusammenzubrechen. Er fühlte sich so unsaglich vereinfamt und verlassen, er, der schwarze Verbrecher unter allen diesen Weisen. Er bemerkte, daß sie sich über das Urteil freuten; er fühlte, daß ihnen seine Hinrichtung Freude bereiten würde. Wie hätte es auch anders sein können? Er war ein Mörder, und solche tötet man. Seine Eltern waren Slaven bei einer reichen Pflanzerfamilie im Süden Virginias gewesen. Nach dem Krieg wurden sie freigegeben, blieben aber in ihren alten Stellungen. Auf diesem Gut wurde er geboren, und hier wuchs er mit dem gleichaltrigen Sohn des Pflanzers, Jakob Field, auf. Dieser und der schwarze Jimmo lebten wie Brüder und spielten zusammen auf den Baumwollfeldern und in den Wäldern. Für sie bestand kein Unterschied zwischen schwarz und weiß, sie waren alle gleich gut und begannen große Liebe zueinander. Aber die glückliche Kindheit entchwand. Jimmo war vierzehn Jahre, und der Gutsbesitzer konnte ihn nicht länger behalten; er mußte nach New York, um dort sein Leben nach besten Kräften zu fristen. Jakob und Jimmos nahmen Abschied voneinander, beide weinten, als der Zug fortzog. — In Newyork erwartete Jimmy eine harte Zeit. Von Geburt an war er gewohnt gewesen, sich mit den Weißen als auf gleisem Fuß stehend zu betrachten, den Stachel des Rassenhauses hatte er nie gefühlt. Jetzt stand er auf einmal in dieser großen weißen Stadt, wo die Leute seine Farbe tief verachtet waren, liberal begegneten ihm falte teilnahmslose Männer. Die Weißen auf der Straße sahen ihn faul, er war gleichsam Lust für sie. Für einen Neger hatte man nur eisige Kälte. Lange streifte er umher, ohne Arbeit finden zu können, er war ja ein plumper Bauerneiger, der überall Unheil anrichtete. Er lebte von zufälligem Raub und schleppte sich aus diese Weise durch fünf lange Jahre. Unterdessen war Jakob Field seine Studien wegen nach Newyork gekommen; aber Jimmo, der jetzt genug den Unterschied zwischen Tag und Nacht kannte, dachte nicht daran, ihn aufzufinden. Der Neger litt Hunger und Not, bis er endlich eines Tages eine Anstellung, übrigens ein schmückiges Geschäft, erhielt. Er sollte als „Schreiber“ vor einem Eierladen auf Coney Island dienen. Diese Eierläden sind wie gewöhnliche Schiebuhnen eingerichtet, nur schleicht man nicht, sondern man wirft mit faulen Eiern nach dem Ziel, dem Kopf eines Negers. Obwohl es gut bezahlt für einen Schwarzen, so am Pranger zu stehen, so betrachtet man doch eine solche Stellung als die niedrigste, zu der ein Mann herab sinken kann. Aber Jimmo hatte keine andere Wahl, er mußte sich in die faulen Eier finden. Da geschah es eines Tages, daß sein alter Freund, Jakob Field, in Gesellschaft einiger junger Studenten auf die Schiebuhnen gekommen war. Jimmo erkannte seinen früheren Kameraden sofort, dieser ihn aber natürlich nicht. Die Studenten waren sechs junge Leute, die tief in den Brotrat griffen und ihm ein faulnes Ei nach dem andern an den Kopf warfen. Jakob Field war an der Spie. Er arbeitete systematisch. Ei um Ei flog aus seiner Hand und „erscholl“ an der Stelle des Negers. Die jungen Menschen lachten und jubelten über ihre Feigheit. Aber nun konnte es der Schwarze nicht länger aushalten. Tränen traten ihm in die Augen, und er rief mit heiserer, flackernder Stimme: „Mr. Field! Werfen Sie keine Eier mehr. Ich bin Jimmo!“ Einen Augenblick entstand Schweigen. Dann begannen die Studenten zu lachen. Was bildete sich der schwarze Kerl ein? War er vielleicht einer von Fields Freunden? — Aber Jakob war still geworden, als er Jimmoms Stimme



505. Arabischer Sklavenmarkt. Radierung nach einem Gemälde von Horace Vernet. Um 1845.



506. An die Arbeit!
Englischer Kariker. 1832

neben die Kelle und weinte den Rest der Vosselt aus. Er war wieder gut und frisch geworden, als die Polizei ihn fachte. So war das Ganze zugegangen! — „Bringt den Arrestanten hinaus!“ erönte die Stimme des Richters durch den Dunst des Gerichtsstalls. Drei Polizisten ergingen ihm an den Handgelenken und zogen ihn durch den Saal, an den schreitenden Journalisten, den vornehmen Damen und dem ganzen neugierigen Hause vorüber. Er sah Triumph in aller Bildern. Glücklicherweise gab es noch Gesetz und Recht im Lande — —

Dieser „schwarze Jimmy“ erfährt wenigstens den „Segen“ eines ordentlichen Gerichtsverfahrens. Daß die Geschworenen ihn, den Angehörigen der dunkelpigmentierten Sklaventasse aus psychologischem Verständnis jemals freisprechen würden, liegt außerhalb des Bereichs der Denkmöglichkeit. Genau wie es selbstverständlich wäre, daß die hellpigmentierte Rasse der Herrinnenrasse freigesprochen und im Triumph durch die Straßen getragen werden würde, wenn sie in einer Aufwallung ihren Taschenrevolver auf den schwarzen Jimmy gezückt hätte, wäre er ihr auf der Straße nicht schnell genug ausgewichen. Dieselben Geschworenen hätten sie



„WE STILL PAY A POLL-TAX TO SUPPORT THE FLOGGING OF WOMEN IN JAMAICA.“
George Cruikshank del.

ARTICLE ON
SLAVERY IN THE WEST INDIES;
WESTMINSTER REVIEW, No. XXI.

507. Bestrafung der Unfruchtbarkeit
Zeichnung von Georg Cruikshank

hörte; dann brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus: „Aha, du bist Jimmy! Sieh, sieh! Dann ist es am besten, wenn du noch einen Schuß als Zugabe erhältst!“ — Er stülpte die Hemdärmel über die Schultern zurück, suchte mit Sorgfalt ein großes, stinkendes Ei aus und schleuderte es, ohne mit der Hand zu zittern, dem Neger mitten ins Gesicht. Das Ei zerbrach mit einem Knall, und das ekelhafte Geleb floß über das schwarze Gesicht herab. Die Studenten klatschten vor Entzücken. Jetzt verlor Jimmy seine Selbstbeherrschung. Der Haß flammte in ihm auf, alle Vosselt, die er in den letzten Jahren hatte ertragen müssen, kam zum Ausbruch. Er rannte auf Field los und schlug ihn mit geballter Faust auf den Kopf, bis sein Jugendgesicht tot zu seinen Füßen lag. Nun hatte er endlich Rache. Er setzte sich

dem Tiefinnersten ihres Gewissens hätten sie beide Male die läuternde Inbrunst der redlichen Handlungswise gespürt. Man wolle das nicht vergessen: der Mensch ist ein subjektives Getier, und seine Taten streben immer zum subjektiven Lustgefühl. Für den Schwarzen gilt in Amerika das ordentliche Gericht gewöhnlich als zu schade. Ich gab auf Seite 251 ein Beispiel der Lynch-Gehme. Der Weiße will sadistisch genießen. Willlette, der unermüdbar von diesen Dingen Elektrostrikt, hat's nach einer Zeitungennotiz gezeichnet (Abbildung Nr. 536). Man wartet mit dem Feueranlegen auf den leichten „train de plaisir“. Schon wählt sich von der Station her die ansierte Menge mit bestäubendem Paulenkenschall. Es gibt eine „Schau“, die nicht alle Tage vorkommt. Nur alle paar Wochen einmal. Die Gentlemen sind empört, wenn man ihnen ein nicht kommentärsäßiges Verfahren nachfragt. Sie schicken der Presse eine Berichtigung, die gerade und ehrlich ist, wie ihr Tun:

„Ich bitte Sie, zu erklären, daß die in Wastodon, Mississippi, vollzogene Lynchung des Negers Gurl in



508. Weißer und schwarzer Nettich. Karikatur von Knebel vor Berlin. 1840

aller Ruhe und in vollster Ordnung vor sich ging. Sie wurde von den angesehensten Leuten des Ortes, Bankiers, Advoleten, reichen Landwirten und Kaufleuten geleitet. Die Herren saßen zwar zusammen, um Gurl zu lynchen, verpflichteten sich aber ausdrücklich, ihn nicht allzu grausamen Martyrii zu unterwerfen. Es wurde daher auch auf den Leibnam nicht geschossen. Nach gescheiterter Tat trauten sich die Konter einen Raub an und steckten wilde Rufe aus, aber kein einziger ließ sich einfallen, das Opfer zu beschimpfen." Diese interessante Mitteilung erschien dieser Tage in vielen amerikanischen Zeitungen, und alle brachten sie ohne ein Wort des Tadelns und ohne jede Redaktionsbemerkung zum Abdruck. Verfasser der Mitteilung über die vornehme Lynchung von Mafodon ist ein Steuererheber namens Johann Müller, der Bruder eines Herrn Wilhelm Müller, der vor mehreren Wochen von dem Neger Gurl in der kleinen Stadt Mafodon ermordet worden ist. Wilhelm Müller hatte sich damals in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter zu Gurt begeben, um ihn in Haft zu nehmen, weil Gurl an einer weißen Frau einen beleidigenden Brief geschrieben hatte. Doch hören wir weiter, was Johann Müller, der Bruder des Ermordeten, über seine Konterfei zu Mafodon zu erzählen weiß: „Ich verlangte für mich nur ein einziges Vorerecht, ich wollte beim Hochschenke des Regers, den wir aufzumüpfen wollten, als ersten den Stiel in die Hand nehmen. Meine lieben Freunde und Nachbarn erklärten diesen meinen Wunsch für durchaus berechtigt und legten mit sein Hindernis in den Weg. Aber ich glaube, daß der Neger schon vor Angst tot war, als ich mit einem starken Zug ihn in die Kast hinaus beförderte. Er bewegte sich nicht mehr und zappelte nicht mehr mit den Gliedern; von dem Augenblicke, in welchem er hochgezogen wurde, zuckte sein



509. Die Aufficht. Zeichnung von H. Hecht. 1834

Muskel seines Körpers mehr; bevor ich noch den Streit in Bewegung setzen konnte, mußte ich den Reiter töten, denn die Beine zitterten ihm so, daß er nicht stehen konnte, er mußte infolgedessen auf der Erde liegen, bis die Verbrennungen zur Aufklärung verhindigt waren. Kurz, ich kann sagen, daß noch niemals vielleicht an einer Lynchung so viele wahrhaft vornehme Menschen sich beteiligt haben, und ich muß meinen Freunden meine volle Anerkennung aussprechen, weil sie mir die Gelegenheit gegeben haben, meinen Bruder zu rächen, ohne irgend etwas zu begehen, was als grausam oder unserer Zivilisation unwürdig bezeichnet werden könnte."

Aus Mexiko, dem Lande des Dynastes Diaz, hört man die aktuelle Nachricht: Yucatan, ein mexikanischer Staat, gehört fünf Großgrundbesitzern, die den Handel mit Menschenfleisch treiben. Dort gibt es, neben 3000 Chinesen, 8000 Naki aus Sonora und 100000 bis 125000 Mana (beides Indianervölker). Der Slave von Yucatan erhält keinen Lohn und fast keine Nahrung. Man hungert ihn aus und prügelt ihn. Nichts sperrt man ihn in einen Pferch, der einem Kerker gleicht. Krank sein darf er nicht. Er muß trotzdem arbeiten. Die manubarten Frauen werden geworungen, Männer ihrer Rasse zu heiraten, um Nachwuchs zu bringen. Eine Schule gibt es nicht. Alle Slaven hängen ganz von der Laune des Herrn ab, der sie straflos töten kann. Alle Slaven arbeiten von morgens vier Uhr bis in die tiefste Nacht. Sie erhalten nur eine Mahlzeit am Tage, bestehend aus Saubohnen, Fischen und Maisküchen.

Aber nicht nur im Lande der trübselig gefnachteten, einst glorreichen Azteken wiederholt sich die Versklavung zum menschlichen Lastwieg, auch in den großen Zentren der Vereinigten Staaten bringt der Hunger der Arbeitslosen dem Agenten die fette Tantieme des Menschenhandels. Man hörtte: Ein Philanthrop und Mitglied der Stadtverwaltung von Brooklyn versteigert jetzt meistbietend in öffentlicher Subhalaition Menschenware. Vor kurzem war es ihm gelungen, einen Weißen zu gutem Preis an den Mann zu bringen, ein Erfolg, der das Heer der Arbeitslosen mobil gemacht und dem Erneuerer des Slavenmarktes so zahlreiche Anerbietungen eingetragen hat, daß er sich genügt sah, das Geschäft zu organisieren und über die auf Lager befindliche Menschenware Kataloge drucken zu lassen. Die weißen Slaven figurieren in dem Katalog allerdings nicht unter ihrem Namen. Ein Mensch, der sich verlaufen, hat kein Recht mehr auf einen Namen, er ist eine Sache



510. Der Ansporn. Zeichnung von H. Hecht. 1834

geworden und wird als solche mit einer Nummer bezeichnet. So liest man unter Nummer 1 des Katalogs die Angabe: Mechanier von mächtigem Körperbau, Stiernacken, hellen Augen. Als Nummer 2 wird ein junger Bauer von kleiner, gedrungener Figur, aber ungewöhnlicher Körperkraft, als Nummer 3 ein Kammermädchen von großer Figur empfohlen. Die im Katalog figurierenden Nummern präsentieren sich öffentlich mit schwarzer Maske. Das amerikanische Gesetz verbietet wohl den Slavenhandel als solchen, ist aber denen gegenüber, die sich, vom Hunger getrieben, freiwillig zum Kauf bieten, machtlos. Die Zahl der sozusagen am Markt be-



In Versuchungsnoten

Berliner farbige Lithographie von Nordmann. Um 1855

511. Die Plantagenbefreiung. Zeichnungen nach G. Breitfeld. Um 1860





512. Herrin und Slave. Illustration von Numa zu „Unter Toms Hüte“

ganz neuen Methode der weißen Sklaverei so aktuell und brennend, daß sie ein großes farbiges Titelbild dazu brachte. Man sieht die masierten und nummerierten Männer, wie sie vom Manager vorgeführt und angepreisen werden. Im Vordergrunde aber steht, gleichsam als Hauptperson, eine hochelegante Dame in Atlas, mit Muff undboa aus Alaskafuchs und Paradiesreicher-Hut, und mustert die „Skaven“ kritisch. Eine andre, nicht minder elegante inspiriert im Hintergrunde die weiblichen Masken.

Ich sagte, die Zeitungen sind ein absolut sicherer Maßstab für das, was das Publikum interessiert. Nach dieser Übersicht über Anhängerungen der ganz großen Tagespresse, die ich des Raumes wegen denkbar knapp gestalten mußte, erhebe ich von neuem die angelünigte Frage: heißt das „geringe“ Interesse?

* * *

Ich kann auf sechs Druckbogen nicht eine Geschichte der Sklaverei von der Vorzeit bis auf den heutigen Tag schreiben. Ich kann nicht einmal einen Abriß davon geben. Wirtschaftlich betrachtet, ist es das gewaltigste Problem, das existiert; ja das Problem aller Probleme. Wenn man Urteilsfasser ist, kommt man in die Lage zu glauben, es sei längst abgetan. Bietet nicht das Strafgesetzbuch hinreichende Garantie, indem es bestimmt: wer sich eines Menschen durch List,

findlichen weissen Skaven beträgt bereits 300. Der seltsame Handel zeitigt begreiflicherweise auch eine seltsame Geschäftspraxis, die erneut bestätigt, daß Hunger und Liebe die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht bilden. So erhielt der Manager von einer Frau aus Texas folgenden Auftrag: „Ich bin Witwe, 35 Jahre alt und darf als hübsch gelten. Ich besitze ein Haus und ausehnliches Vermögen; was mir fehlt, ist ein Mann. Ich wünsche ihn schön und stattlich. Suchen Sie, bitte, einen solchen für mich.“ Und ein junger Schlosser schreibt: „Ich möchte an eine Frau verkauft werden. Wenn sie schön ist, verspreche ich, auf den Tabak, den Alkohol und das Fluchen zu verzichten. Sollte ich keinen Käufer finden, so muß ich mich beim Militär anwerben lassen, was mir als das größte aller Übel erscheint.“

Eine deutsche illustrierte Wochen-schrift sand das Interessir, daß sie ein großes farbiges Titelbild dazu brachte. Man sieht die masierten und nummerierten Männer, wie sie vom Manager vorgeführt und angepreisen werden. Im Vordergrunde aber steht, gleichsam als Hauptperson, eine hochelegante Dame in Atlas, mit Muff undboa aus Alaskafuchs und Paradiesreicher-Hut, und mustert die „Skaven“ kritisch. Eine andre, nicht minder elegante inspiriert im Hintergrunde die weiblichen Masken.

Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in Sklaverei oder Leibeigenchaft zu bringen, wird wegen Menschenraubs mit Zuchthaus bestraft? Und überdies, wo hätten wir denn im eigenen Lande Sklaverei oder Leibeigenchaft? Wir haben sie genau so wenig, wie es in Hamburg nach amtlicher Angabe Vordelle gibt. Wer die Institute von St. Pauli besichtigt und über die Ableugnung verwundert ist, erfährt, daß dies „Behörbergereien“ sind. Aha. Der Japon ist kein Jupon mehr, sondern ein Unterröckchen. Auf diesem Sprachstandspunkt verstehen wir uns um so besser. Wir verstehen, daß der Sklave von früher, der zu arbeiten hatte, heute ein Arbeiter heißt. Was ändert dies an dem wirtschaftlichen Wesen des Slaventums? Dir die Mühe, mir den Genuss, sprach die Herrschaft von ehemals. Tut sie heute anders? Was ist denn summa summarum geändert? Das daß das Leben des Arbeiters gesicherter ist, als das des Sklaven? Die moderne Medizin hat ein besonderes Gebiet, das früher unbekannt war: Berufskrankheiten. zerfressene Knochen, lädierte Sinnesorgane, vergiftete Eingeweide, verstümmelte Gliedmassen. Sehr schön gesagt: Berufskrankheiten. Aber bloß die Arbeiter kriegen sie. Unten in der Erde geben ihnen die schlagenden Wetter den Genickstoss. Oben genießen andre behaglich am Ofen die Kohlenglut, und wenn sie zum Vergnügen in den Schacht fahren wollen, um den gruslich angenehmen Gegenzug zu kosten, so verweht man ihnen das unterirdische Stündchen, weil ihnen eventuell was passieren könnte. Die Prozen der römischen Kaiserzeit hielten sich den Gegensatz bequem zur Hand. Wenn die Tafel im Gange war und die bestimmende Wirkung des marmorengleisenden Prunks nachließ, erhob sich der Hausherr und führte seine Gäste durch die Flucht der Säle in ein niedrig baufälliges Loch von Kammer, die taberna pauperum, deren schmuhiige Sparten nach plebs stanfen. Hier bekamen sie bald die Nase voll von Armut und üblem Arbeiterschweiß. Dann ging's aufatmend, berausend, bewundernd wieder zurück in den Speisesaal, wo der Plafond sich aufzun fann und Rosenblätter regnet. Die moderne Wohltäterin muß sich mehr Umstände machen. Es ist eine Strapaze, bis in den Osten der Weltstädte zu fahren und über ausgetretene Steigern durch Weisheitsdämpfe, Windelatmosphären und versoffenes Geschrei in die Mansarden zu klimmen. Man muß danach ein Bad nehmen und das Kleid auf den Balkon hängen.



513. Die gebieterische Kreolin
Kupferstich von Rama zu „Unter Tom's Huie“

Die Herrschaft, der der Arbeiter-Sklave dient, ist kein menschliches Wesen mit zuweilen gnädiger Laune. Er dient dem Aktienpapier, das ohne Mitleid seine fälligen Coupons abtrennt. Die Genießer der Coupons sind verborgen und noch schwerer zu entdecken, als der Teufel Bitru der Freimaurer. Wenn das Geschäft nicht geht, von dessen Gehirn der Arbeiter nichts hat, so wird er gegangen. Jammert er beim Director, beim Ingenieur, beim Obersteiger, so gibt's nur gesuchte Achseln. Man ist selber bloß Löhnling der Aktie. Die Aktie nimmt nur die Kraft und schleift den Leib beiseite, der ihr nicht eigen ist. Der Leib des früheren Sklaven war immer noch ein Wertobjekt. Manches ist anders, als vordem. Es gibt Organisationen und Fürsorge und Schutzgitter und Klebemarken. Aber im Durchschnitt des Jahrtausends geschieht: was ist denn wirtschaftlich gleichmäßiger verteilt gegen früher? Es ist eine bloße Spizialitätigkeit zu behaupten, wir hätten kein wirtschaftliches Sklaventum mehr.

Doch nicht vom Wirtschaftlichen ist hier der Ort zu reden. Sondern wie sich die seelischen Spannkräfte unter Verhältnissen offenbaren, zu denen von sich allein aus und ohne Wirtschaftliches eine Hinneigung zeigen (vgl. die Kapitel III., IV. und V.). Die Unabänderlichkeit der psychischen Spannung zwischen dem Machtgefühl der einen und der Untertänigkeit der andern tritt oft überraschend krass hervor, wenn sich Leute darüber äußern, die von Amts wegen das Prinzip der Nächstenliebe d. h. der psychischen Ebenbürtigkeit aller Menschen vertreten. Ich habe in den genannten Kapiteln nachgewiesen, daß es solche psychische Ebenbürtigkeit schlechterdings nicht gibt, aus Gründen der variablen und der auch aus Schmerz und Untertänigkeit geschöpften Lustreize. Der Bischof Henle von Regensburg erklärte vor drei Jahren im bayerischen Reichsrat: „Hohe Herren! Ich bin leider veranlaßt, Seiner Exzellenz dem Herrn Verkehrsminister in einer seiner Äußerungen, die von ganz besonderer Tragweite ist, widersprechen zu müssen. Seine Exzellenz haben zwischen Christentum und Sozialdemokratie eine Analogie gezogen. Hohe Herren! Zwischen der Sozialdemokratie und dem Christentum besteht gar keine Analogie, weder in den Zwecken und Zielen, also weder in der Tendenz, noch in ihrer gegenseitigen Entwicklungsgeschichte. Seine Exzellenz haben hingewiesen auf die soziale Entwicklung des Christentums. Das Christentum hat sich mit der sozialen Frage Jahrhunderte lang nicht beschäftigt. Wenn Seine Exzellenz die Güte haben wollten, die Paulinischen Briefe nachzulesen, so würden Sie aus denselben entnehmen, daß der Apostel Paulus beständig dahin gewirkt hat, sich in die gegebenen Verhältnisse



514. Der Kata. Zeichnung von Zentner. Paris 1871.



515. Dame im Kostüm Louis XIV. Zeichnung von Grévin. 1865

zu schicken. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben, wenn er nicht freiwillig von seinem Herrn der Knechtschaft enthoben wird. Das Christentum hat also mit der Sozialdemokratie in Beziehung auf seine Entwicklungsgeschichte und seine Stellung zur sozialen Frage auch nicht die geringste Verührung. Das möchte ich hier konstatirt haben."

Es gab ein Aufsehn über diese Worte. Denn man ist wenig orientiert darüber, daß die gepredigte Nächstenliebe seit Beginn unsrer Zeitrechnung praktisch immer bedeutet hat: Sklave, liebe deine Herrschaft! und: Untertan, liebe deine Vorgesetzten! und: So dich einer von diesen auf die rechte Backe schlägt, halt ihm auch die linke hin! Die „Historisch-politischen Blätter“ beeilten sich denn auch, den Bischof aus der Tinte zu ziehen. Sie erklärten, und dies allerdings mit Recht, daß es im Urchristentum eine soziale Frage noch nicht gegeben habe. Oder habe etwa Christus jemals Stellung zur Sklavenfrage, in der doch die soziale Frage allererst brennend geworden sei, genommen? „Wesentlich in derselben Lage befanden sich die Apostel auf dem Missionsboden der griechisch-römischen Welt. Mochte auch die Sklaverei an sich dem Geiste ihrer Frohbotsschaft zu wider sein, sie rührten mit seinem Finger an dem Institute. Ihr Evangelium war nicht ein Programm der Weltverbesserung, sondern Bekündigung einer Welterlösung; ihre Missionstätigkeit war nicht nach einem sozialpolitischen, sondern ausschließlich religiösfürstlichen Gesichts- und Zielpunkte orientiert . . . Paulus verliert nie den rauhen Boden der Wirklichkeit unter seinen Füßen. Aber sein Blick geht, wie der seines Meisters, durchaus nach innen. Und es wäre ganz verkehrt, aus der



516. Die Behme. *Anonime Zeichnung*



517. Lebende Fahrräder. *Anonime Zeichnung*

apostolischen und speziell paulinischen Mission eine soziale Agitation zu machen. Nichts lag den Aposteln ferner, als eine soziale Bewegung wider die bestehende Gesellschaftsordnung herauszubeschwören; seinem von ihnen fiel es ein, die Gesellschaftsklassen zu verrüsten oder rein weltliche Dinge auf das religiöse Gebiet zu verpflanzen."

Der „religiös-sittliche Gesichtspunkt“, der hier einzig den Aposteln zugestanden wird, ist der innere, psychologische, masochistische, der in der Demut Erhebung d. h. Lust sucht. Die Erkenntnis dieser Dinge und das starre Festhalten daran ist nicht eine Eigenschaft nur des Katholizismus, sondern der christlichen Religion überhaupt. Luther hat ausdrücklich gesagt: „Es soll kein Leibeigener sein, weil uns Christus befreit hat. Was ist das? Das heißt christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Hat nicht Abraham und andere Patriarchen und Propheten auch Leibeigene gehabt? Lest S. Paulus, was er von den Knechten, welche zu der Zeit alle leibeigen waren, lehrt! Darum ist dieser Artikel (die Forderung der Aufhebung der Leibeigenschaft) straßs wider das Evangelium und räuberisch, damit ein jeglicher seinen Leib, so eigen geworden ist, seinem Herren nimmt. Denn ein Leibeigener kann wohl Christ sein und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker Christ ist und doch nicht frei ist. Es will dieser Artikel alle Menschen frei machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltliches, äußerliches Reich machen, welches unmöglich ist. Denn weltliches Reich kann nicht bestehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen, daß etliche frei sind, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Untertanen.“ Und die Christenländer, die von den Türken gefangen worden sind, ermahnt derselbe Luther: „Du mußt denken, daß du deine Freiheit verloren hast und eigen geworden bist, daraus du dich selbst ohne Willen und Wissen deines Herrn nicht ohne Sünde und Ungehorsam wirken kannst. Denn du raubst und siehst damit deinem Herrn deinen Leib, welchen er gelaufen oder sonst zu sich gebracht, daß er forthin nicht dein, sondern sein

Gut ist wie ein Vieh oder andere seine Habe." Luther ist, wie meistens, ein derber Kumpan und scheut vor starken Folgerungen nicht zurück. Die kirchlichen beider Bekanntschaften haben jedenfalls keinen Anlaß, sich diese Gesichtspunkte gegenseitig unter die Nase zu reiben.

* * *

Unendlich vieles wäre hier zu sagen, was psychologisch zur Sache gehört. Beispiele aus aller Welt vom Übermunde der Herrschenden und von der prompten Selbstingabe des Sklaven. Wie der Sklave zum Haustier wird, zur Sache, bemüht, gesellschaftlich, weggeworfen. Doch der geringe Raum, den die Bildgruppe dieses Kapitels umschließt, zwingt mich, nur das Allerwichtigste zu sagen und das andre mit Bedauern zurückzulassen. Nur eine Probe noch aus der satirischen Zeit, stilisiert in dem ehrnen Stile Flaubert's, des gewaltigen Sprachkünstlers. Schon einmal gab ich ein Zitat aus seiner "Sarabamo" und erwähnte, was man ihm dafür hat am Zeuge sitzen wollen (Seite 248 49). Es ist unmöglich, den brutalen Geist des Altertums eindringlicher zu rekonstruieren:

Hamilcar schlug den Weg nach der Mühle ein, aus der ihm ein schwermütiger Gesang entgegenrollte. Mitten im Staube drehten sich die schweren Mühlsteine, das heißt zwei übereinander liegende Porphyrtiegel, deren oberer einen Trichter trug und sich vermittelst starker Stangen auf dem untern drehte. Sklaven schoben sie mit Brust und Armen, während andre an Klemmen zogen. Das Scheuern derselben hatte an ihren Achseln eine elternde Kruste gebildet, wie man sie auf dem Rücken der Esel findet, und der schwarze, schlaffe Schutz, der kaum ihre Häften bedeckte und an den Enden herunterhing, schlug ihnen wie ein langer Schwanz gegen die Kniekehlen. Ihre Augen waren gerötet, ihre Füßlein stinkten; ihre Brust leuchtete im Takt. Vor dem Munde trugen sie, mit zwei Grateichen befestigt, einen Mantord, so daß sie nicht von dem Mehl essen konnten; und ihre Hände steckten in Fausthandschuhen, damit sie nichts davon nähmen. Beim Eintreten des Herrn trachten die höhernen Stangen stärker. Das Korn knirsche beim Mahlen. Mehrere hielten aufs Knie, die andern zogen weiter und schritten über sie hinweg . . . Gudenem (der Sklavenaufseher) hatte die Verstüm-



518. Heimkehr vom Sklavenmarkt. *Naoumische Zeichnung*



519. Der ungeldige Sklave. *Naoumische Zeichnung*

melten hinter den andern verschickt. Hamilcar erblickte sie. — Wer hat dir den Arm abgeschlagen? — Die Soldaten, Auge Baals. — Dann fragte er einen Sammler, der wie ein verwundeter Reiter schwankte: Und du, wer hat dir das getan? — Der Aufseher hatte ihm mit einer Eisenstange das Bein geschmettert. Diese sinnlose Grausamkeit empfing den Suffeten, und Giddemem die Bagatelle aus den Händen reißend, schrie er: Auch dem Hunde verleiht! Sklaven verschümmeln! Gütt der Tanit! Ha, du rächtet deinen Herrn zu Grunde! Man erschüttete ihn im Mist! Und die Zehlenden? Wo sind sie? Hast du sie mit den Soldaten ermordet? — Sein Antlitz war so schrecklich, daß alle Weiber entflohen. Die Sklaven wichen zurück und bildeten einen weiten Kreis um beide. Giddemem lächelte wie mahnend Hamilcars Füße; dieser stand noch immer mit geballten Fäusten vor ihm. Doch in seinem auch im Drange der Schlachten ungetrübten Geiste erinnerte er sich tausend wideriger Dinge und Schändlichkeiten, von denen er sich abgewandt hatte; und im Lichte seines Jernes sah er jetzt wie im Wettersturm mit einem Schlag alle seine Missetaten vor Augen. Die Verwahrer der Landgüter waren entzweit, aus Furcht vor den Söldnern, vielleicht im Einverständnis mit ihnen. Alle betrogen ihn; schon zu lange bezwang er sich. Man führt sie her! schrie er, und zeichne sie auf der Stirn mit glühenden Eisen als Zeiglinge! — Da drohte man Stricke herbei, Hölzerne, Weizer, Ketten für die zu den Bergwerken Verurteilten, Pfähle, um die Beine zusammenzupressen, Nummeln, welche die Schultern umschlossen, und Stropone, dreisträhnige Peitschen, die mit eckigen Haken versehen waren. Alle diese Dinge wurden in der Mitte des Gartens niedergelegt. Dann wurden die Verurteilten mit dem Gesicht gegen die Sonne, gegen Moloch, den Verzehrer, auf den Bauch oder Rücken hingestreckt, und die mit Gelbgelbem bestraften aufrecht an die Bäume gebunden, neben ihnen zwei Männer, einer, welcher die Schläge zählte, und einer, welcher schlug. Er schlug mit beiden Armen. Die Römer pfiffen und schlugen die Kinder von den Platanen. Das Blut spritzte wie ein Regen auf die Blätter, und rote Fleischmassen wanden sich heulend am Fuße der Bäume. Die, welche in Ketten gefesselt wurden, verzerrten sich das Gesicht mit den Nageln. Man hörte die Holzschrauben krachen; dumpfe Schläge erklangen; bisweilen gellte ein schriller Schrei durch die Lust. In der Nähe der Käthe schlürften Männer, die zwischen zerlumpten Kleidungsstückern und abgeschnittenen Haaren hockten, mit Fächern die Kohlen, und ein Geruch von verbranntem Fleische stieg empor. Die Gepeinigten brachen zusammen, doch die Stricke an ihren Armen hielten sie hoch, und sie ließen den Kopf mit geschlossenen Lidern auf den Schultern hin und her rollen. Die übrigen, welche zusahen, begannen vor Entsetzen zu schreien, und die Löwen, die sich vielleicht des Festmahl's erinnerten, reckten sich gähnend am Rande ihrer Gruben — — —

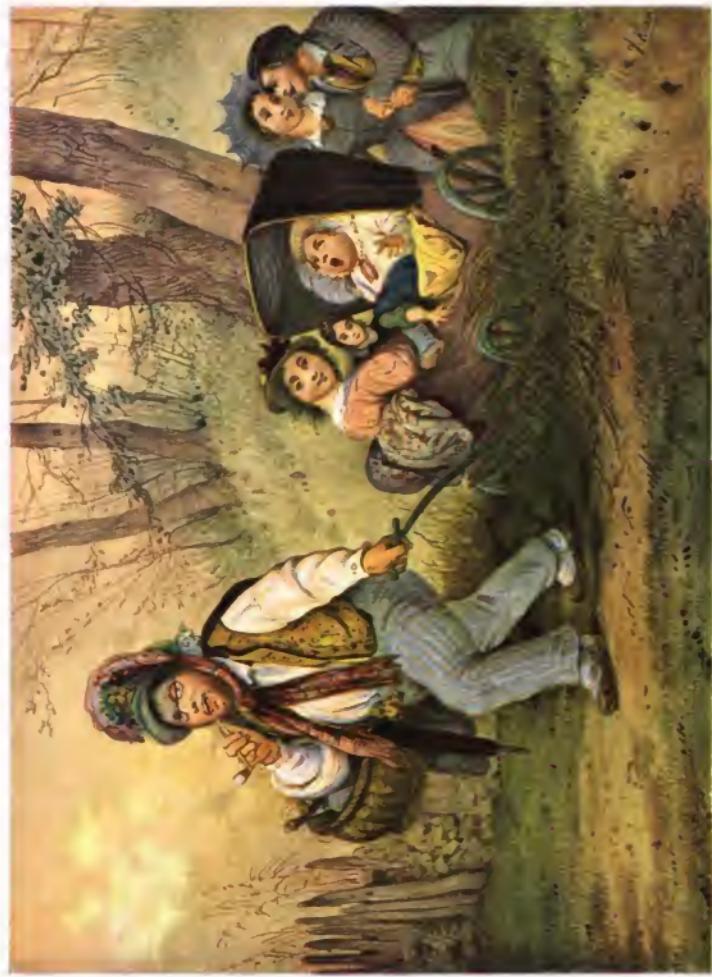
Das ist Antike. Gewaltsam, maslos, erschütternd und mit tragischer Gebärde. Was uns gemeinhin vorgesetzt wird, besonders an Pinseleien, wie der süßliche „Sklavenhandel“ (Abbildung Nr. 532) ist Travestie, Maskerade. Eine Antike, wie sie der Betreffende haben möchte; nicht, wie sie war. Das schlimmste Zerrbild hat ein neuerer, gründlich verfluster Autor verbrochen: edte Römertostume, darinnen lusterner Pariser Potentum, nebst urchristlichem Marionettenanhang. Quo vadis, Domine Sienkiewicz? — Zum Klingenden Erfolg!



520. In der Hängematte. Englisches Spielstück. 1808

Nun, das Allerwichtigste wäre die Frage: wie stellt sich das Weib zu der gesellschaftlichen Institution der Sklaverei? Zur Beantwortung gebe ich zunächst eine Schilderung aus einem exotischen Milieu. Aus verschiedenen Gründen. Es ist ein Auszug aus dem Tagebuch von Paul Pogge's, der sich 1875 der Kassange-Expedition unter Homener anschloß und dann ganz allein nach Mussumba, der Residenz des Muata Jamvo ging. Zur Erläuterung bemerke ich noch, daß der Name „Kufolscha“ eine Königin bedeutet, die neben oder eigentlich über dem vaterrechtlichen König regiert.

Der brave Gatte. Zartige Illustration nach St. Adam. 1840



Sie ist offenbar der einzige Rest einer früheren mutterrechtlichen Verfassung. Auch in andern Negerreichen oder Beirten kommt sie unter demselben Namen vor. Auf Seite 412—415 sind bereits ähnliche Zustände berührt worden. Also Pogge hat unter anderem folgende Tagesaufzeichnungen gemacht:

„Der ganze Nachmittag verging mit dem Empfang von massenhaften Besuchern der Großen des Orts, von denen viele Geschenke: Ziegen, Palmwein, Maniotmehl, Bananen, Ananas &c. überbracht wurden. Einzelne dieser Herren, (sog. Kilolo's) ritten auf den Schultern eines Sklaven und waren von einigen Sklaven und Weibern umgeben. Unter ihnen befand sich der Bruder der Amari, ebensfalls auf den Schultern eines Sklaven reitend, begleitet von vier seiner Weiber, welchen er den Weisen unter seinem Schutze zeigen wollte...“

Meine Dolmetscher suchten mich heute zu überreden, zu Muata Jamwo zu gehen, um

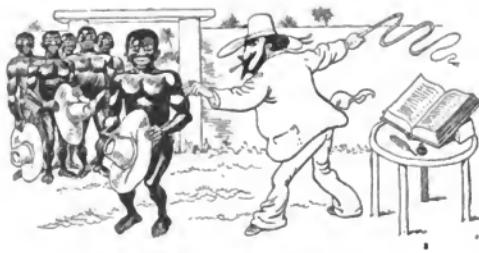
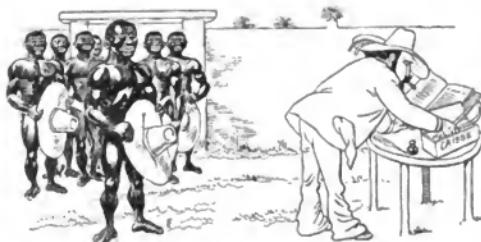
ihn von der Flucht meines Sklaven zu benachrichtigen, eventuell um Wiederergreifung desselben zu bitten. Ich lehnte ihr Gesuch indessen ab, um Muata Jamwo davon zu überzeugen, daß ich auf den Erwerb von Sklaven nichts gäbe. Wenn den schwarzen Sklavenhändlern in Musumba Sklaven entwischen, so ist es Gebrauch, daß sie dem Herrscher davon Anzeige machen. Als bald spielt in der Kipanga die Holzpauke (Gingwua) unter besonderen Schlägen, wodurch den Einwohnern Musumba's angekündigt wird, daß etwas Besonderes vorgesfallen sei, und Muata Jamwo besondere Wünsche hege. Die Gingwua vertritt in Musumba das europäische Amtsblaßt. Sobald es nun durch die bestimmten Töne des Instruments bekannt geworden ist, daß ein Sklave entlaufen ist, und von Muata gewünscht wird, daß er wieder aufgegriffen werde, bemüht sich jeder loyale Untertan, dem Befehle seines Königs nachzukommen, wodurch denn auch die meisten entwischten Sklaven in der Umgegend von Musumba leicht wieder aufgegriffen und dem Häuptling resp. den Eigentümern zurückgestellt werden. Dem Muata Jamwo gebührt für die Ergreifung und Zurücksternthaltung eines Sklaven als fester Saz eine Divunga (4 Yards Zeug)... Heute endlich erschien die Lukofescha, die größte Würdenträgerin in Lunda nach dem Muata Jamwo. Ich befand mich gerade im Warenlager bei der Abnahme des Gepäcks, als ich von meinen Leuten herausgerufen wurde. Sie erschien in einer Tipova, getragen von acht Negern, und war umgeben von einer großen Anzahl Damen, die sämtlich, so wie sie selbst, mit etwas neuer Fazenda bekleidet waren. Um ihre Fußknöchel und Handgelenke hatte sie viel feine Kupferspangen, um den Hals viel Perlenschmuck. Als ich auf sie zugeing, ihr die Hand zu reichen, wandte sie sich lachend ab; doch nach einem Zureden meiner Dolmetscher reichte sie mir mit abgewandtem Gesicht die Hand. Die hohe Dame war übrigens weniger zeremoniell als Muata Jamwo, und ließ ihre Fragen und Antworten durch Ebo direkt verdometschen. Allmählich, nachdem ich sie mit vier bunten Taschentüchern beschient hatte, begann sie, mich sehr oft zu

Guss-Aind. Weiberehreßt

71



521. Herrschaft und Gefinde
aus dem „Caricaturen-Album“ von 1889



522—524. Abköhnung. Zeichnungen von Gacan d'Aze.

druck auf mich machte. Ich habe ihnen mein Haar, meine Arme und Füße ganz genau zeigen müssen, welche sie mit vieler Bewunderung angafften und berührten. Die Lufolecha mag 22 bis 25 Jahre alt sein; ihre Figur ist schlank und hoch, ihre Hautfarbe hellbraun, sodass meine Dolmetscher äußerten, sie sehe aus wie eine Mulattin an der Küste. Sie war einige Tage frank gewesen, und dies war der Grund, weshalb ich sie nicht früher gesehen hatte, und ich wünschte und hoffte, dass sie sich auf dem Blechfoffer nicht erklötet haben möchte. Nachdem eine Stunde mit Unterhaltung vergangen und ich den Damen kleine Geschenk an Perlen &c. gemacht hatte, bestiegen beide ihrer Sklaven und ritten scherzend und lachend in Begleitung ihres Gefolges von dannen. Der Sklave wurde bestiegen, indem dieser sich bückte und die Reiterin das eine Bein über den Nacken des selben schwang,

berührten, und wenn ihr Ego etwas verdolmetschen sollte, so zupfte sie ihn ans Ohr. Sie ließ mich bitten, ihr das Gewehr zu zeigen. Beim Aufklappen desselben brach die Königin nebst Gefolge in ein allgemeines Gelächter und Geschrei aus und empfahl sich bald darauf, ohne von ihrem Sitz heruntergestiegen zu sein. Gegen Nachmittag, nach einigen Stunden, erschien die Lufolecha zum zweiten Mal, diesmal von ihrer Schwester und sechs anderen Damen begleitet. Beide Damen ritten auf den Schultern eines Sklaven. Vor meiner Hütte angelangt, nahmen die Träger der süßen Last eine gebückte Stellung ein, sodass die Reiterinnen auf die Füße zu stehen famen und ihre Sige verließen. Ich lud jetzt die beiden Damen ein, mit mir in meine Hütte zu kommen, woselbst sie auf einem Blechfoffer mir gegenüber Platz nahmen und wir uns über eine Stunde lang mit Hilfe meines Dolmetschers unterhielten. Ich muss gestehen, dass das freundliche und graziöse Benehmen beider Damen einen wohlstuhenden Ein-

sodass sie ihren Stützpunkt auf seiner Schulter fand, sobald der Mann sich aufrichtete . . . Heute Morgen sechs Uhr wurde ich wieder geweckt. Die Eulofescha befand sich im Lager und wünschte troh des Regens ebenfalls Vansa's zu holen. Eine Stunde lang bemühten wir uns im Fundo Germano's vergebens, der Eulofescha und ihren sie umgebenden Damen begreiflich zu machen, daß ich keine Slaven laufe. Ich konnte sie aber auf diese Weise nicht wieder los werden, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr acht Pfund Pulver, 24 Yards Zeug, einige Schnüre Perlen, ein buntes Tuch, einen Spiegel, eine Klingel u. a. m. überreichen zu lassen, worauf sie auf den Schultern eines Slaven wieder forttritt und alle Geschenke von ihren Begleiterinnen fogleich mitnehmen ließ . . . Sobald wir angelangt waren, trat mein Dolmetscher Ebo zu den im Kreis sitzenden Männern und trug denselben mein Anliegen, die Eulofescha zu sprechen, vor, worauf eine der daneben gelagerten Weiber durch ein niedriges vierlegiges Loch in die Umgäzung stach. Bald darauf erschien dieselbe wieder und benachrichtigte mich, daß die Eulofescha mich bitten ließ, einstweilen bei ihrem Gemahl Platz zu nehmen; sie selbst würde sofort erscheinen. Nachdem ich von meinem Reitochsen abgestiegen war und mich zu den Gruppen der Männer begeben hatte, breitete ein kleiner Slave des Hauses eine Strohmatte für mich aus, auf welcher ich troh Protestierens meiner Dolmetscher Platz nahm. Beide wünschten, daß ich mich auf meinen mitgebrachten Schemel setzen sollte, um meiner Würde nichts zu vergeben. Einwas Entrückdigenes für mich würde es allerdings gehabt haben, wenn ich mich auf die bloße Erde gesetzt haben würde. Auf eine Strohmatte mag aber jeder Weise sich getrost setzen; können doch die Eingebornen ihm zu seiner Bequemlichkeit nicht mehr geben, als sie selbst haben. Der Mann, welcher in der Mitte der Männergruppe saß, war der Gatte der Eulofescha, dessen Brust und Seiten mit einem Kreuze von Thon bemalt war. Genauer bezeichnet müßte es freilich anstatt Gatte „bevorzugter Slave“ heißen, da die Eulofescha gesetzlich nicht verheiratet sein darf. Sie selbst aber nennt diesen Slaven ihren Mann, und es werden ihm in Mussumba auch die den Großen zufommenden Ehren eingeräumt. Als ich nach einiger Zeit wieder aufbrechen wollte, ließ mich die Eulofescha



525. Die run-aways. Englischer Künstler. 1838.



526. „Mit dem Domestiken . . . ?“ — „Mein Lieber, du bist wie dasche zu gebildet!“ Zeichnung von A. Witette aus dem „Courrier Français“ von 1838.

bitten, einen Augenblick zu warten. Sie wolle mich selbst nach ihrer offiziellen Wohnung begleiten. Nach zehn Minuten waren die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Es erschien aus der Behausung die Musikkapelle, aus zwei Marimba's, einer Trommel und einer Holzpaule (Gingwa) bestehend. Die Königin, einen ausgezogenen Regenschirm in der Hand haltend, die Brust und den Hals reich mit Perlen geschmückt, die Fuss- und Handgelenke überladen mit Kupfer- und Messing-spangen und mit einem schmalen, um die Hüften befestigten Kalito-Streifen, schritt vorauf. Hinter ihr her kam das weibliche Gefolge und die Kinder, ihnen folgte ihr Gemahl mit einigen Männern, und dann die Musik. Den Schluß machten ich und meine Begleiter. Nach einer kurzen Strecke Marsches intonierte die Musik, indem sie ein etwas Melodie vertratendes Stückchen losließ. In demselben Augenblick begann die Lulolescha zu tanzen, d. h. sie machte im Gehen graziöse Körper-, Hand- und Fußbewegungen. Ab und zu stand sie still, wie die Tanzregel es vielleicht vorschreiben möchte, und dann verdrehte, streckte und verrenkte sie minutenlang den Körper in häufig nicht ganz dezenten Pantomimen. Die Person schien ob ihres Tanzfeuers förmlich in Raserei zu geraten. Meine Leute jubelten und ich mußte auch lachen. Als wir endlich die Stadt erreicht hatten, stellte sie ihre Kunstproduktionen ein. Der Zug bewegte sich wiederum langsam vorwärts. Alle Reger ließen aus ihren Hütten herbei und bildeten ein förmliches Spalier oder schlossen sich hinter uns dem Zuge an. Auf dem Marktplatz angelangt, machte die Königin wiederum Halt, und während die Musik spielte, begann sie ihre Tanzproduktionen von Neuem. Der große Marktplatz war so voller Menschen, daß sie wohl nach Tausenden zu zählen waren. Alle klatschten, jubelten oder

pifften auf den Fingern vor Vergnügen ihrer Königin zu. Tanzend bewegte sie sich allmählich ihrer Kipanga nähr, und hinter ihr her der ganze Zug. Als sie bei der Umgäunung ihrer Wohnung angelangt war, machte sie eine graziöse Handbewegung; die Musik schwieg, der Tanz war vorbei. Sie winkte uns, worauf wir von den Reittieren stiegen und ihr durch eine einfache, sechs Fuß hohe Tür auf einen großen, viereckigen, von allen Seiten eingefriedeten Hof folgten. An dem Zaune zu beiden Seiten des Eingangs waren 20 bis 30 Menschenköpfe angebracht. Auf einem freien Platz in der Mitte stand innerhalb einer auf einem niedrigen Gerüst ruhenden Schale ein Hetischbild, bestehend aus einem plump aus Holz gezeichnet menschlichen Oberkörper. Die Herrscherin ging uns voran über den ersten Platz und tröpfelte durch eine zweite Umgäunung, in welcher sich eine viereckige niedrige Öffnung als Eingang befand. Wir folgten ihr und kamen auf einen anderen großen eingehengten Platz, auf dem verschiedene große Fundo's



527. Die Kammerzofe. Lithographie von N. Guillaume. 1905



528. Die gnädige Frau. Zeichnung von Heidknecht aus dem „Courrier Français“ von 1888

standen. Eine Negerin aus ihrer Begleitung brachte mich und die Dolmetscher durch eine ganz niedrige Öffnung in den rechts stehenden ersten Jundo, während die hohe Dame in eine andre Hütte gekrochen war. Als wir hier einige Zeit gewartet hatten, erschien die Eutolescha, von ihrer Mutter, ihrem Manne und von einigen Damen begleitet. Gleich darauf wurde ein großes Gefäß mit Palmwein gereicht; ein Trinkgefäß wurde von einer Sklavin mit Wein gefüllt und mir zuerst zum Trunk angeboten, darauf meinen Dolmetschern. Nachdem wir Wein zur Genüge getrunken hatten, ließ sich die Eutolescha das Gefäß füllen und trank mit demselben auf allen Vieren in das inneste Gemach der Hütte, um dort ungestört den Wein zu trinken, da alle hochgestellten Personen in Mussumba weder essen noch trinken, sobald sie von anderen gegeben sind. Nachdem die Königin ihren Palmwein genossen hatte, rief sie mich zu sich in das kleine inneste Gemach, um mir dasselbe zu zeigen. In der Mitte des Jundo's war ein etwa 5 Fuß breiter und 6 Fuß langer Raum mit Strohmatten eingefriedigt, welche, senkrecht gestellt, die Wände bildeten. In eine dieser Strohmatten war ein ziemlich großes, vierseitiges Loch als Eingang geschnitten. Eine Strohmatte lag in der Mitte auf dem Boden, an ihrer Seite



529. Die Königin von Saba. Skulptur von Barlach

ein kleiner Haufen halbverkohlter Holzstücke; andere Zimmerdecorationen waren nicht vorhanden. Dies sind die Ess-, Schlaf- und Wohnplätze der Großen, sobald sie allein zu sein wünschen. Nachdem wir zu der anderen Gesellschaft zurückgekehrt waren, mußte ich derselben, auf Wunsch der Lukolescha, meinen Arme zeigen, dann die Brust usw. Die hohe Dame äußerte jetzt den Wunsch, mich zu entkleiden, wogegen aber meine Dolmetscher energisch Protest einlegten. Als Grund meiner Weigerung wurde angeführt, daß eine Entkleidung gegen die Sitten eines Weißen verstöße. Nachdem eine Stunde mit Plaudern vergangen war, drückten wir der ganzen Gesellschaft die Hand, um uns zu entfernen. Am Ausgänge der Umzäunung hielten die Diener der Lukolescha eine Sklavin und zwei Ziegen in Bereitschaft, welche sie selbst mir als Geschenk überwies. Gleichzeitig bemerkte sie,

dass sie mich heute Nachmittag noch besuchen würde. Die Geschenke wurden hinter uns her auf die Straße gebracht, wo meine Träger uns erwarteten. Hierauf ritten wir nach meinem Fundo zurück, gefolgt von der königlichen Musikkapelle, welche uns klingenden Spiels bis an mein Haus begleitete. Die Eulofescha ist eine groß und schlank gebaute Dame, und ihrer groben Zähne und starken Lippen wegen nicht schön. Ihr Gang ist etwas einwärts. Sie ist entschieden eine intelligente, sehr lebhafte und durchaus gutmütige Person. Ein gewisse königliche Würde lässt sich ihr nicht absprechen. Sie ist, wie schon erwähnt, nicht verheiratet, sondern hat einem ihrer Sklaven den andern Sklaven gegenüber besondere Vorrechte eingeräumt und behandelt ihn als ihren Mann. Derselbe wird von ihr vielfach um Rat gefragt, obgleich er kein offizieller Ratgeber ist. Die Eulofescha, als höchste Würdenträgerin des Staats nach dem Herrscher, darf keine leiblichen Kinder haben, da sie gleichsam in abstracto als Mutter aller Muata Jamvo's und deren Kinder gilt. Zwei von der jüngsten Eulofescha geborene Kinder sind nach der Geburt sogleich getötet worden. Ich war seit etwa einer Stunde in meinen Fundo zurückgekehrt, als die Eulofescha, von einigen Damen gefolgt, auf den Schultern eines Sklaven geritten kam. Ich bescherte sie mit einem Stück Seife, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, und welches sie aus Neugierde mitnahm. Da sie mich im Laufe der Unterhaltung unaufhörlich quälte, ihr einen roten Rock zu schenken, so nahm ich in Erwägung eines solchen endlich meine Zuflucht zu einem meiner Hemden, das sie, als es sich in ihrem Besitz befand, sogleich anzuziehn wünschte. Als meine beiden Dolmetscher sich ans Werk machten, ihr bei der Toilette zu helfen und ihren Kopf durch das Gewand stecken wollten, legte sie gestifflernden Protest ein, da sie diesen Liebesdienst von mir erwiesen zu haben wünschte. Meine Dolmetscher mussten mir indessen helfen; denn es war ein schwieriges Stück Arbeit, Kopf und Arme durchzupolängen, wohin sie gehörten. Nachdem ich sie noch mit etwas Zwieback, einer Klingel und einigen Perlen beschenkt hatte, zog sie sehr befriedigt wieder ab, allseitig von ihren Untertanen bewundert ob ihres seltenen Kostüms... Als ich am Abend allein von einem Spaziergang zurückkehrte, kam mir die Eulofescha mit drei Hofdamen und einigen Sklaven schon zehn Minuten vor meiner Wohnung entgegen, um mit mir nach meiner Wohnung zu gehen. Die Person machte mir heute geradezu eine Liebeserklärung, welche mir nichts weniger als angenehm war; ich sollte sie besuchen und bei ihr bleiben usw. Sie bescherte mich in meiner Hütte mit Zuckerrohr und einem Leopardenfell und führte eine lebhafte Unterhaltung mit ihren Damen, welche oftmals in ein allgemeines Gelächter ausartete. Als eine der jungen Damen einen Scherz zu



530. Das Reitpferd. Statue von Hans Hemmendorff



531. Sie brachten schlechte Botschaft . . .! Gemälde von Ecomie de Ruy. Louvre

machen schien, welcher die anderen und ihre Herrin in Heiterkeit versetzte, ergriff die letztere eine auf dem Boden liegende Stange Zuckerröhr und schwang sie scherzend auf das Haupt der wizigen Dame. Nachdem der Hauptzweck des Besuches erreicht war, und die Königin einige Geschenke in Empfang genommen hatte, bestieg sie glücklich wieder ihren Sessel . . . Heute wurde im Lager erzählt, daß die Eukolescha ihren Sklavinnen bei Strafe der Tötung verboten habe, ohne ihre spezielle Erlaubnis mich zu besuchen . . . Die Eukolescha erschien Nachmittags; sie trug das Elefantenarmband, den Lusano, da sie in Staatsgeschäften beim Muata Jamwo gewesen war. Muata Jamwo hatte nämlich die Absicht gehabt, zwei Kilolo's und zwei seiner Sklavenweiber hinrichten zu lassen, weil die Delinquente Liebhaber miteinander gehabt hatten. Die Eukolescha war noch ganz heiser und aufgeregzt von ihren Verhandlungen mit dem Könige. Sie äußerte, daß Muata Jamwo schon Recht habe, die Hinrichtungen vornehmen zu lassen; er sei aber noch zu kurz Zeit auf dem Throne, und da die Männer Kilolo's waren, so habe sie um Schonung gebeten . . . Muata Jamwo schickte mir heute gegen Abend durch einen Kilolo die Botschaft, daß der Bliz gestern in einen Baum, welcher auf seiner Pflanzung am Bach in der Nähe der Wächterhütte steht, eingeschlagen hätte. Es schien für den Häuptling eine ernste, gefährliche Gelegenheit zu sein, die als Fettich gedeutet werden mußte . . . Die Volksversammlung scheint einstweilen noch aufgeschoben zu sein, da die Eukolescha seit heute wegen Unwohlseins auf mehrere Tage ganz zurückgezogen leben muß . . . Wegen des Blitzschlags war bereits Ministerrat aufgehalten worden. Muata Jamwo hatte den Kupongo (Wahrsager) konsultieren wollen, um den Mistelzäder festzustellen. Auf Veranlassung der Eukolescha aber war die Untersuchung unterblieben, da es nach ihrer Ansicht nichts Ungewöhnliches sei, wenn der Bliz in einen Baum einschläge . . . Als die Braut nach dem Tanz vor der Kipanga in ihrer Tipoya saß, war sie von zwei Sklavinnen umgeben, welche ihr mit zwei Webeln, hergestellt



Ein keuscher Joseph

Anonyme Berliner Lithographie um 1850



532. Antiter Slavenhandel. Gemälde von Peter Brand

von den Schwanzbüschelhaaren einer Palanka-Antilope, scheinbar die Fliegen abzuwehren sich bemühten. Die Braut führte stets, ehe sie in den Fundo gekrochen war, einen aufgespannten Regenschirm. Die Toilette der Eulofescha war, wie gewöhnlich einfach. Sie hatte sich die Brust, Arme und beide Lenden mit einem starken weißen Tonstrich bemalt und trug zur Feier des Tages den Lucano (Elephantensehnen-Armreing). Da die Eulofescha im abstracto als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Kinder gilt, so übergab sie ihre Tochter dem Bräutigam, während Muata Jamwo nur durch einen Aquata vertreten war."

Zur Ergänzung des vorstehenden sehr charakteristischen Bildes, dessen Grundzüge aus Mutterrecht und Sklaverei bestehen, füge ich eine Notiz Wissmann's hinzu, der 1880—83 z. T. in Begleitung derselben Paul Pogge Afrika von West nach Ost durchquerte. Er schreibt: „Am 10. August 1881 erreichten wir die Residenz der Eulofescha des Malofa-Reiches, der Schwester des Monza-Kimbundi (dies ist also wieder eine andre Eulofescha!) . . . Am ersten Tage erschien, auf einem riesigen Slaven reitend, die Eulofescha mit Gefolgen. Eine schlanke, zierliche Figur mit fein geschnittener Adlernase, die den Jüngern ganz das Negerhaftie benahm, fiel sie besonders angenehm auf durch elegante, bemessene Bewegungen und eine harmonische Vereinigung von Weiblichkeit und gebieterischer Festigkeit ihren Leuten gegenüber. Wir zollten ihr unverhohlen unsre Anerkennung und nahmen während der zwei Tage unsrer Anwesenheit noch öfter Gelegenheit, uns an ihrer liebenswürdigen, entgegenkommenden schwarzen Grazie zu erfreuen . . .“

Ich könnte noch viele Parallelen hierzu beisteuern, muss mich aber kurz fassen. Daher nur noch eine Äußerung C. Morgen's vom Jahre 1893, die die Stellung des Mannes in solchen Zuständen überhaupt illustriert: „Neben dem Chef der gerichtlichen Exekution war es besonders Ngilla's Tochter Mu, welche mir ihre besondere Liebe und Zuneigung zu erkennen gab. Mu war ein stattliches, schönes Weib von etwa 20 Jahren, das, wie ich bereits früher erwähnt habe, mit einem ehemaligen Slaven des Händlers (der diesem das Leben gerettet hatte) verheiratet war.

Dies hinderte Mu jedoch nicht, noch einige Dutzend Slaven nebenbei zu haben. Afrika ist das Land der freien Liebe, und die Tochter des Wutchäuptlings schien ein ähnliches Exemplar zu sein, wie die Lutolscha am Hofe des Muata Yamvo. Auch der Ngillatochter schien der Europäer eine begehrnswerte Person. Früher hatte ich mich schon oft ihren Järtlichkeitäußerungen nur mit Mühe entziehen können. Unser neues Wohnhaus schien jetzt ihren Plänen günstiger zu sein. Sie betrat, nach außen hin würdevoll, mit ihrem Gefolge von etwa 20 Slavinnen, mein Haus, doch dann ließ sie die Begleitung in dem mittleren Raum zurück, während sie selbst sich allein in meinen Wohnraum begab. Hier will ich mit dir sprechen und mit dir verleben, wo uns die gemeinen Augen des niedrigen Volkes nicht erblicken können, sprach sie einst zu mir. Eines Morgens erschien sie bereits so zeitig, daß ich mich noch schlafend auf meinem Lager befand. Plötzlich fühlte ich mich von zwei Armen umfaßt, und aufschwungend entdeckte ich die mit Rotholz bemalte Königstochter vor mir. Ihre Tünche hatte sich bereits stark an meiner Umhüllung abgeföhrt. Diesen Umstand konnte ich zum Glück dazu benutzen, um mich ihrer Liebesbeweisen zu entziehn. Ich erklärte ihr, daß die rote Farbe meine Wäsche und auch meine Haut ruiniere; sie durfe sich daher stets nur aus einiger Entfernung mit mir unterhalten. Beträgt über diese Abweisung schlich Mu aus dem Zimmer. Aber so rasch gab sie ihr Ziel nicht auf. Am nächsten Abend erschien sie nur in Begleitung zweier treuer Slavinnen, selbst als solche, das heißt ohne die sie als Freie kennzeichnende rote Farbe. Glücklicherweise half mir diesmal die Anwesenheit meiner zur Beratung versammelten Headlente über ihre abermaligen Annäherungen hinweg. Jedoch habe ich in späteren Tagen noch viel mit Kabale und Liebe kämpfen müssen, denn ganz verderben wollte und durfte ich es mit der mächtigen Häuptlingstochter nicht, die mir viel nützen, aber auch viel schaden konnte."

Man sieht aus allen diesen Zügen, die sich in der Gegenwart abspielen, daß das Weib, wenn es die Macht dazu hat, nicht zögert, die Männer in jeder Weise als Slaven zu gebrauchen. Mindestens in der gleichen Weise, wie in extrem vaterrechtlichen Zuständen die Herren mit weiblichen Leibeigenen umgesprungen sind. Indessen haben die obern Schichten des Herrentums immer noch ebenbürtige Gattinnen neben sich gehabt, während entgegengeleget die Weiber überhaupt nichts Gleichberechtigtes mehr neben sich dulden. Dies führt, wie ich in Kapitel V über Untertanentum ausführte, hauptsächlich daher, daß sich die Untertworstenen in dem einen Fall bedingungslos fügen, in dem andern nicht. Wobei wir wieder bei dem Unterschied der Geschlechter in der äußeren Betätigung des Machtgefühls angelangt wären. Wenn die beigebrachten ethnologischen Dokumente in die Form einer novellistischen Erzählung gelleidet wären, so würde das Urteil mangelhafter Sachkenner lauten, es handle sich um „Ausgebürteten masochistischer Phantasie“, da derartiges in Wirklichkeit weber vorromme noch je vorgekommen sei. Interessant ist gerade, daß sich trotz des Nichtkennens der tatsächlich vorgekommenen Zustände solche Wunschsymbolik in der männlichen Psyche von selber bildet (vgl. Seite 294, 307—314 und 408).

Zwei Möglichkeiten der Erklärung gibt es dafür. Entweder handelt es sich um originär erotische Anlagen, die ein für alle Mal im männlichen Geschlechtscharakter als integrierende Bestandteile drin stecken. Dann würde die fragliche Wunschsymbolik aus dem Grunde dieser natürlichen Anlagen so selbsttätig herauswachsen, wie etwa der Bastian'sche Elementargedanke (vgl. Seite 170) überall selbsttätig aus der allgemeinen Physche der Menschheit erwächst. Oder es handelt sich um ein sogenanntes Züchtungsprodukt. Da die Erscheinungen zu den angeborenen Reaktionsfähigkeiten gehören, kann diese Züchtung indessen nicht innerhalb eines Daseins erfolgt sein. Auch kaum innerhalb einer kleinen Zahl von Generationen. Sondern sie muß sehr, sehr weit in der



533. *Harmel-Jönn.* Titelblatt von A. Willette zu der „Assiette au beurre“, 1902

Menschheitsgeschichte zurückliegen und außerordentlich lang anhaltende Ursachen gehabt haben. Man kommt so natürlich auf bloße Mutmaßungen; wie immer, wenn man davon geht, den entwicklungs- geschichtlichen Ursprung von Instinkten aufzudecken. Es läßt sich also mutmaßen, daß in der Vorzeit in unendlich langen Zeiträumen Sklaven-Instinkte erst geprägt worden sind, falls sie nicht schon (wie ich im Entweder-Oder annahm) von vornherein in der menschlichen Natur vorhanden waren. Ein mitvererbtes und unterbewußtes Gedächtnis vorvergangener Geschehnisse aus der Reihe der Generationen wäre nichts Erstaunliches. Beim Untersuchen des Instinktes der Tiere treffen wir immer wieder auf derartige Tatsachen, und für die Weiterbildung der mehr äußerlich sichtbaren erwobenen Eigenschaften hat R. Semon in seiner Theorie von der „Mneme“, als dem erhaltenen Prinzip im Wechsel organischen Geschehens, sehr viele Belege beigebracht. Wenn wir die Abbildung Nr. 168 noch mal vergleichen, so ergibt sich, daß ein italienischer Kupferstecher im Jahre 1556 einen erotisch gefärbten Vorgang gezeichnet hat, den Pogge im Jahre 1875 mit eigenen Augen sieht in einer Kultur, die wir als ein restierendes Spiegelbild unserer mutterrechtlichen Verfassung betrachten müssen. Dieser Vorgang gehört nach der Meinung der Pathologen zur Anamnese des klinischen Masochisten, nach meiner Darstellung zur speziellen Wunschsymbol des männlichen Begehrens (vgl. Seite 308 Goethe's: Ich wollt', ich wär' ein Pferd usw.). Ich überlasse es den Lesern zu entscheiden, welche Auffassung willkürlich gefüntelt und welche sachlich mit weitausgreifender Beweisen gestützt ist. Jedenfalls dürfte auch eine in der Urzeit erfolgte Züchtung eines Instinkt- bestandteils vom Standpunkt der Medizin aus innerhalb der physiologischen Norm rangieren; denn derartige hypothetische und unmögliche Kausalitäten lassen sich praktisch gar nicht unterscheiden.

Wir sehen das Reitmotiv auf den pompejanischen Wandmalereien Nr. 88 und 494, auf den deutschen Darstellungen Nr. 194, 517, 530, 537 und den Beilagen „Die Böhegerin“ und „Pan und Nymphé“, auf den französischen Blättern Nr. 30, 161, 179, 514, 526, auf den englischen Nr. 101, 180 und der Beilage „Der vierte Georg als Steckenpferd“. Die Blätter sind saft sämtlich schon an andern Stellen besprochen worden. Hinzu kommt noch das besondere Motiv „Ariosteles und Phyllis“ (siehe Kapitel XV). Ich möchte nur noch die Randbemerkung machen, daß die Abbildung Nr. 537, die sich „frei“ nach Böcklin nennt, ein ganz unfreies oder eigentlich freches Plagiat an Böcklin ist, wie sich an Hand der Beilage leicht feststellen läßt. Die Gegenüberstellung ist von psychologischem Wert.



534. Zugslaven. Zeichnung von S. Ruth



535. Der einsältige Joseph. Komische Zeichnung von J. Kuhn-Rognier. 1910

Die Amateurzeichnung nämlich, die doch ganz Böcklin ist, ist rein im erotischen Sinne gedacht. Wie soll man gegebenenfalls zwischen erotischer und künstlerischer Absicht unterscheiden? Es ist häufig ganz und gar unmöglich. Denn so wie ich den künstlerischen Geburtsakt auffasse, ist Böcklins Original in viel intensiverem Maße erotisch empfunden, als das bloß plagierte Klischee. Für die Juristen, die nicht auf psychologischem Boden stehn können, wird in dieser Frage noch manche harte Nuss zu knacken sein. Sie experimentieren da sehr oft mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt und suchen framphaft nach Nebenfaktoren. Augenblicklich ist die Preislage ausschlaggebend. Das Reichsgericht hat Abbildungen von unbekleideten Skulpturen, die auf den Straßen der Großstädte aufgestellt sind, als unzüchtig verurteilt, nur weil diese Abbildungen — als Ansichtskarten für einen Groschen das Stück gehandelt wurden (vgl. dazu Kapitel XVI).

An das Reiten schließt sich psychologisch das Tragen und Fahren. Trägerdienst ist immer Sklavenarbeit, und hauptsächlich lässt sich das Weib tragen, weil es von Natur träge ist. Ein antikisierendes Gemälde (Abbildung Nr. 539) zeigt uns die „Kömerin“ auf der lectica, jener tragbaren Chaifelongue, die von extra geschulten stämmigen Kappadokern durch das Gewühl der Gassen getragen wurde. Ein antiker Autor unterrichtet uns darüber, daß die Tragflavren mit nacktem Oberkörper gehn mussten und gewöhnlich die Spuren einer frischen Züchtigung auf dem Rücken präsentierten, die ihnen auf das Geheiß der domina erteilt worden war, auf daß das Publikum

auch sehe, daß sie ihre Untergebenen gut zu regieren verstehe. Auf dem anonymen Farbenlupfer des 18. Jahrhunderts (siehe farbige Beilage „Der Tragfessel“) ist die Tragbahre zur Sänte, der Divan zum Stuhl geworden. Die Träger aber sind wiederum Sklaven, scheinlich an ihrer Hautfarbe, und wiederum haben sie ein Minimum von Kleidung an. Das führt uns zu einem wichtigen Umstand. Das Schamgefühl wird auch zu einem reinen Klassenmerkmal. Dem Sklaven, der keine Person, sondern eine bloße verfügbare Sache ist, kommt es nicht zu. Aber nicht nur, daß er sich selber nicht schämen darf, er wird auch schamlos behandelt. Und hierin sind gerade die Frauen stets groß gewesen. Eins der stärksten Beispiele, das überdies erst gut hundert Jahre her ist, erzählt Masson in seinen *Mémoires secrets sur la Russie*. Eine russische Edel dame ging mit einer Französin in einem öffentlichen Park spazieren. Zwei leibige Sklaven folgten in einiger Entfernung hinterher. Unterwegs kam die Russin ein Bedürfnis an. Sie winkte ihren Sklaven, ließ sich etwas abseits vom Weg von ihnen die Röcke aufheben und verrichtete, auf sie gestützt, das Geschäft. Auf die sehr erstaunte Frage der Französin, die etwas von Männeraugen sagte, erwiderte die Russin gelassen, sie verstehe nicht, was sie wolle, das seien doch bloß Sklaven und keine Männer. Dies ein Beispiel mag für viele gelten, die sich aus jeder Epoche der Sklaverei gerade in bezug auf das Verhalten der Frauen in Menge beibringen ließen. Wir sahen einerseits, daß das Weib auf erogenen Körpern ein verstärktes Schamgefühl lokalisiert (Seite 509—513); wir sehen andererseits, daß dies Schamgefühl nur den eindrücklichen Klassengenossen gegenüber besteht. Dies bezeugt von neuem die gänzliche Relativität des Schamgefühls. Ich darf hinzufügen, daß das ängstliche Verhüllen in dem einen Fall ebenso eine Reizwirkung zu enthalten scheint, wie das sorglose Schenktöpfchen in dem andern Fall. Man vergleiche dazu die sadistische Mitteilung auf Seite 333, wo ein heut lebender Mann von sich, als dem Sklaven in der Wunsch-Idee, aussagt: „... weitestens aber müßte ihm jedes Schamgefühl genommen und er zum Tier erniedrigt werden usw.“ Hier könnte ebenso wie vorhin die Frage nach der möglichen Züchtung von Sklaven-Institutionen erhoben werden. Die Antwort darauf müßte wiederum die gleiche sein. Die Reizwirkung der mangelnden Scham geht indessen klar daraus hervor.

Ein weiteres Bild des „getragenen“ Weibes ist die Spiellatte Nr. 520. Ich habe nicht den Raum dazu, sämtliche Bilder mit Parallel-Dokumenten zu belegen, obwohl das an und für sich möglich wäre. Nur zu der „Hängematte“ ein Beispiel. G. C. Robin hat in den Jahren 1802—6 die mittleren Teile Amerikas bereist und seine Beobachtungen in einem mehrbändigen Werk niedergelegt. Von Saint-Pierre auf Martinique sagt er: „Die meisten Straßen sind für Wagen unzugänglich, weil sie zu steil gebaut sind. Daher sieht man unter tragen Kreolinnen bloß in Säntnen oder noch üppiger in Hängematten, die an den Köpfen von robusten Träger-Sklaven befestigt sind.“ Derselbe Autor weiß zu erzählen: „Besonders bemerkenswert finde ich, daß die weißen Kreolinnen sich ihren Sklaven gegenüber viel unerbittlicher benehmen, als die Männer. Ihr Träger und lässiger Gang, die minutösen Dienstleistungen, die sie fordern, enthüllen eine fast apathische Indolenz. Indessen, gehorcht der Sklave nicht schnell genug, ahnt er nicht, was ihr Wink oder nur ihr Blick besagen wollte, so sind sie augenblicklich mit einer furchtbaren Peitsche bewaffnet. Da ist plötzlich ihr Arm nicht mehr so schwach, daß er kaum einen Shawl oder ein Handtäschchen tragen konnte, da ist ihr Körper mit einem Mal nicht mehr so hinfällig, daß sie knapp ohne Unterstützung zu gehen vermochten. Sofort wird eine Züchtigung anbefohlen; ungerührten Auges sehen sie zu, wie das Opfer am Boden ausgestreckt und an vier Holzpfosten befestigt wird (Abbildung Nr. 533). Sie zählen die Schläge mit, und drohend erhebt sich ihre Stimme, wenn der Arm des Schlagenden



536. Zimettanilches Syndikat. Zeichnung von W. Böckeler

erlahmt, wenn das Blut nicht reichlich genug fließt. Ihre vorherige Empfindsamkeit verleiht sich in rasende Wut; sie haben das direkte Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit an einem grausamen Schauspiel zu weiden. Sie brauchen förmlich zur Auffrischung ihrer Schlaffheit dies gellende Geschrei, sie müssen immer wieder Blut fließen sehn. Da sind einige, die in ihrem Paroxysmus auf ihre Opfer losfaheen, sie kneifen, ja beißen . . ."

Hören wir denselben Autor, der übrigens nur ganz nebenbei von diesen Dingen spricht, noch gleich an einer andern Stelle: „Die jungen Kreolinnen, von schwachen Eltern verhältschelt, machen aus den Negern ihrer Umgebung einfach ein Spielzeug ihrer Lauen. Zum bloßen Zeitvertreib peitschen sie die gleichaltrigen Sklaven, wie es ihre Eltern mit den Gewachsenen machen. Wenn sie nun in das Alter kommen, wo die Leidenschaften stürmisch werden, so lernen sie keinen Widerspruch mehr; sie verlangen, daß jeder Befehl, ob möglich oder nicht, unmittelbar ausgeführt werde. Andernfalls rächen sie ihren verleichten Hochmut durch verdoppelte Züchtigungen . . . Es besteht ein grosser Unterschied zwischen dem europäischen und kreolischen Charakter. Der erste bracht Zorn, um außer sich zu geraten; während der andre fünfundzwanzig, dreißig Peitschenhiebe ohne die geringste Erregung kommandiert. Die Kreolin ist eine gänzlich kalte Zuschauerin und lässt die Züchtigung mit völliger Gleichmütigkeit verdoppeln und verdreifachen . . .“

Derartige Schilderungen objektiver Beobachter dürfen als absolut typisch gelten. So zahlreich sind sie. An nichts gewöhnt sich übrigens das Weib der herrschenden Rasse leichter, als an slavische Bedienung. Eine Mrs. Child, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Enquête hierüber in den Südstaaten der Union veranstaltete, schliesst mit den Worten: „Diejenigen Damen, die von einem freien Staat nach einem Slavenhaltenden übersiedeln, schreiben anfänglich ausnahmslos, daß ihnen der Aufstieg der Slaverie zunächst höchst peinlich sei. Dass sie sich aber schnell daran gewöhnen. Dass sie nach einer Weile das System stupellos übernehmen unter der Begründung, es sei doch außerordentlich bequem, so unterwürfige Bedienung zu besitzen.“ Dieselbe Beobachterin erzählt von einer Dame aus dem Norden, die einen Plantagenbesitzer herstellte. Sie galt als ein liebenswürdiges, gefühlvolles und heiteres Wesen. Nach einigen Jahren schickte sie nach den Neuengland-Staaten zurück. Sie brachte nur einige wenige Sklaven mit und diese mussten um so härtere Hausarbeit leisten. Eine Negerin hatte die Zwillinge ihrer Herrin zu säugen und mußte außerdem alles waschen, plätzen und aufscheuern. Wenn sie nach



537. Faun und Nymphé. Ein Plagiat, „unfrei“ nach Böcklin



Pan und Nymphe von Arnold Böcklin
Mit Genehmigung der photographischen Union in München



Die üppige Susanne. Gemälde von Arnold Böcklin
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

einer mit den Säuglingen schlaflos verbrachten Nacht am andern Morgen eine verminderde Geschäftigkeit zeigte, so applizierte ihr die Herrin höchstens händig (with her own lady-like hands) die rindslederne Peitsche, daß die Nachbarschaft vom Geschrei widerhallte. Das Instrument hing beständig auf der Diele, zum nicht geringen Verdrüß der Neuengland-Besucher. — Als die englischen Kriegsschiffe Leven und Baracouta im Jahre 1823 die Mozambique-Küste überwachten, wurden die Offiziere auch von einem portugiesischen Großkaufmann, dem Señor Manuel Pedro d'Almendra, eingeladen. Sie waren alle einstimmig des Lobes voll über dessen Gattin Donna Sophia, als der schönsten und vornehmsten Frau, die sie seit der Abfahrt von England zu Gesicht bekommen hätten. Captain Owen, der die Expedition führte, drückte gesprächsweise seinen Abscheu vor der Sklaverei aus. Darauf erwiderte der Señor lächelnd: „Sie brauchten nicht lange hier zu sein, um Ihre Ansicht zu ändern. Sehn Sie zum Beispiel meine Sophie. Bevor sie mich heiratete, mußte ich ihr das feierliche Versprechen geben, vom Sklavenhandel zu lassen. Anfangs, als wir uns in Mozambique niederließen, intervenierte sie stets zu Gunsten der Sklaven, und wenn gestraft wurde, schwamm sie in Tränen. Und nun ist sie beständig unter der Sklavenchar von früh bis spät. Sie regiert meine ganze Sklavenschaft, sie untersucht jede vorkommende Nachlässigkeit, ordnet die Bestrafung an, steht dabei und schaut zu, wie gepeitscht wird . . .“

Das Motiv des durch Menschenkraft gefahrenen Weibes ist schon erwähnt worden. Vgl. dazu die Abbildungen 132—134, die sozialen Karikaturen Nr. 178 und 193, sowie die psychologische Erörterung auf Seite 322—324 zu dem altdeutschen Holzschnitt Nr. 240 „Der Ehemann als Kartenhund“. Auch Jean Weber's „Angstraum“ (Abbildung Nr. 159) ist bereits besprochen; er paßt vorzüglich in diesen ganzen Zusammenhang. Die Zeichnungen Nr. 534 und 545 geben die ganz spezielle Note. Die Vignetten Nr. 338 und 341 sind mehr humoristisch, die Lithographie Nr. 352 ist zeitgenössisch-aktuell, der Kupfer Nr. 247 symbolisierend. Nach meiner Auffassung vom Gehilfe der künstlerischen Produktion sind sie alle gleichmäßig erotischen Ursprungs, ob sie nun karikieren oder symbolisieren oder sonst eine Gebärde zur Schau tragen.

Auch bei den folgenden Abbildungen vermag ich in der psychologischen Bewertung keinen
Faust-Kind. Weiberherzhaft



538. Vor dem Toilettentisch
Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1901



539. Die Nömerin. Gemälde von Grammont. Foto. Braun, Clement & Co.

Unterschied zu machen, da es nur darauf ankommt, welche Gestaltungen überhaupt dem frei schaffenden Männerhirn entspringen. Ich gehe immer davon aus, daß diese Gestaltungen oder Projektionen einer unverderblichen inneren Richtung folgen. So läßt sich zwischen Abbildung Nr. 505 und 518, die sich beide auf den Sklavenhandel beziehen, nur diejenige Differenz erkennen, die zwischen der Neigung zum Herrschen und der zum Beherrschterwerden besteht. Wir haben auf Seite 220/1 gesehen, daß diese beiden Komplemente ein und derselben einheitlichen Empfindungsqualität angehören. In derselben Weise, da Männer die Urheber der Kunstwerke sind, siehn sich die Strafzenen aus dem Gebiete der Sklaverei gegenüber: einmal die Nr. 506—510 und 522—525, das andre Mal die Nr. 496, 499, 501, 516, 519. Die Abbildung Nr. 228 enthält in dieser Hinsicht beide Komplemente. Gerade diese letzte Szene zeigt sehr deutlich, daß das Bild ein psychologisches Dokument ist viel mehr inbezug auf das produzierende Männerhirn, als inbezug auf den geschilderten Vorgang selber. Leopold ist niemals mit der Tänzerin im Kongo gewesen. Die Szene ist, wenn man will, glatte Verleumdung. Es entspricht nicht einmal den Tatsachen, daß man diesem betriebsamen belgischen Großkaufmann eine ewige Cleo aufgeholt hat. Aber dem Zeichner liegt die Ideenaussözung und er weiß, daß den Betrachtern gefallen und plausibel erscheinen wird. Wenn noch irgend ein Zweifel darüber herrschen könnte, daß dies die Psychologie des Gängers ist, so wird er behoben durch die Unterschrift, die der Zeichner s. 3. unter dies Bild in der Assiette au beurre, Jahrgang 1904, gesetzt hat. Da steht: „Cleo: Man behauptet, ich sei dein Liebhaber! — Cleo: Man sagt, ich sei deine maîtresse! — Beide (Argot sprechend): Weißt, daß die dämmlichen Spießer

's Maul aufreissen und 's Geschäftschen flucht, Léo, Cléo, bleiben wir ein Herz und eine Seele, unter unsrer feinen Devise: Einigkeit macht stark!" In Kapitel XVII werde ich noch an andern Beispielen zeigen, wie sich die einmal produzierte und dann gerngläubig weiterverfolgte erotische Ideenassoziation an die Sohlen der exponierten geschichtlichen Figuren hestet; eine typische Erscheinung, die eben für jene Figuren im Grunde garnichts beweist. Das sollte hat hierin Suetonius geleistet. Seine Biographien der zwölf römischen Kaiser von Caesar bis Domitian sind ein einziger Taumel erotischer Erfindungen, die er aus seinem eigenen leidenschaftgerüttelten Hirn hervorholte. Und siehe da: keins seiner Bücher ist so lückenlos erhalten wie gerade dies, weil keins mehr beifälligen Glauben fand. Die Idee ist in der Erotik stets massenhafter als die Tat, und auch hundert römische Kaiser hätten in Wirklichkeit das Lustprogramm nicht zu absolvieren vermocht, das der genialste Pornograph der Weltgeschichte einem Dutzend von ihnen nachträglich aufs Grab gelegt hat gleich — Nicolai dem Werther. Die physischen Fähigkeiten des Menschen sind beschränkt. Richtig ist, daß der eine mehr verträgt und der andre weniger. Gerade wie beim Rauchen und Trinken. Aber die sich verausgabt haben, sind bis auf weiteres gleichmäßig verarmt, und der "Wüstling" ist eine bloße Wunschidee. Denn in der Liebe vermag sich niemand bis zur vergifteten Bewußtlosigkeit zu übernehmen, wie am Alkohol. Dazu fehlt jede physiologische Möglichkeit. Durch die Geschichte aber wandeln unablässig die Wunschgestalten der erotischen Verleumdung, und die Pritsche der satirischen Kritik flagelliert im Grunde stets die eigene Ideenassoziation. Was heißt da historische Wahrheit?



540. Pédicure. Nach einem Gemälde von Hermann Gleimel

Die folgenden Abbildungen, wenn sie sich auch auf das Thema „Sklaverei“ beziehen, stellen doch im wesentlichen nur das erotische Machtgefühl des Weibes dar. Dies Verhältnis ist der Ausdruck davon, daß sich das Weib in seinem Drange nach Machtbetätigung niemals bequemer ausleben kann, als wo ihm in irgend einer Form ein Sklavenum zum Verfüzung steht. In Zeiten, wo es an Leibeigenschaft mangelt, wird eben das Lohngefinde tyrannisiert. Das kommt auf eins heraus. Je unbefriedigter eine Ehefrau sexuell zu sein pflegt, um so mehr kujoniert sie das Dienstmädchen:

Innenhalb eines Zeitraumes von kaum vier Jahren hat die Angeklagte nicht weniger als 19 Dienstmädchen gehabt, und kein Mädchen hat, wie die Beamten auf dem Gemeindeamte in Erfahrung brachten, den Dienst verlassen, ohne Schläge bekommen zu haben. Im Mai vorjahren Jahres trat das kurz vorher aus der Schule entlassene Mädchen Anna in den Dienst der Angeklagten, und alsbald begann für die Armee eine schwere Leidenszeit. Fast täglich erhielt sie Prügel mit einer Klopfspitze, wobei sich das Mädchen auf Gebeiß der Dienstherrin auf den Fußboden legen und ihre Kleider hochnehmen mußte. Hosen durfte das Mädchen nicht tragen, damit die Angeklagte dieser Gelegenheit hätte, die Schläge fühlbarer zu machen. Das Mädchen befürchtete, daß sie bei jeder kleinen und kleinsten Gelegenheit furchtbare Prügel bekommen habe. Auch auf die Lippen sei sie geschlagen worden, so daß diese aussprangen. Zum Anstecken und Waschen habe die Dienstherrin ihr nur wenige Minuten gelassen. Sei diese Zeit überstritten worden, dann habe die Angeklagte sie mit kaltem Wasser besprühen, so daß sie in nassen Kleidern habe arbeiten müssen. Sie habe nicht gewagt, sich ihren Eltern anzuvertrauen, denn ihre Dienstherrin habe gedroht, sie bei der Polizei anzugezeigen, weil sie einmal etwas gemacht und zu einem Briefe an die Eltern eine Briefmarke entwendet habe. Schließlich habe sie die furchtbaren Qualen nicht mehr ertragen können und habe sich dann an die Eltern gewendet.

Das wird immer so bleiben, so lange es Hausfrauen und Bedienung gibt. Keine Moral und keine soziale Verfassung kann das je ändern. Der Fall ist auch nur vors Gericht gelangt,

weil er durch Prügel kompliziert war. Den meisten Hausfrauen genügt das Zanken zur Auslösung einer „herrschaftlichen“ Befriedigung, d. h. zur Erregung derjenigen Vorlust, die sie an der Seite des konventionellen Ehegatten nicht finden. Abbildung Nr. 513, eine Illustration zu „Onkel Toms Hütte“ zeigt die „gebietserische Kreolin“ in derselben lustbetonten Zankstimmung. Wehe der Bedienung, die bei der Toilette der „Plantagenbesitzerin“ (Abbildung Nr. 511) einen geringfügigen Verstoß begeht! „Toilette“ bedeutet: das Weib schmückt sich, um die erotische Emanation, die von ihr ausgeht, durch ästhetische Mittel noch zu verstärken. Diese Beschäftigung versetzt sie daher schon an und für sich in Vorlust. Was Wunder, wenn die morgendliche Irritation weitere Handlungen zeitigt, die für den Ausdruck des erotischen Machtgefühls typisch sind? Nicht nur im alten Rom war die Bedienung beim Lever der Gnädigen in dem Grade Genussmittel, daß



541. „Herrin doch! Johann!... so was hält sich am Ende für einen Mann?“ Zeichnung von Gagricke aus der „Assiette au beurre“ von 1902



542. Die Domina. Lithographie von H. Wille.

die Sklaven schon mit entblößtem Oberkörper antreten mußten, um das Zwicken, Stechen und Schlagen bequem zu machen. Fast das gleiche berichtet vor hundert Jahren ein örtlicher Beobachter von den deutschen Baroninnen der baltischen Provinzen Russlands, die um eines gezausten Haars willen ihre leibeigenen Mägde mit dem Pantoffel ins Gesicht schlugen oder sie niederkreuzen ließen und ihnen den Kantschu gaben. Und dieses selbe Bild ist aus allen Zeiten nachweisbar. Man vergleiche hierzu Abbildung Nr. 503, einen russischen Kupfer, der das Leben im Terem darstellt. Hier ist noch die russische Spezialität, daß die eine Magd der Herrin beständig die Füße klopfen muß. Die Fußklopferinnen nahmen bei Hofe einen offiziellen Ehrenrang ein. Die Marquise auf Abbildung Nr. 528 wiederum genießt den erwähnten Mangel an Schamgefühl gegenüber dem Lakaien, der ihr ein Schreiben ihres Verehrers überreicht. Nicht viel anders benimmt sich die Moderne auf Abbildung Nr. 541; während die Engländerin des Kupfers Nr. 498 anscheinend zu Handgreiflichkeiten übergeht. Bei allen diesen Darstellungen darf nie vergessen werden, daß sie zwar erweisbare Szenen aus dem wirklichen Leben schildern, daß die Künstler aber freiwillig, d. h. aus innerem Antrieb



543. Massage. Radierung von K. Schlesinger. 1900

den Stoff wählten. Woraus hervorgeht, daß die so ablonterseiten Eigenschaften des Weibes von ihnen nicht als reizlos empfunden wurden.

Das Extrem des Machtgefühls hat Lecomte de Noue auf seinem Gemälde (Abbildung Nr. 531) gezeichnet: die Sklaven, die der Herrin schlechte Botschaft brachten, bühnen die Erregung von Unluststimmung mit dem Leben. Das Extrem des Unterthanentums ist die Hafensklavin, die ihrer Herrin das Loblied der Schönheit singt (Abbildung Nr. 529). Sie gleicht der dunkelhäutigen Djala, die in Pierre Louys' Roman „Aphrodite“ vor der Kurtisane Chrosis fauert:

„Die Toilette war zu Ende. Da lächelte Chrosis leise und sagte zu der Inderin: „Sing!“ Sie saß aufrecht in ihrem marmornen Lehnsuhl. Die goldenen Haarnadeln waren wie eine Strahlentonne hinter ihrem Amtig. Ihre Hände lagen auf dem Busen und die rotschärferten Fingernägel glühten wie Perlen eines Halbbandes. Die weißen Füße waren übereinandergeschlagen auf der steinernen Trittsufe. Djala fauerte an der Maner, und heimliche Liebesgeschänge von den Ufern des Ganges zogen ihr durch den Sinn: „Chrosis...“ Sie sang in einformigem Tonfall: „Chrosis, deine Haare sind wie ein Bienenschwarm, der da hängt an Zweigen. Der warme Hauch des Südens durchfährt sie mit dem Tau der Liebeslämpfe und dem feuchten Geruch nächtlicher Blüten.“ Das junge Weib fiel ein mit dem Refrain, doch führer und leise: „Meine Haare sind wie ein endloser Strom der Ebene, wenn der Abend in Flammen verflammt.“ Dann fuhren sie fort, immer naheinander: „Deine Augen sind wie die blauen Wasserlilien, die unbewegt auf dem Weibe ruhn.“ — „Meine Augen sind unter dem Wimpernschatten wie ein tiefer See unter schwarzen Ästen.“ — „Deine Lippen sind zwei zarte Blumen und darauf ist getropft das Blut einer Nektar.“ — „Meine Lippen sind wie die Ränder einer brennenden Wunde.“ — „Deine Junge ist der blutige Dolch, der die Wunde stach deines Mundes.“ — „Meine Junge ist wie ein kostbares Juwel; sie ist rot vom Schimmern meiner Lippen.“ — „Deine Arme sind rundgedreht wie zwei Eisenbeinähnle, und deine Achsel ist wie ein Mund.“ — „Meine Arme sind schlank wie Stengel der Lilie und die Finger daran gleich fünf hängenden Knochen.“ — „Deine Schenkel sind wie Ästel des weißen Giesanten, und sie tragen die Füße wie rote Blüten.“ — „Meine Füße sind drei Blätter des Seerosen und meine Schenkel zwei geschwollne Knochen des Renuphar.“ — „Deine Brüste sind zwei silberne Schilder, deren Buckel in Blut getaucht haben.“ — „Mein Busen ist der Mond und der Widerschein des Mondes im



544. *Bedieneung*. Gemälde von G. Botovac. Photo. Graus, Clement & Co.

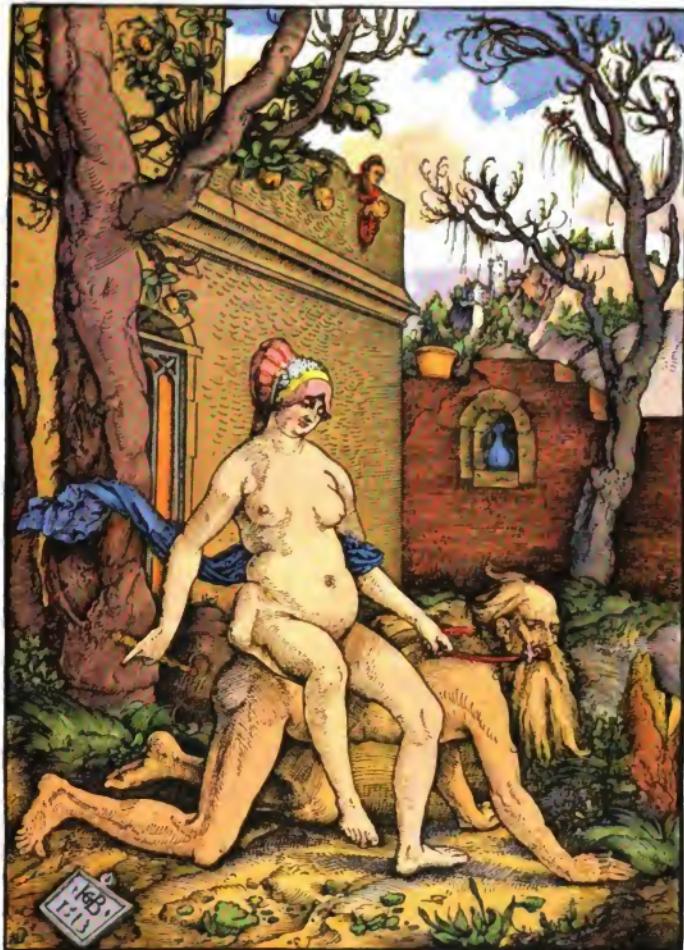
Wasser." — „Dein Nabel ist wie ein tiefer Brunnen in rosigter Sandwüste und dein Bauch wie ein junges Lämmchen, das an der Mutter saugt.“ — „Mein Nabel ist eine runde Perle auf gestützter Schale und mein Schöß wie die flare Mondschel im Waldbedächt.“ — Ein Schweigen trat ein. Die Sklavin rang die Hände und krümmte sich am Boden. Und die Kurilane fuhr fort: „Sie ist wie eine purpurne Blume, voll von Honig und Düften. Sie ist wie eine Qualle im Ozean, voll Weichheit und Leben und im Dunkeln geöffnet. Sie ist eine dampfige Grotte, ein erhabtes Lager, die Zufucht, da der Mann sich ausruht auf seiner Pilgertreise in den Tod.“ — Die Hingestreckte murmelte nur leise noch: „Sie ist furchterregend. Sie ist die Medusa.“ — Etrusis legte den Fuß auf den Naden der Sklavin und befahl zitternd: „Djala . . .“

Die Klangmalerei der Pierre Louys'schen Prosa lässt sich leider nicht mit übersetzen. Die Probe ist zugleich ein Muster der orientalischen Schönheitsmetapher. — Weiter sieht man auf den Abbildungen Nr. 500 und 515 das von Sklaven getragene Schlepptkleid. Die moderne Damen-Schlepe ist in der Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden und bis auf den heutigen Tag ein Klassenmerkmal geblieben. Auch der jüngste Versuch, sie „einzubürgern“, d. h. ihr das Klassenmerkmal zu nehmen, ist durch den allgemeinen Sieg des einzubürgern gescheitert. Das Schlepptkleid bezeichnet deshalb die Vornehmheit, weil es seine Trägerin am Gehen behindert. Es ist dasselbe Moment, wie bei der Korpulenz und der Fußverkrüppelung der Chinesen. Das vornehme Weib muss tragen; so trage, daß es selbst beim Gehen noch der Unterstützung bedarf, hier also des Tragens der Schlepe durch entsprechende Befriedigung. Dies ist also die wesentliche Kaufkraft der Schlepe; ästhetische Gesichtspunkte, wie Fluss der Linien oder Vergrößerung der Massen, sind sekundär Natur. In der Abbildung Nr. 495 sehn wir eine „vornehme Dame mit Mohrenpagen“. Es scheint für sie genug der körperlichen Bemühung, daß sie eben die Nette vom Stengel pflückt. Ihre Rechte sucht schon den Stützpunkt auf der Schulter des Sklaven, der ihr das Blumenörbchen präsentiert.

Ich sagte, daß die „Toilette“ des Weibes eine ecklätliche Vorlust-Stimmung bedeutet. Es ist daher auch charakteristisch, daß sich die männlichen Künstler mit so großer Vorliebe diesem Thema widmen. Weibliche Vorlust ist männliche Vorliebe. Wir haben uns hier mit einer kleinen Anzahl von Bildproben begnigt, die alle gleichzeitig die spezielle Note „Bedienung bei der Toilette“ erfüllen. In der Regel handelt es sich um die Reinigung des Körpers. Derartige Szenen gelten in der Kunst aller Völker als darstellenswert, während niemand darauf verfällt, die körperliche Reinigung des Mannes zu verewigeln. Wiederum eine bemerkenswerte sexuelle Differenzierung! Das Baden und Waschen führt uns Tiepolo vor (Abbildung Nr. 7); Mägde sind emsig beschäftigt, darunter auch eine schwarze Sklavin; ein Page oder vielleicht Cicisbe kommt mit dem Handspiegel, der gleichfalls ein Vorlustmittel des Machtbewußtseins ist (vgl. Seite 165—67). Abbildung Nr. 68 zeigt den Liebhaber bei der Fußwaschung, Nr. 544 und 521 die moderne Zofe beim Abtrocknen und im Seebade. Pédicure und Massage, diese ganz neue Renaissance der römischen Antike, sind in den Abbildungen Nr. 540 und 543 vertreten. Die Hilfe beim Ankleiden in den Abbildungen Nr. 502 und 527. Kulturhistorisch ist dazu zu bemerken, daß die vornehmen Damen des 17. und 18. Jahrhunderts hierbei vielfach männliche Bedienung vorgezogen; auch, wie ausdrücklich berichtet wird, beim Wechseln der chemise. Heutzutage ist dagegen der Damenfriseur beliebt (Abbildung Nr. 538). Er gehört zwar nicht zum Gefinde, sondern nur zum Abonnement; doch kenne ich Damen in Berlin W, die sich ihm gegenüber ebenso nonchalant benehmen, wie die Vorjürgen aus der Zeit der zweiten Katharina. In der Lithographie des unvermeidlichen Adolphe Willette (Abbildung Nr. 542) ist die „Domina“ endlich zum Ausgehn fertig.



545. Im Joch
Zeichnung von W. Scherzer. 1910



Der aufgezäumte Philosoph
Farbiger Holzschnitt von Hans Baldung Grien. 1513



546. Das Neujahrsfest. Kopier nach Rubens

XV

Die Mythologie

Ich habe der psychologischen Bedeutung des Mothos bereits auf Seite 10—13 und 356 einige Worte gewidmet. Um es nochmal zusammenzufassen: Der Mythos ist für mich dasselbe wie Folklore: mündliche Überlieferung, novellistische Erzählung, frei beweglich und Früheres wieder spiegelnd, im Augenblick der Reproduktion immer wieder neu geschaffen und als möglich und denkbar approbiert. Die Bestandteile des mündlich überlieferten Folklore tropfen im Verlauf von Jahr-

hunderten und Jahrtausenden durch physische Siebe vieler Millionen von Menschen, sodaß allmählich der Durchschnitt dessen zurückbleibt, was innerhalb der normalen Variationsbreite der erotischen gefärbten Assoziationen liegt. Wenn ein erotisches Motiv des Mothos oder Hollstöre vom fernsten Osten bis zum ferusten Westen der Ländermassen und aus allen Zeiten der Geschichte nachweisbar ist (wie das angeführte Beispiel von der treulosen Witwe), so folgt daraus weiter, daß das einzelne erotische Motiv als zeit- und ortlos zu gelten hat, oder mit andern Worten: daß sich die vielfältigen Motive des Sexual-Instinktes, im einzelnen genommen, nicht abgewandelt haben (wie die Erscheinungen der Mode, darunter auch die sexuelle Moral), sondern daß sie im Verlaufe der Menschheitsgeschichte konstant bleiben. In diesem Sinne sind die Geschichten von der Salome

und vom Aristoteles dokumentarisch gleichwertig mit den genau untersuchten Fällen einer heute lebenden „Sadistin“ und eines heut lebenden „Masochisten“.



547. Die gleichmütige Salome. Gemälde von Hans Tietz. 1914

Die Salome. Es wird unter den angeführten Umständen von Wichtigkeit sein, eine Reihe von Lesarten des Salome-Motivs zu hören. Das Grundmotiv des lustvoll agierenden erotischen Machtgefühls ist unverändert und unveränderbar. Nur die jemische Dekoration, die bloße Aufmachung der Sache, trägt das natürliche Kostüm von Zeit und Ort. Auch kommen Randglossen entrüsteter Moralisten vor, was ein Beweis für das Typische und Schlagende des Motivs ist. Auch gibt es in der weiteren dramatischen Ausgestaltung allerhand jemische Erfindungen; dies sind Regisseurtricks, die den Gang der Handlung beleben und beleuchten. Hauptsächlich sind es die Maler, die sich darin hervortun.

Der Evangelist Marcus oder der hinter diesem Sammelnamen stehende griechische Dichter Pseudomarcus erzählt: Herodes hatte ausgesandt, und Iohannem gegriffen, und in das Gefängnis



548. Die tanzende Nereide. Antike Gruppe; gefunden am Pontius bei Neapel

gelegt, um Herodias willen, seines Bruders Philippis Weib; denn er hatte sie gesetzt. Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Herodias aber stellte ihm nach, und wollte ihn töten, und konnte nicht. Herodes aber fürchtete Johannem, denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war; und verwahrte ihn und gehörte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gerne. Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzte und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tisch saßen. Da sprach der König zum Mägdelein: Bitte von mir, was du willst, ich will dies geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hölle meines Königreichs. Sie ging hinaus, und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannis, des Täufers.

74*



549. Holzsämherei im Rathaus zu Regen.
15. Jahrhundert. Oben: Simeon und Drei-
könig. Unten: Reichstotale und Physik

Dies ist eine der biblischen Fassungen. Sie ist schlicht und ohne Umschweife. Ein „Ursprung“ der Sache ist sie nicht (vgl. Seite 10); sie ist nur der Anstoß für die unzähligen Künstler, die seit dem frühen Mittelalter aus dem Volklore-Vorrat der Bibel schöpften und „heilige Legenden“ malten: Volklore der Farbe. Bibelfreische und kunsthistorische Arbeiten, die über den Gegenstand erschienen sind, besonders Reimarus Secundus und die schöne Monographie von Hugo Daffner, weisen auf den besaunten Bericht des Livius über den Konsul Flamininus als die beglaubigte Urgechichte, den wirklichen und tatsächlichen Ursprung, hin. Livius sagt:

„Als Flamininus in seiner Eigenschaft als Konsul des Jahres 192 gegen gallische Slämme Oberitaliens, namentlich die Bojer, einen Krieg zu leiten hatte, veranlaßte er den punischen Buhltaben Philippus durch große Versprechungen, auf das Leben der römischen Hauptstadt zu verzichten und dafür mit ihm das Lagerleben zu teilen. Philippus hatte nun dem Konsul schon oft vorgeworfen, daß er ihn von Rom gerade während eines Gladiatorenspiels weggeführt habe, um dadurch seine Gefälligkeit entsprechend anzupreisen. Während sie nun eines Tages im Lagerzelt zusammen speisen und schon vom Wein warm sind, wird ein vornehmer Bojer gemeldet, der als Überläufer mit seinen Kindern geskommen sei; er möchte den Konsul zu sprechen, um von ihm sofort in den römischen Schutz aufgenommen zu werden. Er wird sogleich auf Befehl des Konsuls in das Lagerzelt geführt, durch einen Dolmetscher beginnt er seine Bitte vorzutragen. Während dessen wendet sich Flamininus zu seinem Buhltaben: Du hast das Gladiatorenspiel um meinestwillen verfügt; willst du dasfür diesen Gallier sterben sehen? — Kaum noch im Ernst nicht dieser bejahend zu. Da zieht der Statthalter das Schwert, das zu seinen Häupten an einer Zeltstange hängt und schlägt den nichtsahnenden Gallier aufs Haupt, und als dieser dann stirbt und den Schuß des römischen Volks und der Zeitgenossen ansieht, durchbohrt er ihn mit einem Seitenstöß.“

Ich glaube, es kann dahin gestellt bleiben, ob gerade dieser Vorgang sich in Wirklichkeit ereignet hat oder nicht. Ich bin überzeugt, er hat sich öfter in der Welt ereignet; und es wäre eine Kleinigkeit, Dutzende von Belegen dafür zu geben, daß Handlungen, die denselben Grundcharakter tragen, vorgekommen sind. Indessen, für meinen Standpunkt ist das belanglos. Idee und Tat sind in der Tat von gleicher Qualität; nur ist jene massenhafter als diese. Der psychologische Beweis ist also schon mit der Idee erfüllt. So tut es auch wenig zur Sache, daß beim Livius von einem femininen Homosexuellen die Rede ist,

anstatt von einem Weibe. Zum Verständnis hinzuzufügen wäre nur, daß ein Gladiator wegen seines Helms gewöhnlich „Gallier“ genannt wurde, sodaß die Frage des Konsuls von grausamer Zweideutigkeit ist.

Valerius Antias, dem schon von Euvius sogen. Geschichtsfälschung vorgeworfen wurde, d. h. der die Dinge oft mehr darstellt, wie er sie haben möchte, macht aus dem Knaben ein Weib. Es schien ihm also das Weib in der Rolle plausibler. Er sagt: „In Placentia lädt der Konsul eine Buhle, in die er zum Sterben verliebt ist, zum Gastmahl ein. Dort brüstet er sich mit seiner Strenge im Gerichtsverfahren und der Masse der zum Tode Verurteilten, die er im Kerker habe und demnächst enthaupten lassen wolle. Da sagt die Buhle, die an seiner Seite liegt und den Kopf an seine Brust lehnt, sie habe noch nie einer Enthauptung zugewandt und möchte das doch gar zu gerne einmal sehen. Der verliebte Flamininus lädt sich hinreichen: er läßt einen von den Unglücklichen holen und mit dem Beil enthaupten.“

Bei Seneca kristallisiert sich der Typus stärker heraus. Der Konsul ist wohlwollend und dem Opfer gut gesinnt, das Weib aber fanatisch-rachsüchtig: „Flamininus, Statthalter einer römischen Provinz, lädt um seiner Buhle willen jemand gefangen sezen; denn die Buhle war von dem Gefangenen beleidigt worden. Flamininus dagegen hatte von dem Gefangenen eine gute Meinung; dieser wußte darum und hoffte deshalb frei zu kommen. Flamininus gibt seinem Stab ein Festmahl, bei dem die Buhle Tänze aufführte, die den Beifall des Statthalters fanden. Sie bat ihn, er möge ihr das Haupt des Gefangenen zeigen, und der Statthalter, berauscht von ihrem sinnlichen Tanz, gibt nach und läßt den Gefangenen durch den Henker hinrichten. Der nun enthauptet den Gefangenen vor den Augen des Weibes. Das Haupt aber brachte der Henker zu den bezeichneten Gästen in den Saal.“

Mit dem Römerreich geht auch die literarische Überlieferung in Trümmer. Bibliotheken werden geplündert, verbrannt, und die unerschöpflichsten Werte in alle Winde verstreut. Es läuft denn auch in unserer Kenntnis von der Festlegung des Salome-Motivs eine große Lücke. Nur in den Klöstern



550. Judith und der liebestrunke Holofernes

Bronze von Donatello

liegt vieles unverfehrt fest. So haben wir, wie Daffner erwähnt, einige Stellen aus Kirchenvätern, die nun allerdings aus einer ganz andern Moralstöre pfeisen. Petrus Chrysologos totbt:

Zur Arena wandelt sich das Haus, der Tisch zur Tribüne, aus Gäten werden Zuschauer, die Schauspiel wird zur Rassei, die Speise Mord, der Trank Blut, der Geburtstag Todestag, das Gastmahl zur Mezelei. Die Tragödie beginnt: Herein tritt die Bestie, kein Mädchen; sie bittet um Tod, nicht Tanz; sie rast wie eine Tigerin, kein Weib; in den Naden schüttelt sie ihre Mähne, kein menschliches Haar; sie biegt und dehnt ihre Glieder; sie wächst mit wachsender Raserel, hebt sich über Menschenmaß durch ihre Grausamkeit; und bis sie die Beute erhalten hat, schäumt diese Bestie mit dem Mund und knirscht mit den Zähnen. Doch damit niemand glaubt, daß ich über diesen Stoff destamieren will: jedenfalls ist Johannes an diesem Todestag geboren (zum ewigen Leben) und Herodes an seinem Geburtstage gestorben. — Nur im ehebrecherlichen Bette konnte ein solches Schauspiel erzeugt werden. Und wie Herodes sie erblickt, die Füße wirkend, den Leib so biegsam, als wäre er aus den Banden der Flechte befreit, die Gingewölbe in fühllicher Bewegung, da ward ihm offenbar, daß sie sein Fleisch und Blut war; denn für ein fremdes Kind hätte er sie halten müssen, wenn sie auch nur ein wenig frisch gewesen wäre. Eine Schlange war in diesem Weib verborgen, die ihr unheilvolles Gift in den ganzen Körper ergoss, und von hier aus teilte es sich den Gästen mit, so daß deren Leib und Seele Raserel patzte, sie zu Verlieren verbandelte, daß sie menschliches Fleisch zu essen und menschliches Blut zu trinken verlangten, und erst zufrieden waren, als ihnen die Prinzessin das Haupt mit dampfendem Blut brachte.

Diese abstinente Mönche empfinden sehr stark mit, im starken Gegensatz zu den römischen Autoren. Nicht viel anders ist es bei Basilios von Seleukia:

Dieses Drama hat der Satan auserkoren... Er stiftet nämlich, hierin zeigt sich seine ganze List, die ehebrecherische Verbindung zwischen Herodes und Herodias an, in der sichere Voraussicht, daß Johannes in seinem Freimut die Sünde tadeln und sich dadurch Gefangennahme und Tod zuzieht wird. Wie geplant, so



551. Die bürgerliche Potiphar. Kupfer von Lucas von Leyden



552. Der Weise von Griechenland. Radierung des sogenannten „Meisters vom Amsterdamer Kabinett“

geschehn: nur getraut sich Herodes aus Furcht vor dem Volke den Täufer noch nicht zu töten. Aber an seinem Geburtstage, das in großer Lippigkeit gefeiert wird, tritt die Tochter der Herodias in den Saal, das getreue Ebenbild der zuchtlosen Mutter. Schamlose Blöße wirst sie um sich, wiegt sich in den Hüsten, überlässt sich einem Lusttaumel, reckt die Arme in die Luft und wirft die Füße in die Höhe, halbnackten Körpers ihre eigne Schamlosigkeit darzuwend. Die Mutter lebt den Einflüsterungen des Sataus ihr Ohr, als die Tochter sie zu Rate zieht, und antwortet: „Was fragst du, mein Kind! Der Wahl bist du überhoben! Was ist für uns begehrenswerter, als das Haupt Johannis? Auf einer Schüfel soll es gebracht werden; wir wollen mit den Augen schweigen, da wir's mit den Jäähnen nicht können. Will er uns berauben unsres königlichen Bettes, möge er beraubt werden seines eignen Kopfes. Will er mich von meiner Lust trennen, mit meine Freude nehmen, so möge er das von der Nacht geschärft Schwert spüren. Wie eine Lanze hat er seine Junge gebracht, nur soll mit seinem Kopf auch das Werkzeug seiner Sprache abgeschritten werden. Vängt habe ich diese Gelegenheit herbeigeschaut, und längst im Traume Erfüllung davon gesehn. Gib mir, mein Kind, den Kohn für deine Erziehung, für die Wühn um dich. Preis des Tanzes sei mir der Tod des Feindes. Weinen Stimme ich meide, dessen Organ will ich zum Schweigen bringen. Mach schnell, solange das Wahl noch wählt; mein Telli daran sei das Haupt des Täufers und meinen Durst will ich mit seinem Blute stillen!“ Die Scheit des Herodes vor dem Eindruck ist natürlich nur Vorwand; denn er hätte mit Recht antworten können: „Mein Kind, ich habe dir zwar die Hälfte meines Reiches verheißen; aber du fordertest von mir des Täufers Haupt, das mehr wert ist, als die Hälfte des Reiches, mehr als Zepter und Krone. Zeige mir einen zweiten Johannes in meinem Reiche, oder willst du mir mein ganzes Leben plündern? Denn wie du mir auch bei derforderung von Gütern und Schägen einen gleichen Teil lassen müßtest, so zeige mir auch einen zweiten Täufer. Sonst hast du nicht bedacht, daß du mir mit dem Johannes mein Königreich nimmst!“ Nichts der-

gleichen sprach der König, sondern freudig stimmte er zu. Das Mädchen bringt dann den Lohn der Schamlosigkeit der Mutter: „Siehe, Mutter, die Frucht deiner Lehre, des Tanzes Preis. In Zukunft steht dir nun der Weg deiner Lust offen!“

Teofanes Geramäus malt mitschwungend wie ein von seinem Stoff übermannter Kulturstörer der Neuzeit, der ebenfalls in dem Wort „Hure“ förmlich schwelgt:

Herodias stellt sich traurig, preßt Tränen heraus und beklagt sich bei dem wertvollen König: Was kann es Peinlicheres geben, als wenn man auf königlichem Thron, bekleidet mit Purpur und Diadem, von einem Jüden in Lumpen verhöhnt wird? wende dich von ihm, wenn du mich lieb hast, wo es doch in deiner Macht steht, ihm die Lasterjunge herauszureißen oder den Frechen den wilden Tieren zum Fraß vorzuworfen; nur beschwöre ich dich, höre nicht auf ihn und zeige dich ihm nicht schwach! Angestrahlt von solchen Worten der Hure — was verhindert nicht Tränen und Klagen bei vollem Liebeskoller — wagt Herodes das Echt war nicht zu lösen, aber unter den Scheffel zu stellen. Aber noch aus dem Kerker heraus rufst du Stimme des Anklägers, und nun entbrennt ein Wettkampf zwischen ihm und der Hure um die Seele des Herodes. Der Täufcr unterliegt, weil immer das Schlechte auf der Welt steht. Denn zum Zeil schmückt die Gebrecherin die schamlose Tochter lästig und stellet sie hässlich, damit sie vor den Schwärzern in Saal tanze. Und sie tanzt wie eine Bachantin, indem sie ihr Haar schüttet, sich unheimlich dreht, die Arme emporstreckt, ihre Brüste entblößt, die Füße abwechselnd in die Höhe wirft, durch die Schnellheit der wibbelnden Bewegung ihren Körper entblößt und auch ihre Scham den Wilden preisgibt. Mit herausfordernden Bildern lenkt sie aller Augen auf sich und versiegt die Gäste in einer wahre Belästigung. Und nach dem Versprechen des Königs, der vor der Liebe zu Herodias und vom Wein betrunken ist, fordert das Mädchen nicht ein Halbesband von Perlen, nicht ein königliches Gewand, nicht ein Kleid von feiner Seide, nicht einen Schleier oder ein Tuch, Dinge, auf denen sonst die Augen einer Jungfrau begehrlich ruhn, sondern das Haupt des Täufers, und zwar sogleich, damit nicht Herodes aus dem Raum erschrickt, das Gesicht verneigt... Unter die Schweller kommt das Haupt dessen, der mit den Engeln im Hafen wetteiferte, und über den Jungfräulichen triumphiert die Hure, höhnend und laut jubelnd, als sie ihren Wunsch erfüllt sieht. Aber gleich als ob sie fürchtet, daß das Haupt mit dem Rumpf wieder zusammenwachsen, der Täufcr auferstehen und die alte Anlage wieder erheben könne, verbirgt sie das Haupt an einem geheimen Ort, den Rumpf aber nehmen die Jünger und legen ihn ins Grab.

Mit den Jahrhunderten schwint nun die Zahl der Varianten an. Maler, Dichter und Sittenprediger sind um die Wette bestrebt, der Salome zum ewig jungen Leben zu verhelfen. Doch lehnt es nicht, viele Proben davon zu geben, da die äußerliche literarische Vollständigkeit hier nicht in Frage kommt. Ein Gedicht aus dem 18. Jahrhundert ist indessen merkwürdig, weil es von — einer Frau verfaßt worden ist. Ich habe erläutert, warum die starken Züge im Sexualcharakter des Weibes ausschließlich vom Manne dargestellt werden können.



553. Ariosto und Phyllis
Kunst des Meisters M. Z. um 1500



Herakles in Banden der Om
Digitized by Google



hale. Anonymer Kupferstich, um 1725



554. Alcibiades wird zum Tier verwandelt. Gemälde von Gericke. 17. Jahrhundert.

Man wird also erwarten dürfen, daß diese Dichterin entweder zu den ganz, ganz seltenen Ausnahmen gehört, die den Mann besiegen, wie Dolorosa und die Minnedichterin Beatriz von Die (vgl. Seite 474), oder daß sie — homosozial ist. Aber keins von beiden. Das Rätsel löst sich einfach. Man höre die Philippine Engelhard:

Herodes gab sein Jahresträum,
O da ging's voll und hoch!
Es ward geschmaus, gezech, gelacht,
Und herliche Musik gemacht;
Nur Tanzen fehlt noch.

Da trat Miss Salome herein
In vollem Jugendanz;
Geschmeidig wie ein Reh im Wind,
Und frisch wie Rosentrosen sind;
Und tanzte schönen Tanz.

Ein Solo war's, doch wie es dieß,
Das treff ich nirgends an.
Der Arme leichter Schwanenschwung,
Der leichten Zärtlichkeit Sprung
Entzückten jedermann.

Wie gleicht sie Eurer Majestät,
Wie jetzt ein Hößling laut.

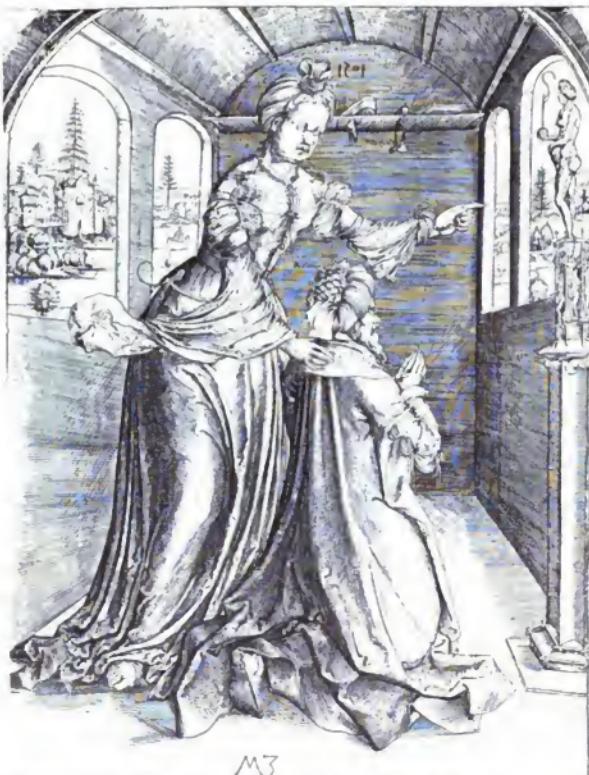
Buchs-Rind. Weitererweisat

So sah ich Sie im Hochzeitstrau,
So leicht beflogen war Ihr Tanz,
Ihr Fuß so schön gebaut!

Die alte Fürstin tröstet sich —
Der Vater ruft sein Kind,
Drückt sie mit Feuer an die Brust
Und spricht: O seidre für die Lust,
Was du nur willst, gehwond!

Sie trippelt zu der Mutter hin,
Und fragt: Was bitt' ich nun;
Die sagt (wer hätte das geslaubt!):
Erbitte dir Johannis Haupt!
Sie steht — er muß es tun! — —

Nun ließt gerne Frau Moral
Sich übers Tanzen aus!
Allein ich tanze selbst zu gern,



555. Salomo muß das Bildnis seines Weibes anbeten. Kupfer vom Meister mit dem Zeichen M. Z. 1502

Mishäfft's gleich vielen weisen Herrn —
Drum bleibe sie zu Hause.

Doch ruf ich jedem Biedermann
Ein lautes Gave zu;
Doch jetzt tanzt manchen armen Tropf
Ein hübsches Kind um seinen Kopf
Und um sein Herz dazu!

Doch sicher sind die Heiligen,
Entfernung sichert sie.
Auch fragen jetzt die Töchter nicht,
Und sindigen nicht nur aus Pflicht,
Nein! Mit gespannter Müh!

Also, hier ist die Salome garnicht Grund, sondern Nebenmotiv. Sprachverknüpfung und nicht sexuelle Assoziation. Das Gedicht, grazios und nett, nennt sich auch „Die Kraft des Tanzes“,

was ein noch viel zu gewichtiger Titel ist. Nicht der Tanz ist an der Salome das Gefährliche, sondern die „Emanationen“, die von ihr auf den Mann überströmen, ob sie nun tanzt oder läppen lässt.

Ich komme nochmal auf Flaubert. Der hat nämlich auch den Tanz der Salome zum Gegenstand einer Schilderung genommen. Aber er ist ein Mann und ein ganz großer Künstler und versteht es, „Emanationen“ sichtbar zu machen: Das Stück findet sich in den *Trois Contes*. Ich übersehe einige Stellen daraus: Aus der Tiefe des Saales stieg ein Summen auf, wie Staunen und Überraschung. Ein junges Weib war eben eingetreten. Ein bläulicher Schleier verbarg ihr Busen und Haupt, man unterschied die Bogen der Brauen, die Chalzedone an ihren Ohren, das Weiß ihrer Haut. Ein vierediges Stück taubenhalbsfarbiger Seide hing auf den Schultern, häftete an den Hüften mit einer goldgeschmiedeten Schnalle. Ihre dunklen Beinsleider waren mit Mandragoren übersät, und die Kolibri-Pantöfchen klappten ihr nachlässig an der Ferse. Oben auf der Strade zog sie den Schleier fort. Man hätte sie für Herodias halten können, die wieder jung geworden. Dann fing sie an zu tanzen. Ihre Füße stiegen umeinander nach dem Takt der Flöte und Krotalen. Ihre rundlichen Arme riefen jemand, der vor ihr floh. Sie verfolgte; ein beschwingter Schmetterling, eine neugierige Psyche, eine entschwebende Seele, im Begriff aufzustattern. Dumpfe Schläge ertönten jetzt an Stelle der Klapper. Auf Hoffnungen folgte die Niedergeschlagenheit. Ihre Stellungen seufzten, ihr Körper erschien sehnstüchtig müde, und man wußte nicht, weinte sie um einen Gott oder verschied sie in der Lieblosung. Mit halben Augenlidern krampfte sich ihr Rumpf; ihr Leib wogte wie die Welle der Salzflut, ein Zittern huchte über die Brüste, und ihr Gesicht ward versteinert, während die Füße trippelten ... Dann kam die Wut, die gestillt sein muß. Sie tanzte, wie die Priesterinnen aus Indien, wie die Kubierinnen von den Wasserfällen, wie die Bacchantinnen Lydiens. Sie warf sich nach allen Seiten, gleich einer Blüte, die der Sturm zaust. Die Diamanten in ihren Ohren hüpfen, der Stoff schillerte auf ihrem Rücken. Von den Armen, den Beinen, der Kleidung sprangen knisternd unsichtbare Funken und verbrannten die Männer. Eine Harfe sang hell auf, und aus der Menge rang sich ein Echo des Beifalls. Sie kniete nicht in den Knien, sie spreizte nur die Beine und bog ihr Kinn niederwärts, daß es den Boden streichelte. Die Nomaden der Wüste, die enthaltsam leben, die Soldaten



556. Die gespottete Phyllis. Kupferstich nach Georg Venez



557. Ariosto und Rampaope
Kupferstich des Meisters B. R. 15. Jahrhundert

75*

Roms, die sich in Lüsten wälzen, die filzigen Zöllner und die über Kommentaren verbuhelten Priester; allen kloppte das Begehrn bis in den Hals hinauf, und ihre Mästern waren gebläht. Dann fuhr sie um den Tisch des Antipas herum, wirbelnd im Hegenhombus, und mit wollust-beklemmter Stimme schlichte sie: komm! komm! Und weiter taumelte sie um den Tisch, und die Paulenfelle dröhnten platzend und aus der Menge heulte es heraus. Aber der Tetrarch schrie es noch schiller: komm! komm! du sollst Kapernaum haben! die Steppe von Tiberias! meine Festungen! die Hälfte meines Königreichs!! — Da warf sie sich auf die Hände, ihre Fersen schwankten in der Luft, und so lief sie wie ein großer Starabaus um die Estrade. Plötzlich hielt sie an. Nackt und Rückgrat schoben ihr einen rechten Winkel zusammen. Das farbige Pylwerk der Beine stand wie ein Regenbogen zu ihren Schultern hinab und rahmte ihr Antlitz in Ellenhöhe vom Boden. Ihre Lippen waren gemalt, finster-schwarz ihre Brauen und die Augen fast furchtbar. Die feinen Tröpfchen auf der Stirn schienen ein Hauch über hellem Marmor. Sie sprach nichts. Sie starrten einander an. — Von der Galerie aus hatte die Herodias wohlgefällig zugelächelt. Sie ließ ein Schnippen mit den Fingern hören. Salome sprang hinauf, kam wieder herab und lispele wie ein Bachisch: Ich will auf — auf einem Teller den Kopf — — Sie hatte den Namen vergessen. Doch schon lächelte sie, sich bestimmt: — den Kopf vom Jochanan! . . .

Ich glaube, mit dieser Übersetzung der künstlerischen Schönheit Glaubertscher Sprache einigermaßen gerecht geworden zu sein. Von den vorhandenen Übersetzungen hatte mir in diesem Fall keine genügt. Ich sollte eigentlich damit schließen; denn eine vollkommenere literarische Darstellung existiert nicht. Oscar Wilde ist lasch daneben — falls nicht eine Schauspielerin von Fleisch und Blut der Rolle Feuer eingießt. Doch fehlen noch einige neuere Beweise, auf die sich nicht gut verzichten lässt.

Da ist zum Beispiel Heine, den wir schon öfter hier kennen lernten. Er hat das Motiv noch charakteristischer ausgebaut. Nicht Salome, das junge Mädchen, fasziniert ihn, sondern die reife, läppige Herodias. Es ist, wenn man will, die Salome im Alter zwischen 35 und 45 Jahren. Die Nuance entspricht durchaus der Tatsache, daß die sogen. Masochisten der medizinischen Kafuistik immer eine ganz besondere Vorliebe für das Weib in dem genannten Alter erklärten. Heine sieht im Alita Troll die „ewige“ Herodias nächtlicher Weile im Gespenstzug vorüber sausen:

Und das dritte Frauenbild,
Das dein Herz so tief bewegte,
Was es eine Teufelinne,
Wie die andern zwö Gestalten?
Ob's ein Teufel oder Engel,
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem glutentrannten Antlis
Lag des Morgenlandes Zauber,



558. Tomiris mit dem Kopf des Xyres
Ausdruck von Gustav Doré



559. Eine Judith aus Wittenberg an der Elbe. Gemälde von Lucas Cranach d. A.

Auch die Kleider mahnten kostbar
An Scheherezadens Märchen.
Sanfte Lippen, wie Granaten,
Ein gebognes Liliendöschchen,
Und die Glieder schlank und süßlich,
Wie die Palme der Oase.

Lehnte hoch auf weissem Zelter,
Dessen Goldbaum von zwei Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß
An der Fürstin Seite trabten.

Wirtlich eine Fürstin war sie,
War Judäas Königin,
Des Herodes schönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrte hat.

Dieser Blusichuld halber ward sie
Auch vermaledigt; als Nachspül
Muß sie bis zum Jüngsten Tage
Reiten mit der wildesten Jagd.

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte

Des Johannes, und sie führt es;
Ja, sie führt das Haupt mit Intrunk.
Denn sie liebte einst Johannem —
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volle lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —
Anders nöt' ja unerhörlich
Das Gelüste jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehrn
Eines Mannes, den sie nicht liebt?
War vielleicht ein bishen dötz
Auf den Liebsten, ließ ihn töpfen;
Aber als sie auf der Schößel
Das geliebte Haupt erblickte,
Weinte sie und ward verlückt,
Und sie starrt in Liebeswahninn —
(Liebeswahninn! Pionäsmus!)
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!
Nächtlich auferstehend trägt sie
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdsaher —
Doch mit toller Welberlaune
Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Rüste, ländlich lachend,

Und sie sängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als sie mir vorübertritt,
Schaute sie mich an und nickte,
So leckt zugleich und schmachtend,
Dass mein tiefstes Herz erdbeite.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhrt der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorübereitzen grüßte
Mich das liebliche Gespenst.

Als der Zug bereits erblicken
Und verlungern das Getümmler,
Loberte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruss.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzt' ich die müden Glieder
Auf der Streu — denn Feberbetten
Gib's nicht in Urafa's Hütte —

Und ich fann: was mag bedeuten
Das geheimnisvoll' Nideln?
Warum hast du mich so zärtlich
Angehn, Herodias?

An einer anderen Stelle des Atta Troll kommt Heine hierauf gewissermaßen zurück. Der Blick, mit dem ihn Herodias versengte, hat inzwischen gewirkt:

Aber du, Herodias,
Sag, wo bist du? — Ach, ich weiß es!
Du bist tot und liegt degraden
Bei der Stadt Jeruscholavim!

Starren Leidenschaft am Tage
Schläfst du in dem Wartmörzarge!
Doch um Mitternacht erwacht dich
Peitschenknall, Hullo und Huzz!

Und du folgst dem wilden Herzzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenossen,
Denen Kreuz und Qual verhaft ist!

Welche föhlliche Gesellschaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt ich steis, Herodias!

Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengötterin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du tote Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und sei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Samt der Schüffel, und genieße
Schmachaft bestere Geträume.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du braucht — Mich summert's wenig,
Dass du tot und gar verdammst bist —
Habe keine Vorurteile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seigeli, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran preißle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier servente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deiner Läunen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reis' ich mit dem wilben Herrn,
Und wir soßen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde die die Zeit verkürzen
In der Nacht. — Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sis' ich dann auf deinem Grabe.



560. Der Giechete und seine Streiterin. Ausfrühling des Siegert. Um 1600

© George Jones

Ja, am Tage sis' ich weinen
Auf dem Schutt der Königsgäste,
Auf dem Grabe der Geliebten,
Bei der Stadt Jerusolasm.

Alle Juden, die vorbeigehen,
Glaubend dann gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jerusolasm.

Verstandesgemäß nachzeichnend ist dagegen die Schilderung Gutzkows in seiner Novelle von der „ewigen Jüdin“:

Sie muß bezaubernd gewesen sein, diese Tänzerin à la Grecque, Salome die Jüngere, als sie vor ihrem Stiefvater, Herodes Antipater, ihre Dressur zeigte. Ihr Tanz war bei seinen Diners eine Jagd zum Dessert. Nur darum war der vierteljährliche Herr in solchem Grade von ihr entzückt, daß er nach dem Evangelium zu ihr sagte: „Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben, und wäre es die Hälfte meines Königreichs!“ (also etwa ein Achtel von Bayern oder Württemberg) — weil er gerade den „Obersten und Hauptleuten und Vornehmen aus Gallia“ und ohne Zweifel auch jenem Vitellius, der ihm den rachsdürftigen Schlegerwarter aus erster Ehe vom Leibe gehalten hatte, auf diese Art etwas Außerordentliches zu zeigen im Stande war. Ich vermute Vitellius zugegen, weil dieser zweitenen von Syrien, wo seine Truppen fantonierten, zu Militärinspektionen nach Juda kammen müsste, und die Sene jenes verhängnisvollen Tanges in Schweizerheim, in dem Grenz-Lugenburg Palästina, stattfand. Ob die reizende Tochter schon damals die Gattin ihres Oheims geworden war, des ebenfalls Herodes Philippus benannten Fürsten, der die Brielektren von Juda und Trachonitis trug —? Das ist schwer zu sagen, ja der Sage zum Trost ist sogar die Tänzerin Salome noch zum zweiten Male verheiratet ... In welchem Glanz mochten dabei die Gewänder der Frauen gestrahlt haben! Auf hölzernen Webstühlen fertigte man damals einen Silberstoff, der dem Filigran ähnlich gewesen sein muß, denn in Rom machten die Juden damit selbst bei Hofe, wo man doch alles kannte, was schön und teuer war, Fürente. Wer ein solches Kleid anhatte und zufällig die Sonne auf sich scheinen lassen konnte, der sah wie eine Elchterscheinung aus und fühlte Schauer und Erfurcht ein. Aber zum Tanz wird solcher Silberstoff zu schwer gewesen sein, wenn er nicht in Gestalt einer engen Chlamys dicht an den schönen Formen saß. Ein Unterleib, das man jetzt mit dem profanen Namen — „Klempfe“ bezeichnet, trugen die Jüddinen nicht. Die dem Körper nächst Gewandung war dem Auge sofort sichtbar. Vielleicht war die Tunika der Tänzerin rot gefärbt mit dem Blute der Purpurmuschel. Sie war vielleicht aus einem wohlen Stoff, welcher als der junge Haum eines sich maulernden Vogels. Sie reichte nur bis zum Knie, wo die goldenen Bänder begannen, die sich zuletzt in purpurrote Sandalen vertaten. Das Auge war gewiß von einer angebrannten Mandorle mit einem schwarzen Strich untermal und ließ die Blitze der schönsten Sterne desto gesammelter erscheinen, wie zwei brennende Strahlenscheide. Über dem in einem schägigen Knoten gewundenen, mit Edelsteinen wie besäten schwarzen Haar, über den goldenen Spangen am Ohr, den Perlenschmuck an Hals wölbte sich, vom rechten näherten, mit Spangen geschmückten Arm gehalten, gewiß ein Schleier, der sich enger zusammenziehen, wieder lösen, ganz abnehmen ließ je nach Willkür, wie Kathplus in Rom oder sein Nebenbuhler, der Tänzer Polades, den Unterricht im Schleiertanzt gegeben haben mag. Der Stoff ist dann Seide, die Farbe ist weiß, die Stickerel golden ... Herodias, die Mutter Salomes, kannte vielleicht das Doppelgeföhlt, das im Hulen ihrer Tochter lebte, die Liebe und — vielleicht gar die Rache? Die Weiber jener Zeit hatten meistens alle drei solche wiedersprechenden Herzschichten. Auch Salome war, wie fast alle Frauen jener Zeit, mit Schlangenäff gesäugt und unter Leidern aufzogen. Werd war ihr vielleicht wie das Algen einer Nadel. Als dann aber doch das edle, blaße, blutlose Haupt auf der goldenen Schüssel, die



561. Potiphar und Joseph. Holzschnitt von Hans Baldung Grien



Engraving from R. Jouy's engraving

1714



Cézanne et Omphale.

562. Hercules und Omphale. Kupfer von Gérard. Um 1730.

sie selbst zu Herodes und seinen Gästen hineingetragen hatte, so ernst, so fahl, so feierlich und grauvoll schön dafag, als sie damit aus dem Saale verschwinden wollte, da wachte — die übermütige —? — und drückte einen Kuß auf die blassen Lippen.

Ein ganz moderner ist Richard Schaukal. Seine „Herodias“ ist egotisch-märchenhaft:

Zuerst ein Zwerg, der gleich mit frechen Tragen
Des Geistermaus den Kreis begann zu höhnen,
Da Krautzeloste sich den Zimbeldönen
Im Grunde tief geneigt und glatte Glagen.

Twölf nackte Mädchen, knapp an sielen Brüsten,
Goldene Schwunggürtel; ambravarme
Vor Kinn und Leiste hochgetreuzt Arme,
Die gelse Blüde spähten spähend tüfteten.

Herodias. Zwei schwarze Panther gingen
Gelaßen züngeln schmeißsam ihr zur Seiten:

Leit bei der schmalen Leiter weidem Gleiten
Kittern die Leitern in den Silberringen,

An breiter Hüste spätig das geraffte
Silberdurchwichte, grüne Flörgewand,
Erhob sie langsam ihre Totenhand,
Startend von Steinen. Wie das lusterschlaſſte

Schneebleiche Fleisch des Wangen unter Eidern,
Die safanfarben schwiegen, bei der Schritte
Erschlütern bedte, schwante nach dem Tritte
Der rieße Rubin vor ihren Gleibern.

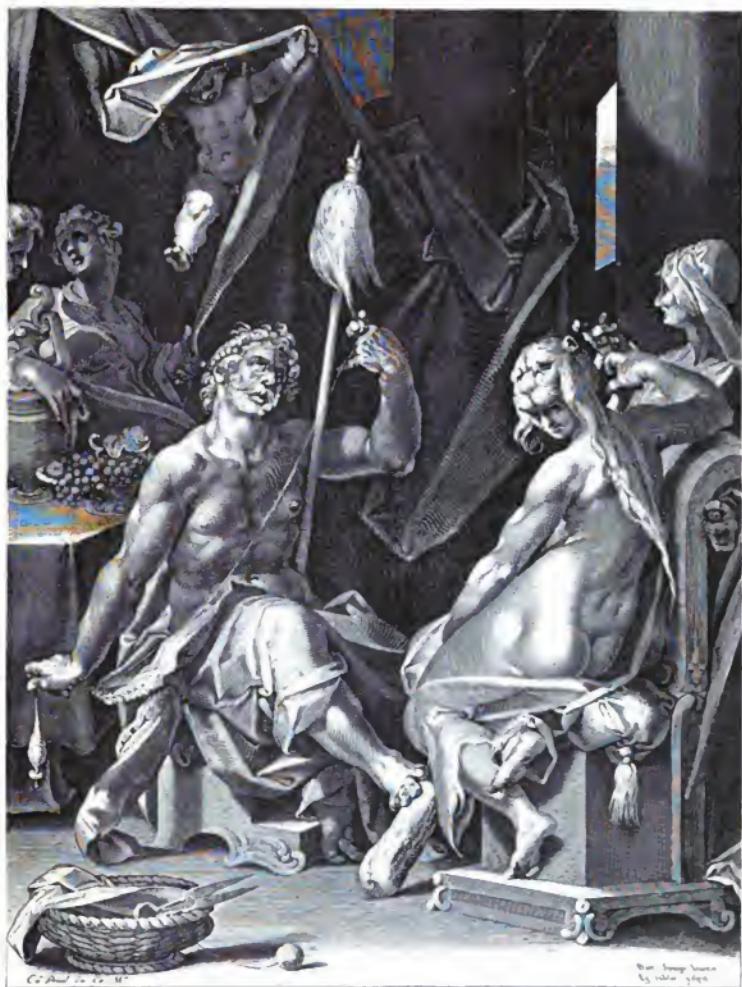
Marie Madeleine komponiert starke Worte. Die Begriffe werden von außen her um eine hohle Form aufgebaut. Es entsteht dann eine Figur; aber man darf nicht daran klopfen und das Innere sondieren wollen. In dem Gedichtbuch „An der Liebe Marrenseil“ stehn die Verse:

Was brennt und brennt so toll mein Blut?
Was soll dein Antlitz mir, das bleiche? —
So schwarz ist deiner Augen Glut
Wie abgrundtieke Jordanteiche.

In meines Vaters Kröten ist
Ein Punkt von Kröten und von Schlangen,
Doch bitter mir am Herzen frisht
Die Kue nach dir und das Verlangen.
Ein Meer soll meine Liebe sein,
Darinnen stöhnen du verschiss,
So süß schmeckt dir kein Griechenwein,
Als den du mir vom Munde trinst.
Ich hab mein Lager ganz geträumt,
Mit Aloe und Zimt und Morenchen — —
Und Dämmerlicht, das uns umsängt...
Und meiner Ringe goldnes Klirren.

Und meiner Lippen rotes Lächeln,
Indes die schlankgebauten edeln
Ägypterinnen Kühlung fäscheln
Mit bunzgesetzten Pfauenwedeln.
Und unserer Adern heißes Klopfen
In atemloser Leidenschaft,
Und Tropfen tränkt ich für Tropfen
Dein Herzenseblut und deine Kraft...
Wie marmorfalt... wie starr du stehst!
Ach du Ich lache nie vergebens!
Die Nacht, in der du mich verführst,
Das ist die letzte deines Lebens. — —
Ich weiß, daß meine Liebesglut,
Dass sie auch so gestillt werde: — —
Es leuchtet bald dein roes Blut
Auf Sirens bleicher Erde!

Der Salometaumel, der in der letzten Zeit alle Welt ergriffen hat, ist nicht ohne originelle Begleitererscheinungen geblieben. Da ist ein französischer Gelehrter, der bestreitet den Kopf schüttete. Diese Salome war doch fast noch ein Kind. Wie kann sie da so verheerend wirken? Er machte sich also an die Arbeit und verfasste dann in der Pariser Akademie der Inschriften eine gründliche, durch urkundliches Material gestützte Studie über die Münzen von Nitopolis, der Hauptstadt Kleinarmeniens, über Aristobulus, den letzten König dieses Landes, und über die Gemahlin dieses Königs, die niemand anders war als die berühmte Salome, deren verführerischer Tanz Johannes den Täufer ums Leben brachte. Bis jetzt waren die Münzen von Nitopolis schlecht gedeutet worden. Im Lichte der scharfsinnigen Erläuterungen des Forschers gewinnen sie eine ganz andere Bedeutung: sie geben Aufklärung über gewisse Daten aus dem Leben der Salome und ihres Gatten, sowie über die Zeit, wo Kleinarmenien eine römische Provinz war und von Trajan besucht wurde. War Salome hübsch? Eine Schaumünze mit ihrem Bild ermöglich die Bejahung dieser Frage. Salome hatte eine gerade Nase, eine hohe Stirn, etwas Entschlossenes in den Gesichtszügen und — nicht zu vergessen — viel Sinnliches und auf Verderbtheit hinweisendes. Und Aristobulus? Ein schrecklich hässlicher Mann mit seiner kurvigen Nase und einer Phisiognomie, die das Gegenteil von Klugheit ausdrückte. Aristobulus war der leibliche Vetter der Salome. Als die kleine Prinzessin ihn heiratete, war sie schon Witwe: ihr erster Gatte war ihr greiser Großvater Philipp gewesen. Wie alt war nun wohl Salome, als sie vor Herodes tanzte, um das Haupt des Täufers zu erlangen? Elf Jahre oder noch nicht ganz elf Jahre. Fräulein Mary Garden von der Pariser Oper habe also recht gehabt, als sie, ohne die alten Münzen von Nitopolis gefragt zu haben, in der „Salome“ von Richard Strauss die Heldin als ein verdorbenes junges Mädchen mit grausamen Launen, als einen echten kindischen Trotzlop, darstellte. Die Königin von Nitopolis soll gerade zu der Zeit, wo ihre Frauenschönheit zu voller Entfaltung gelangt war, auf tragische Weise ums Leben geskommen sein. Sie wollte einen zugesetzten Fluss überschreiten; das Eis aber gab unter ihren leichten Schritten nach und brach. Salome wurde in den Strudel des Wassers hineingerissen, und als sie sich in Zuckungen und Windungen verzweifelt gegen den Tod zu wehnen suchte, wurde plötzlich ihr Kopf durch scharfkantige Eisstücke vom Rumpfe getrennt, wie des Täufers Haupt, nur um einer Laune der elfjährigen Tänzerin willen, durch das Schwert des Henkers vom Rumpfe geschnitten worden war.



563. Hercules ergiebt sich in sein Schicksal. Gustav von Bätsch

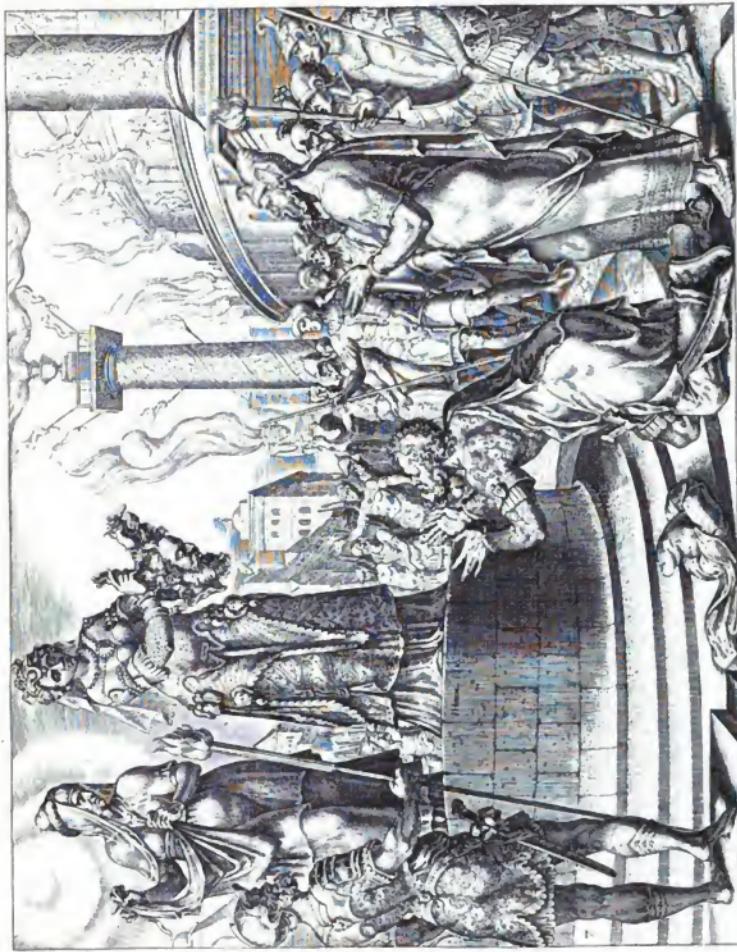
Wien, Sonnenschein
1870, 100x70 cm.

So soll es allen Salomes ergehn! Oder war sie's gar nicht? Denn ein anderer französischer Gelehrter, der über den hervorgerufenen Taumel gleichfalls in ein allgemeines Schütteln des Kopfes verfiel, begab sich zur Nationalbibliothek, holte seinen Flavius Josephus herunter und erhob als Resultat seiner Forschung im „*Gil Blas*“ die Forderung, dem Späß mit „dieser Beduinin“ ein Ende zu machen. Denn Salome war eine alte Dame! Im Jahre der Enthauptung Johannes des Täufers war Salome eine wieder verheiratete Witwe mit drei Kindern! Sie war zuerst mit ihrem Großvater, und als sie ihren unfeuchten Tanz zum besten gab, mit einem gewissen Aristobulos verheiratet. Weiter sei festgestellt, daß Salome mit ihrer Mutter auf wechselseitlicher Fahrt nach Rom, Lyon und Spanien gelommen — eine Entlein des Königs Areta — arabischer Abstammung ist. Über ihr Äußeres hat er nichts gefunden; er glaubt aber, daß sie schlank und biegsam war, sonst hätte sie als Bierzigerin auch mit ihrem Tanz nicht die Künstler der Vergangenheit und der Gegenwart hineinlegen können. Von heute an wird das infolge seiner Entdeckung nicht mehr möglich sein. Aber da trau einer noch den Gelehrten und ihrer Ansicht über junge und alte Damen!

In Chicago verbot die Polizei die Aufführung der Strauß'schen *Salome*, nachdem bereits zwei Vorstellungen stattgefunden hatten. Der Polizeichef erklärte, die Szene, wo Salome vor dem Haupt des Johannes tanzt, verlege die Moral und müsse geändert werden. Die betreffende Sängerin erklärte das dagegen für unmöglich. Dieser Polizeibeamte sei grob wie ein Stein, wenn er behauptet, sie spiele die Rolle wie ein betrunkenes Weib. Sie hätte sich besser auf die Meinung des Königs von England berufen, der immerhin ein so ehrenwerte Mann sein wird, wie irgend ein Polizeimeister in den Vereinigten Staaten:

Lady G. bestätigt sich als unerfreute Meisterin in allen sportlichen Dingen: sie handhabt Büchse und Revolver wie ein Corwon, leistet sich als Kunstreiterin die verzweifelten Triks des Metters, hält sich Schlangen an Stelle von Schossbüchsen und tut als schneidige Erzgentleinerin des Guten reichlich zu viel. Im vorigen Sommer wollte die Lady als Gaff beim Herzog von Westminster, gerade zu der Zeit, als der englische König in das herzogliche Schloß zu einem Tagesbesuch eingeführt war. Natürlich tat jeder sein Möglichstes, um die erlauchten Besucher im allgemeinen und den König im besondern nach Maßgabe seines Gewohns zu unterhalten. So erklärte sich auch Lady G. auf dringendes Ersuchen des herzoglichen Wirtes bereit, sich als Tänzerin vor dem König zu produzieren. Zum nicht geringen Erstaunen der vornehmen Gesellschaft erschien sie dann auch in dem unzureichenden Schleierstofum der *Salome* und begann vor König Eduard mit der verspielerischen Gräze und all der vergehenden Sinnenglut zu tanzen, als hätte es sich in Wahrheit darum gehandelt, den König Herodes in Person in ihren Zauberbann zu zwingen. Mit laufgerissenen Augen, in denen sich Bewunderung und bange Skepsis maiten, folgten die verauschten Zuschauer dem Verlauf des gefährlichen Sechzehnschleieranzugs. Hinter dem Stuhle des Königs stand in steter Würde Sir Ernest L., der Schatzverwalter und Privatschreiber des Königs, der zu den glücklichsten Bewundern der aristokratischen Tänzerin zählte. Sein Antlitz leuchtete im heuer purpurnen Rote. Der Tanz war zu Ende. Stürmischer Beifall dankte Lady G., die vor dem König in die Arme geflossen war und ihrer Rolle getreu rief: „Und nun, o König, fordere ich das Haupt des Sir Ernest L. auf einer silbernen Schädel!“ Die Rede weckte in der Versammlung ein vergnügtes Rächen. Auch der König schmunzelte und sagte lächelnd: „Sie wissen wohl, ich bin kein König Herodes, in jedem Falle aber haben Sie mir mit Ihrem Tanz ein großes Vergnügen bereitet.“

Unsere Abbildungen zeigen eine „gleichmütige“ *Salome* von Hans Fries (Abbildung Nr. 547) und sonst von älteren Darstellungen nur noch das erotisch verwandte Motiv der Judith (Abbildungen Nr. 550 und 559). Donatello ist von unerhörter Kraft und Kühnheit. Der Partner ist bereit von ihrer Nähe und lässt alles mit sich geschehen. Ähnlich ist das Tomiris-Motiv (Abbildung Nr. 558), das oft mit dem Judith-Motiv verwechselt wird. Am interessantesten ist wohl die Porzellangruppe aus dem Berliner Kaiser-Friedrich-Museum (Abbildung Nr. 572). Sie ist von



564. Jubiläum vor einem Stoff. Siebenfarbiges Ägypter von Klimt

wunderbarer Schönheit der Ausführung und sehr gewählt in der Bemalung. Das Kostüm der Figuren ist das orientalische Phantasiekostüm, mit dem man im 18. Jahrhundert gern biblische Gestalten bekleidete. Strathmann's Salome (Abbildung Nr. 581) hat die bereits erwähnten Vorzüge und Mängel des Künstlers (Vgl. Seite 12 und 20). Neben dem Realismus der Profile und der unglaublich sorgfältigen Detail-koloristil eine Statisterie der Figuren, die nicht so sehr durch sich und von innen heraus leben, als von einem gedankenvollen Regisseur aufgestellt sind. Die Schwarzweiss-Bilder von Beardely und H. Zarth (Abbildung Nr. 584 und 583) sind Ultrafunkstilismus, das bei einem derartigen Motiv kalt lässt. Die Ansichtskarte Nr. 579 ist mehr ein Witzblattscherz. Das vorzüglichste Bild von allen, die ich kenne, ist die Salome Corinth's. Leider war sie zur Reproduktion nicht zu erlangen. Man sieht in einen weiten Arkadenhof, und dicht vor dem Betrachter, sodass die Figuren vom Rahmen teilweise abgeschnitten sind, steht die Gruppe. Vorn links ein muskulöser Henker mit ordinären Backenknochen und bluttriefendem Schwert, der stumpfsinnig nach getaner Arbeit dreinschaut. Daneben ein Slave, der auf seinem Kopf eine Schüssel hält und in ihr das abgeschlagene Haupt kniend der Prinzessin darbietet. Zur Seite rechts Gefolge von Sklavinnen und dergleichen. Salome selber, über das Haupt des Johannes gebeugt, nimmt die Mitte ein. Sie hat rötliches Haar, mit Blumen und Perlenketten geschmückt. Ihr Gesicht ist von städtischer sinnlicher Struktur. Die Brauen dicht, gewölbt, orientalisch lang und stark. Die schläfrig-schlafenden Augen halb geschlossen. Der Mund leise aufgestülpt. Oberkörper und Brüste nackt. Von der Hüfte an trägt sie einen kostbaren Rock, den sie mit der Linken rafft. Und die rechte Hand, edelsteinberladen, greift mit spreizender Bewegung in das Gesicht des Toten und klappert sein Auge-lid auf. Man kann das mit Worten nicht beschreiben, wie es kommt, daß die ganze Figur in Ausdruck und Haltung so fabelhaft libidinos wirkt. In der ganzen großen Salome-Malerei und Salome-Graphik ist Corinth der einzige Künstler, der dem Literaten Glaubert ebenbürtig wäre.

* * *

Der Aristoteles. Von der Salome kommen wir zum Aristoteles, von der Sadißtin zum Mafochisten. Im voraus ist zu sagen, daß die Dokumente hier weniger intensiv sein werden. Das ist nicht anders zu erwarten. Ich sage es schon in der Einleitung: der Mafochist als Künstler ist, wie jeder andre Leidenschaftliche seiner Gattung, beständig voll vom Weibe. Das Weib sitzt in ihm, durchwuchert ihm Hirn und Glieder, verstrickt, umrankt ihm alle Ideengänge, sodass er schließlich nur noch „im“ Weibe denken kann. Was er dann künstlerisch nach außen projiziert, ist wiederum das Weib. Und zwar das Weib, das zu seiner Art passt. So kommt es, dass der Leidenschaftliche nicht sich benennt, sondern vielmehr die Gestalt seiner Träume. Er singt und sagt von ihr, er malt und malst und zeichnet sie. Immerfort sie. Also wird das Weib in der Kunst fast stets nur geoffenbart durch Spiegelreflex aus der Seele des Mannes. Selbstbenennungen der Weiber von sich sind selten, und verhältnismäßig selten ist das Bekenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Wenn es vorkommt, ist es bei weitem nicht so intensiv, als die künstlerische und literarische Offenbarung des Weibes durch den Mann ist; wie wir eben bei der Salome gesehen haben, die einzige aus dem Männerhirn entstammt. Nachdem das Männerhirn seine Kraft für die Gestalt der Salome eingesetzt hat, bleibt ihm nicht mehr ebenso viel Kraft für die Gestaltung des Aristoteles.

Einen Teil von dem, was über Aristoteles und seine Partnerin Phyllis zu sagen ist, habe ich



Aus Cesars Geschichte

Andrea Mantegna

565. Der zahme Heros. Rötelstich von Peter Paul Verelst nach einem Gemälde von Annibale Carracci

auf Seite 32—38 vorweggenommen. Ich sprach von dem hohen Alter dieses Folklore-Themas, das am besten als Reitmotiv bezeichnet wird und als solches mancherlei Varianten unter andern Namen hat. Ich führte auch die Verse des Minnesängers Heinrich Frauenlob an, die all die weibunterworfenen Großen der Erde auf einem Speisezettel vereinigen. Im deutschen Mittelalter finden sich natürlich noch andre und ausführliche Darstellungen des Themas. Ein längeres Gedicht möchte ich auszugsweise wiedergeben:

Diu künigin het eine maget,
du was so schoene, so man faget,
an lbe unde an varve;
daz man sich an ir garve
völeslichen hete eschen;
diu schoene an wilben lunden spreben,
die sprächen, das sie wäre
schoene unde lobesare.
Sie was von höhem könne,
der weltlic gat ein winne;
du füge vrouden schewe
was der künigin jung vrouwe

unde was Jillis genant.
Alexander wart entbrant
in trei mlinnen gluer,
vertirret an gemuel,
wart der jung herre,
er, gedachte hatte verre
wie im der sorgen bürde
ein teil geringert würde...
Als er von ir bewunten was.
swa er suont oder gefas,
so was du reine quote
Jillis in sinem muote.

Jillis macht sich nun wunderbar schön. Sie hat eine seidene Schlepppe, einen Pelz darunter, einen goldenen Reif auf ihrem Haupt mit edlem Gestein geziert; sie beschaut sich im Spiegel und geht mit bloßen Füßen in den tauigen Blumengarten, hebt die Schlepppe bis übers Knie und liest Blumen:

Was wilke listie funnen,
daz funde nie man geslagen;
ein wip kann auf der verte jagen,
daz sich vor iren listen
nie man kan gevrisen;

ez wart nie man so wiße,
noch von alter so grise;
will er sin den wilben bl,
er werde gesangen an ein gew
unde an der mlinnen him ruot,
rebt als der wilde vogel tuot,
der durch vrheit die er hät
üs daz gelmete zwil stat,
als er des heim entfebet
und sich üf ze berge hebet,
sus liebet er do mitten dran,
und reget sich unde will dan,
dā mite rueret er daz zwil
an kleiner stat, swie kuene er si,
ej blidet in und macht in haft:
sus wirt der man unsigehast
und gevangen in dem stricste
von wilbes eugen bille...
nū sach diu minnliché, daz
ein satel bi der wende lat,
sie sprach: „en triummen, id enmal
dig ding nicht tuon vergebene:
lät mich in vil ebene
den satel üf den rüste legen,
des soll ic lich gen mit bewegen,
und lät mich tuon an dirre stount
einen zwou in luntern munt,
daz ist min sidlin gürtellin;
tuot“, wen es mag nicht anders gesin;



*Mores hominum mendacium sine honore: & confusio illorum
cum ipsi sine intermissione. Eccl. 20 d.*

566. Tanz der Salome. Aus einer Ruyter. Um 1600



b



*Saturne amoureux de Philomé se transforme en cheval
pour elle; il en eut le Centaure Chiron.*

à Paris chez Courrat au bas des fossés 5. Victor

567. Saturn und Philuta. Ausfertigung des Künstlers nach einem Gemälde von Parmigianino

ich emmag nicht langer bitten,
ir muezet mich lan etten
in dem boum garten,
då emmag uns gewaraten
deweder wip, noch man.
Der alte sprach: ich entan
dich nicht vil wol getreiten.

Guds-Kind, Weiberhercshafft

Si sprach: Ich wil iuch bereiten
vil schöne und eben, als ein pfer:
sö ist ir mir denn wert,
und wil tuen froz in liep ist . . .
du gewaltige minne,
der finne ein roubertinne,
betwang den meister grisen

der höben fünste wisen,
 er sprach: schone vduwellin,
 ich will dir under taenia sin
 um tuon swaz du mir gebütest,
 das dā mich nūwert triueſt.
 Der alte gouch sich nieber lie
 ob die hende und ob diu knie,
 diu schöne minneliche
 nam vll behenbitliche
 und leite den fatel ob in,
 und nam ic sibin gürtellin
 und mact im ein joun in den munt;
 do hete si gewunnen an der stund

von rößen ein bluejendes poi,
 diu schöne, müſterwende vrl
 nam den zoun in die hant
 unde saz ob den wigant
 unde reit in vll schöne,
 in eime suegen döne
 sang sie ein sueze, minneliet.
 Dö sumte sich der alte niet,
 er trouch ob allen vieten dö,
 des wart ic gemuetet vro,
 um trouch gegen dem broum garten
 unt troug ob im den garten
 suezen minnellichen lip.

Hagen bemerkt zu diesem Gedicht, daß das französische Lay d'Aristote nicht die nächste Quelle dazu sei. Die Fassung des Französischen ist etwas mehr geschichtlich: Alexander ist auf seinem Siegeszug in eine namenlose indische Schöne verliebt, und Aristoteles stellt ihm die Unzufriedenheit seiner Feldherren vor. Auch fehlt das abenteuerliche Ende von des Weisen Insels-Flucht und seiner Rache durch das Buch von den Listern der Weiber. Dies stimmt mehr zu der wahrscheinlich gemeinsamen arabischen Erzählung, worin der von den Arabern hochverehrte und zum Teil dem Abendland erst zugeführte griechische Weise keineswegs so erniedrigt ist, sondern ein Besir, den eine schöne Odaliske seinem jungen Sultan so vorführt. Zwar nur im Zimmer; worauf der Besir seine Ehre eben durch sein Beispiel bestätigt. Die Erzählung geht aber noch weiter ins Morgenland zurück, auf das altindische, schon im sechsten Jahrhundert ins Persische, dann ins Arabische, Mongolische, Türkische, Neupersische und Griechische übertragen Fabelbuch Bidpai's Kalila und Dimna, das 1262—78 von dem befehlichten Juden Johannes von Capua lateinisch aus dem Hebräischen übersetzt und hierdurch in alle Sprachen des Abendlandes übergegangen ist. Auch in der indischen Heimat ist es manigfaltig wiedergefunden, als altindisches Fabelbuch Hitopadesa (heilsame Unterweisung) des Brahminen Vishnusarma, in Versen, auch ins Persische und weiter übersetzt. Dessen Grundlage ist das noch volksmäßig in den indischen Mundarten unter dem alten Namen Pantshantantra (fünf Teile) lebende Werk. In dem vierten Teil dieses älteren Buches fanden sich nun auch zwei hierhergehörige Erzählungen, welche dessen jüngere Bearbeitungen ausgelassen haben: der Minister Vararuchi läßt sich, seiner Frau zu gefallen, das Haupt kahl scheren. Sein König Nanda läßt sich von seiner Frau Baum und Gebiß anlegen und reiten, und muß dabei wie ein Pferd wiehern. Zur abendländischen Übertragung auf Aristoteles bemerkt Legrand zwar, daß Aristoteles in die Nichte (oder Tochter oder Enkelin) seines Freundes Hermias, die er heiratete, so verliebt war, daß er ihr sogar Opfer darbrachte. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß der morgenländische Schwank um so eher auf Aristoteles überging, als dieser Weise damals der Abgott (Daemonius) der Universitäten und Schulen war, und seine Verbindung mit dem weltherrschenden Helden und König zugleich die doppelte Gewalt der Frauenschönheit bewährte. Jacob von Vitriaco, anfangs des 13. Jahrhunderts Bischof von Ptolemais, zuletzt in Rom, auf dessen drei Bücher morgenländischer Geschichte der gleichzeitige Vincenz von Beauvais sich beruft, wird als Gewährsmann dafür angeführt, daß auch die weisesten Lehrer durch Frauenlist betört werden, wie Aristoteles, der den Alexander ermahnt, sich seiner schönen Gemahlin zum allgemeinen Wohl mehr zu enthalten, aber von dieser sogar zum Tier verwandelt wird.

Man sieht aus diesen umständlichen Ermittlungen Hagen's, wieviel Mühe sich die Germanisten



Die Ratten auf Europa

„Die Ratten auf Europa“

568. Europa schwimmt nach dem Zitter. Seelenreicher Räder nach dem Scherben

mit solchem Herleiten und Ursprungsuchen machen. Im Grunde umsonst. Denn die wirklichen Ursprünge liegen in der grauwesten Ferne der Menschheit, wo es weder Verskunst noch Schrift gab, wohl aber — Eros ist. Eros ist, symbolisiert und drastisch vorgesetzt, war auch ein Betriebsfaktor der Fastnachtsbühne des 15. Jahrhunderts. Da wurde der Aristoteles lebhaftig vorgeritten. Besonders in den rheinischen Städten ging es zur Fastnachtzeit bunt her. Einzelne Trupps von lustig gestimmteten Männern, vielleicht auch Frauen, zogen von Haus zu Haus und luden sich ohne weiteres als private Stegreifkomödianten zu Gast. Gern wurden sie empfangen und ungern entlassen, wenn auch mancher satirische Hieb abfiel und manches flohige Wort. Eine Anzahl von diesen Komödien sind niedergeschrieben worden. So haben wir das „Spiel von Fürsten und Herren“. Es erscheinen zunächst als Hauptpersonen auf der Szene: Aristoteles und vier Könige mit ihren Frauen. Aristoteles, der Allweise, soll einem der Fürsten den „Complex“ darstellen, d. h. ihm seine inneren Anlagen und Fehler schildern. Er tut es. Im wesentlichen läuft seine Aussage darauf hinaus, daß die Herren ihren Weibern untreu sind, „in fremde Schwemmen reiten“. Darob Beifall bei den Frauen und ausführliche Bestätigung, bei den Männern Besänftigung und Ärger über die öffentliche Blamage. Die Empörten beschließen, den Philosophen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, ähnlich wie es später dem Physiognomist-Lavater erging. Sie zeigen ihm sein eigenes Porträt und verlangen den „Complex“ der dargestellten Person. Aristoteles erklärt dem Betreffenden für einen Mörder, Dieb usw. Jetzt jubeln die Männer. Aristoteles jedoch zieht sich aus der Schlinge durch die Erklärung, daß er diese schlechten Eigenschaften zwar besitzt, sie aber zu unterdrücken wisse. Das sollten die Herren ihm nachmachen. Diese sind beschämt und erkennen rückhaltlos die Überlegenheit des Weisen an. In diesem Höhepunkt setzt die spezielle Handlung ein, indem König Soldans Weib das Wort ergreift:

Mein Herr und König, edler Soldan,
Mag ich es an euren hulden han,
So sollt ic mir furvor gelauen,
Den meiste will ich sie berauen
Aller seiner sinn und weisheit gar;
Das soll ic sehn offenbar.
Ic soll sehn zu dieser zeit,
Dass ich in als ein pferd hinetz,
Das will ic euch ble sehn lan;
Ich will gar heimlich zu im gan
Und will in bringen die zu spol,
Wie vil er weisheit in im bot.
König Soldan dici:
Wo hinh, ich will die das erstauben,
Ich will sein aber nit gelauen,
Das dir mit im hic mug gelingen.
Du magst dich selbst zu gespot wol bringen;
Er ist so gar ein fluger man,
Das in niemand betoren kan.
König Soldans Frau:
Ich hoff, wie sol nit mislingen,
Das er mich nit zu gespot soll bringen;
Darumb, Herr, bleib hic ein weil,
Ich will versuchen ic mein heil.
Der gruß von der Kunigin:
Ich geuß euch, fluger mestee sein,
Was mag das denten also sein,

Das ich zu euch solld siehe han,
Als iclein weib auf erd gewan?
Wurd nit ersallei der wille mein
Von euch, so muss ic ledben pein,
Und lan ich nit eure hulde erwerben,
Vor großer lieb so muss ic sterben
Und muß verliesten al mein zucht,
Wo mir nit wirt eure edele feucht.
Maister Aristoteles dicit:
Ach frau, es ist ein ploden fin;
Bedenkt, wer ic seit, wer ich bin..
Nach tutzer freud sumt langes leit,
Dein adel gehet zu frumheit.
Mein Herr der ist ein stolzer man,
Der euch eins sollden voi pußen kan.
Die königin wider:
Ach meister mein, was sagt ic mir?
Nach euch quellt sich meins bergen git;
Und laßt ic mich also verderben,
So felt ihr schuldig an meinem sterben.
Ic allerliebstir yule mein,
Schlich auf gen mir eure bergen schrein!
Maister Aristoteles:
Ach frau, ic seit so minitleich
Und eure wort so freudenreich,
Domit habt ic mein herz erweigt
Und all mein weisheit hingegli,



509. Die elegante Potiphar. Gemälde von W. v. Diers

Das ich muß tun nach eur gie;
Ich pfleg mit euch der lieb schir.
Die künigin dicit:
Meister, des san ich kaum erpeiten,
Ich muß ein mol auf euch reiten,
Damit se mett sich unfer begir.
Fallet nider bald auf alle vier,
So werd wir baldre freuden vol;
So thut ich darnach was ich sol.
Hau drein, mein liebes gemperlein!
Wie flugter ros die sunne besehn,
Ich reit doher auf meinem ros;
Herr König fecht zu dort auf dem schloß!

König Soldan spricht:
Ah meister Aristotles,
Gar wenig ich euch getraut het des,
Dad begert der Frauen mein.
Gur weisheit ist die worden klein.
Wie habt ic die eur sunn verlorn?
Ein welp macht euch zu einem torn,
Hat zu eim esel euch gemacht,
Das man eur pillich spott und lacht.
El wiß habt ic euch do besunnen,
Das euch der weisheit ist jurnunen!
Der meister zu dem könig dicit:
Genadi mir, edler herre mein,

Kein man auf erd so weis mag sein,
 Ein weip estt in, ob sie witt;
 Sie kunnen sufer voort gar viel
 Und ihun sich auch gar hübisch aufzplanzen;
 Sie machen ein munch im closter tanzen.
 Ich wil wol in der wahrheit sehen,
 Es mocht endz sebs auch sein geschehen.
König Soldan:
 Des woll wir euch geniesen lan,
 Seit Frauen vor ist betret han
 Die weisen in der alten ee
 Und euch, meister, nu merket me,
 König Davi und herr Salomon,
 Den Sampson und herr Absolon
 Und Achterum den König her,
 Den überwint die schon Hester,
 Und Olofemus ward geschen
 Von einem weib, Judith genannt;
 Desgleichen hab ich gar viel gehört,
 Das manig man ward betret,
 Das madet ic edle suehe lieb;
 Domit stelens uns ab als die died.

In dem Fastnachtsspiel: „Wie eine Bäutin mit einem Edelmann wettet“, sagt einer der Spieler:

Sicht, weibes list, die ist so tief,
 Das in fein man nie vor gelief.
Aristoteles der hoch doctor
 Hat in nit gelaufen vor.

Endlich ist noch erwähnenswert: „Ein spil von Mayster Aristoteles.“ Vom Herold wird der Ruhm des Weisen ausposaunt, der über der Sinnlichkeit dieser Welt stände. Der König breicht zu seiner Gemahlin in folgende Lobeserhebung aus:

Mit rechter wortkraft sprich ich das surwar
 Und lob Aristotilem öffentlic.
 Er gett mit schönen weden
 Kann lächelen nicht zw trenben.
 Dne fünligin spricht zu dem fünlig:
 Herr, lachend ger mich not an,
 Mich edlem frant wol getan.
 Herr, woll ic mirs verlaufen,
 Ich woll den manster derauben
 Seiner wiz vnd seiner sonne.
 Im wirt gelusten meiner monne.
 Der fünlig antwurt der fünligin:
 Frau, verlaubt sen euch der gang!
 Und mächt der rausc nicht zu lang.
 Dne fünligin spricht:
 Nun wol aufs, so woll ich gen
 Und will nit lenger hre stan.
 Der fünligin diener spricht:
 Herr, ihr herren, über all,
 Ich will euch machen ain schall
 Von einer hübischen fräwen,
 Dne mügt ic geren schwänen.

Kein man auf erd so wild nit fam,
 Er ward von zarten Frauen zam;
 Wann er an ihen weissen armen
 Je solt in solcher lieb erwärmen,
 Wenn do sin rot nit auf iei stan,
 Ich sprich, er wer kein rechter man.
Ein Ritter dicit:
 Durch Frauen willen tut man hofieren,
 Durch sie ist stechen und turnieren,
 Durch Frauen tut man sprengprecken,
 Durch Frauen tut man singen und strecken,
 Durch Frauen tut man fechten, ringen,
 Durch Frauen tut man tanzen, springen,
 Durch Frauen gewinnt man und verleiht,
 Durch Frauen manger des nachts erfreust,
 Durch Frauen willen manig man
 Berthu mer, dann er gewinnen kan.
 Das im ein weip erfull sein ger,
 Dadurch wagt mancher gut und er.
 Darum er oft teil lieb und teil,
 Das macht ein flec kaum einer hant preit;
 Macht, das wir tun was weiber wollen...

Einer Frauen list in überlam,
 Das all sein weisheit in ihm wart lam.
 Do er auf seinen laien wollt streeten,
 Do lies er sich in einem garten reiten.

Selentam ist so genant.
 Je dienet vñig vnd weiste land.
Aristoteles spricht zu der fünligin:
 Wer gräß euch frant ramme!
 Weiss fier ic hoe assaine?
 Dne fünligin antwurt dem Aristotilem:
 Wer dand euch, manstier fünlum reich,
 Wie gräß ic mich so tugentlich?
 Dörst ic euch dne wahrheit nehn,
 Ich woll euch gern ein waz zu sehen.
Aristoteles spricht zu der fünligin:
 I sent an frewelein tugentlich,
 Siderlich das bündet mich,
 Und will euch dne wahrheit sehn.
 Ich han noe so schöns wenb gesehen
 Frau, wolt ic nu leine,
 So lernt ich euch so gerne
 Grammaticam, lokcam,
 Philosophiam und rhetoramicam
 Und ander fünsie vil,
 Der ich vez nit nennen wil.
 Das sprich ich an allen wan.



L'ABBÉ EN CONQUESTE

*Abbé colifichets, Enfin j'ose dire,
Icy de votre tems on reconnoît la vuide.*

*Ce Tableau nous fait voir, dans sa naivete,
Quels traits vous cherchez dans les leçons d'Ude*

A Paris chez Bonnard rue d'Asperges à l'Aigle

570. Marquise Omphale und Abbé Hercule. Ausserlich nach Le Grec

Ich will euch selber wesen vndertan.
 Die künigin spricht:
 Dve kunst, die ic fest treiben,
 Dve jomest weder mir noch fainen weyben.
 Doch legt euch nobet aufs die hende
 Und trage mich dng mardes zu ende
 Ginc hin, des ander her,
 Welt ic das, ich euch gewer.

Da soget die künigin auf dem maester Aristoteles vnd lat so tragen, ains hin, das ander her tragen,
 vnd spricht die künigin:

Ich han ein pfard, das ist guot.
 Wys sängt mit das rantzen ihuo!

Hierauf entsteht ein großes Getümml über die Erniedrigung, die der Philosoph über sich ergehen lässt.
 Der König ruft dem Meister zu:

Wo gomt euch das maester schafft,
 Das sich ain man mit leichter krafft
 Gunn weyb last über schlafen

Bnd last sich machen zu einem affen
 In seynen alten zeitten
 Last sich als ain roß rennen.

Über „Aristoteles und Phyllis“ existieren sehr viele bildliche Darstellungen. Eine ganze Reihe davon ist in jüngster Zeit wieder publiziert worden, doch dürften die hier dargebotenen Reproduktionen z. T. noch unbekannt sein. A. v. Eve ist der Meinung gewesen, diese Darstellungen gehörten zu der Reaktion des beginnenden Humanismus gegen die Scholastik. Aristoteles, als der Abgott der leichten, werde ironisiert und verdächtigt. Auch A. Hafner, der über ein Schweizer Glasmalerei schrieb, schließt sich dieser Ansicht an, indem er sagt: „Wir können uns das Satyrlein eines Erasmus von Rotterdam vorstellen, wenn ein Auge auf das ergöhlische Bild fiel, dessen prächtiges Farbenspiel das tolle Reiterstückchen noch pilanter mache“. Das fragliche Glasmalerei, vom Jahr 1527, im Format von 36 zu 32 cm, beschreibt Hafner folgendermaßen: „Wie ein Pferd aufgezäumt, dient er der schönen Hetäre Phyllis, die soeben auf seinem Rücken aufgesessen ist, zum Spielzeug ihres tollen Übermuts . . . Phyllis, dem Philosophen trogig den linken Fuß auf den rechten Borderschotel sehend, schwingt in ihrer rechten Faust eine Peitsche mit derbem Ledertiermen, während die Linke den breiten Zaum anzieht, den der Fürst der Denker, am kolossalnen Gebiß besiegelt, im Munde leiden muss. Beide Figuren sind von vorn gezeichnet und reich im Geschmack der Renaissance gekleidet. Eine prachtvolle Architektur, eine Art Triumphbogen umrahmt die Szene, die diesen Triumph des schwächeren Geschlechtes über das sich das starke nennende verherrlicht. Der reiche Schmuck dieses Gebäudes spielt auf das nämliche Thema an und ist brillant erfunden. Einen urlärmischen Eindruck machen zwei abgelehrte Figuren, die ohne aufzusehn, ihre Bücher lesen und gekrönte Turbane tragen, wohl Salomo mit den Sprüchen der Weisheit und David mit dem Psalter.“



571. Alcón kommt vor die Hunde
 Spanischer Suttermalerei

Aristoteles spricht zu der künigin:
 Haw, ich thue alles, was ich sol,
 Wan ich gefest mir also wol.
 Ich ihuen durch ewren wolle
 Offenwar oder stille
 Nach ewres herzen gver,
 Es sey andereswod oder hve her.

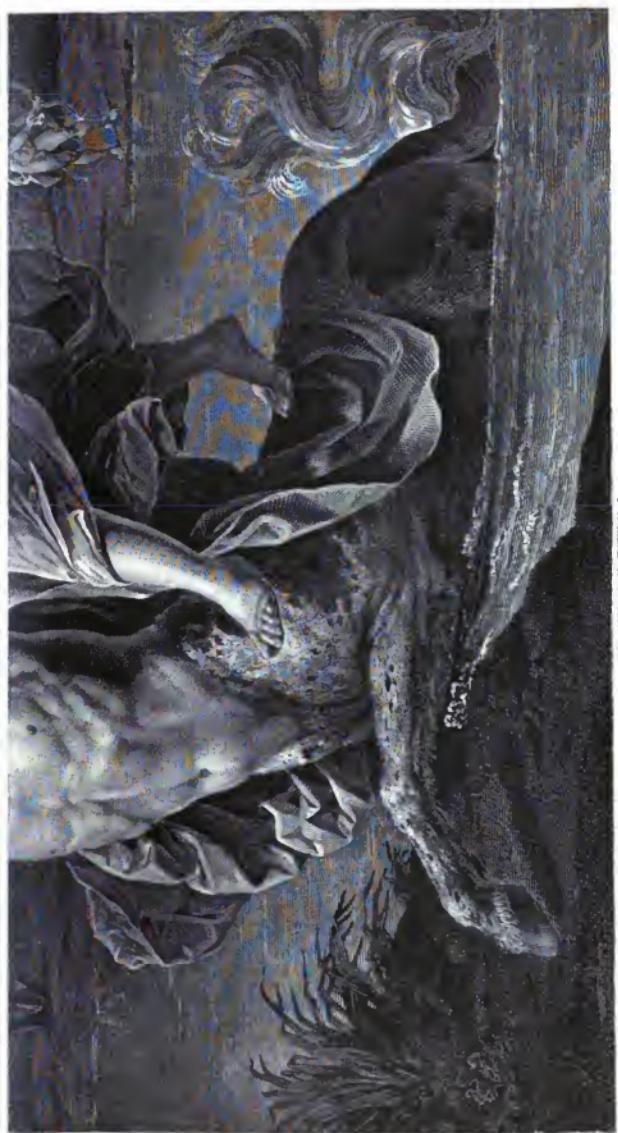
Es siedet der guten kunst so vol.
 Ich wass mit, was im das fuerter sol.

Hierauf entsteht ein großes Getümml über die Erniedrigung, die der Philosoph über sich ergehen lässt.

Bnd last sich machen zu einem affen
 In seynen alten zeitten
 Last sich als ain roß rennen.

Man sieht, wie wenig die Erklärung der Kunstsgelehrten in die Tiefe dringt. Warum soll ein Unwichtiges durch ein Wichtiges ausgedrückt und philologische Kritik mit Hilfe der Erotik verspottet worden sein? Im Jahre 1526 baute sich





Neftus und Dejanira. Rauchföhliger Repizier nach einem Gemälde von Gustav Klimt. 1892



572. Sultanin Salome. Porzellangruppe aus dem Berliner Museum

der Magister Thalligk in Goslar ein Haus, das heut noch steht und wegen seiner Giebelform unter dem Namen „Brustnach“ bekannt ist. Unter den Holzskulpturen, die die Fassade schmücken, ist auch ein gerittener Aristoteles. Also doch Schulmeister-Symbolik? Aber warum ist dann die berühmte „Butterhanne“ nicht dabei, die den Koius pantomimt, und die andern offenkundigen Laufbütiken? Mein. Wie der Philologie ist's daneben getroffen, und Erasmus von Rotterdam wird in dem Phyllis-Pferdchen auch garnicht den Verfasser der Alstromachischen Ethik gefehn haben, sondern nur einen legendaren Weltweisen, dem die erzählungslustige Fama einen gut klängenden Namen angehangt hatte.

Grundelement ist das erotische Reitmotiv, woran nach allen beigebrachten Belegen wohl kein Zweifel mehr sein kann. Der Name tut so wenig zur Sache wie bei der Salome; er hilft nur, das Topische herauszuarbeiten, und erleichtert die Umlaufung mit Ornamentik. Die meisten Abbildungen stammen aus der ungefährten Zeit jener Goslarener Schnitzkunst. Zwei sind sächlichen (Nr. 549 und 587), die andern „weltlichen“ Ursprungs (Nr. 552, 553, 556, 557). Überall sind die Figuren bekleidet, nur Hans Baldung Grien hat es vorgezogen, einen Alt zu zeichnen (vgl. die farbige Beilage „Der ausgezäumte Philosoph“). Der Kupfer von Gongiet, der etwa um 1680 entstanden ist, wird selbst Kennern neu sein (Abbildung Nr. 560). Er zeichnet nach der älteren Methode nicht bloß den einen vorübergehenden Moment, sondern eine ganze Handlung. Im Hinter-

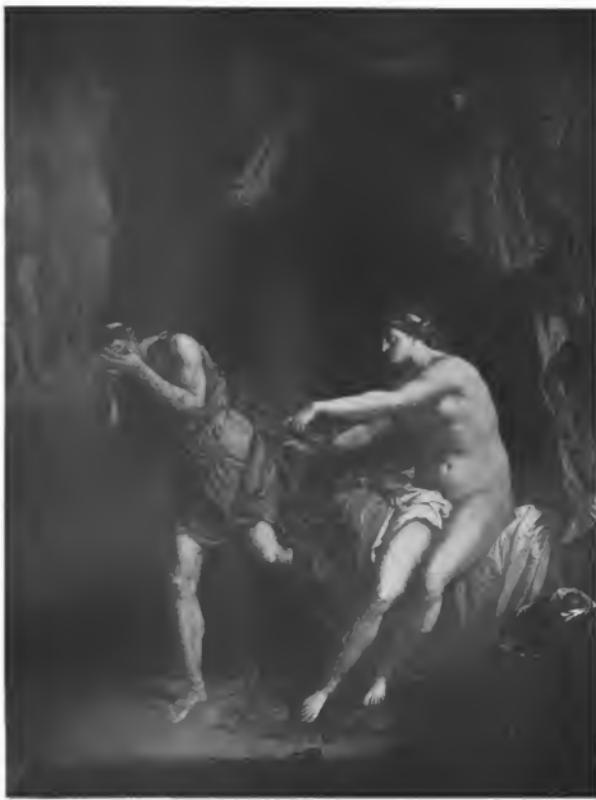
grunde studiert der Gelehrte ruhig inmitten seiner Bücher und Instrumente. Vor der Schwelle zum Bordergemach liegen dann der Phyllis ihr Korsett, Rock und hohe Straßenschuhe; während sie ganz vorn mit flatterndem Überwurf nach rechts aus dem Bilde herausstreitet. — Das moderne humoristische Bild Nr. 31 wurde bereits auf Seite 34 beschrieben. Noch immer also ist das Motiv nicht tot! Ja, ich habe in einem älteren Jahrgang der *Ziegenden Väter* (Band 13) sogar eine Malerei hierüber gefunden, deren Witz allerdings reichlich aufs Familienmäßige verwässert ist:

Als vor zwei und zwanzig hundert Jahren Lips von Macedonien seine Scharen — seine Kanonen und Reiter — Streiter und Begleiter — und so weiter — und so weiter — gegen Byzanz ausführte — und man rings die Trommeln rührte, — überließ er die Haushaltung — sowohl, als die Staatsverwaltung — der macedonischen Krone — seinem Aesop und Sohne — Alexander dem Großen, — laut AVC Büchern und Dosen, — einem Jünglinge wie Milch und Rosen. — Kamen kritische Vorsassenheiten — sah man nun durch die Hallen schleiten — zum Alter — Ego seinem Lehrer — den großen Wissensmeister — Systembeschreiter und Dummheitbeschreiter — Aristotelem von Stagora — der ihm eins Unterricht gab aus der Kora — im Reiten und in der Dichtkunst — und was seine Regenten — Pflicht funkt. — Drum ging der Staglite — immer mit ernstem Schritte und einem langen Bart, der keine Würde wahrte. — Bei Hofmann und Staatskarter — gar viel galt er — und hatten sie was zu fragen — oder zu klagen — läten sie's dem Philosophen sagen, — der brachte es vor Alezandrum — und machte oft g'rad was vorher krumm — oder krumm was vorher g'rad — wie's just für ihn passt oder für den Staat. — Alexander bald arrivierte — das, ihres Geschlechtes Jerde, — eine Jungfrau ihn charmierte; — dröb töt er das Regieren — vernegligieren — und nur der Gesellen dosieren. — Was gab's da für ein Gelärme — und Geschwärme! — Die Hofsleut' sprachen mi Wortbläh'n: — So darf's nicht länger fortgehn'! — Ja, wäre sein Schatz noch aus den Geschlechtern, — so allenfalls eine von unsfern Töchtern — dann könnte man noch aufschau'n — und Hoffnungen in Aufbau'n; — aber bei ihr, hier ohne Familie und Stammbaum — ist zu nügen seine Hamm' laum. — Aristoteles elte zu Regenten, — sprechend: „Man fragt an Ehen und Enden — daß du, verliebt bis über die Ohren, — den Sinn für's Regieren verloren. — Fandest, nimm Dich zusammen! — Bändige der Sinne Flammen — sag ernst Überlegung — bewältigen die Regung — und weh nur Deinem Volle — Deines Drachens Segenswolte!“ —

„Du weißt ja aus der Philosophie — und aus der Physiologie — ebenso aus der Anatomie — durch mich, Deinen treuen Älten — was von der Liebe zu halten; — d'rum treib' nicht mit Land, Stadt und Städlichen Scherz — und vergiß ihrer nicht um ein Mädelchenherz; — nein, spreng' rath die Ketten — und trenne Dich von der Freiheit!“ — Alexanders stolzem Herzen — machte die Ermadnung Schmerzen; — „Totel, ich seh' daß Du recht hast — und das Liebel für mich schlecht pocht! — War', meine Beßigung bestüg' ich — scheid von der Maid unverzüglich!“ — Alexander, in Mitt' seines Rates, — lente wieder das Ruder des Staates — und überließ die Schöne — verschmähter Eled' Gestühne — dem Ärger und der Träne — und den Müllgräne. — Ein Tag ging hin, am andern — ward's trüb in Alezandern — am dritten ward's noch trüber — der vierte ging vorüber — in Sehnsucht und in Krankheit — er fel im mag're Schlankheit — am fünften Tag verlangte — sein Liebchen der Erkrankte — und wie das zu ihm schwante — geräubt den Bild den reinen, — durch tagelanges Weinen, — erlaßt die Wangen, die volen, — durch Sorgen und durch Sorgen — da warten sich Herz an Herz — die Lebenden in ihrem Schmerze — da gab sich Kus



573. Auch eine Europa! Anonyme Lithographie. Um 1850



574. Eine antike Potiphar. Kupfer nach Bas der Werk

auf Kuh das Paar — die Medizin half wunderbar — und beide wurden in einer Stund' — wieder gesund. — Durch freundlich Gespräche — auf herbe Schildfalschläge — merkt sie, daß ihr gram Alexanders Hof war — und als Hauptfeind stellt sich der Philosoph dar. — Zornig rief sie: „meinen Süßen hatt' er — mir entzogen! Dafür sollst Du büßen, Natter!“ — Und sie dachte noch ein ganz klein wenig, — lacht dann: „Morgen kommt ein Tanz, mein König! — Bei'm ersten Frührot-Strahle — fragt der Philosoph steet hier im Saal — mit seiner Miene, der sauer; — morgen will ich hier auf ihn lauern! — hörst du dann mich in die Hände klatschen — und laut paischen, — dann tritt leise, leise in den Saal ein — und geräuht wird Deine und meine Qual sein!“ — Aristoteles, am andern Morgen, — kam geschritten, ernst in tiefen Sorgen. — Stand und ging, und stand und ging dann wieder — stieg im Saal pathetisch auf und nieder. — Eintrat das Mädchen

78*



575. Die schöne Helena schaut von den Zinnen Trojas zu, wie ihr Gatte mit ihrem Liebhaber kämpft
Trojaie von A. H. Klemmer. 1810

da, das verschlagne, — von netten Füßchen getragne, — von leichten Neglige umschlungen. — Und sie sprach mit jagender Jungen: — „Ich komm' wohl ungelegen, — hör' Euch im Überlegen, — doch wandt' Ich gern für mein Leben — auf den Dienst hier so glatt und eben. — Der Fußboden schaft mir im Innern — steß' ehn' gar liebes Erinnern — denn an mein Betterden denk' ich — so oft die Schritte hier lenf' ich!“ — Nun, sprach Aristoteles, Kleine, — ich muß just nicht sein ganz alleine; — willst du mir etwas erzählen, — so soll mich das nicht quälen! — Sprich nur von deinem Better — war das vielleicht ein Saalbelgäläter?“ — „Pfui,“ lachte sie, „das Ketzeln — war reich an Gold und Perlen, — an Gütern und Palästen — und in dem Schloß dem Besten — war ein Saal mit glänzenden Dienst — wie sie hier in der Sonne spielen — auf die meine Erinnerungen gleiten. — Und als Ich war ein kleines Dingdönen — und mein Better ein kleiner Schlingelchen — trieben wir posseitliche Spiele — viele — auf des Saales glatter Dielen. — Eins, wobei wir stets viel lachten, war, wenn wir den Courtiert machten. — Er trock, gleich wohltdressirten Tieren — durch den Saal auf allen Wieren — fröhlich saß Ich auf seinem Rücken, — patsch' ihm den Hals und wag's zu drücken — meine Fürelein in seine Weiden — hei, dann tät er bäumen sich und steigen. — Ach, ach! der allertolleste Better, — wär' er hier, — wen Spielfameroden an mir hät' er! — Lind hier diese glatte Diel — besser als die fräude ihm gefiele. — Ach, kommt' ich noch einmal so reiten — als wie in jenen Zeiten — wie würd' mich das beglücken! — Ich mein, Ich müßt auf jeden Rücken! — Könnt' ich Dir's nur gelgen — wie dies war so lustig, so eigen — ah, lieber Totel, bitte, bitte, — gäbst Du Dich her wohl zu dem Ritter?“ — „Was ich, Kind!“ sprach der Philosoph — „ich, der ernste Mann am ganzen Hof — soll zu solchen Narrenheln' — meinen Rücken leih'n?“ — „Ei, Better,“ spricht sie, warum denn nicht? — ein Thor wer den Spaß nicht frech vom Baume bricht! — Auger uns Ich jetzt noch Niemand wach — verschwiegien ist des Saales Dach. — Mach Ich Dir auf dem Rücken zu warm, — so steige Ich gleich ab ohne Harm, — nicht wahr? — Du diestest Dich mit als Rosstein dar?“ — Sie blickt' ihn an so lärrlich — da ward's ihm schon halb pferdlich. — Sie sprach: „Auf

so vieles Studieren — kannst Du Dich auch mal amüsieren — und Bewegung ist Gelehrten gesund; — nun komm', eh' vertrauchst die schöne Stund', — eh' die schöne Stund' vertrauchst — wo wir sind undeinander! — Den Arm um seinen Rücken, — streichelt sie Toiles Baden — und hält, mit Schmuckschildchen, — auf sein gewiegtes Nicken, — bringt ihm nah' ihrer Lippen Beben, — ihres schönen Busens Schweben, — ihrer Augen Senken und Heben — — — da mußt' ich ergeben. — „Nun, lacht er, reit' ohne Zauber — aber Du darfst nichts verplaudern!“ — Bei Scherzen und bei Reden — läßt sie den Alten sich strecken, — legt Kissen ihm und Decken, — nach gehörigem Büden, — auf seinen breiten Rücken — und lacht: „Auf Händen und Knie — mußt Du jetzt vorwärts ziehen — und erlaube mir, mein Häuschen, — dies Jüglein durch Dein Mäulchen! — Nun halt, bis ohne Bang ich — auf Deinen Rücken schwang mich — holt, holt — so recht, holt, holt! — brav!“ — Tätschend sie Hals und Wang' ihm traf — und schmalt mit Jünglein und Lippen, — spornet ihn mit dem Rüschchen der Rippen, — flatsch mit den Händchen pasch, pasch! — flatsch, flatsch! — und ruts: „Galopp und Trot! — Halt, mein Häuschen, holt!“ — „Halt, holt! rief Alexander, — laut lachend plötzlich stand er — vor seinem Liebewehrer — und Weisheitverehrer. — „Ach,“ spottet er, als entgegen — mit einem Küstergen ihm's allerliebst Wädchen flog — und sich an seine Lippen sog. — „Meister Toel, was für 'ne Geschichte — kommt mir da zu Gesicht — Philosophie, Anthropologie, — Psychologie, Anatomie — tonut' Dich nicht bewahren — troh Deiner grauen Haaren! — Du willst meine Lieb' bestreiten — und läßt Dich von ihr reißen! — Willst mir aus dem Herzen sie flügeln — und läßt Dich von ihr jügeln! — Schwähest mir von ihren Dornen — und läßt Dich von ihr spornen! — Und ich, dem siebgehr Lenge — erst brachten Horenlänge — soll der gold'nen Lied entsagen — und nur die Krone tragen?“ — „Nein! Teure, mir in die Arme! — An meiner Brust erwarme! — Hänge an meinem Munde — Stunde um Stunde! — Läßt mit meiner Rechten — mich spielen in Deinen Flechten! — Läßt mit meiner Linken — mich fassen Deine Armbänder, die flinsten! — Wir wollen Freuden uns herzen — die sarge Trennung verschmerzen, — wir wollen uns amüsieren — wollen charmieren — jubilieren — und nach dem Garetheeren — bleibt mir noch Zeit genug zum Regieren! — Nun, Herr Toel, kannst Du abmarschieren!

Ich gehe nun zu einem andern Reitmotiv über, das gleichfalls unter einem berühmten mythologischen Namen läuft, dem der „Eros-pa“. Auf Seite 35—37 ist bereits auseinandergesetzt, warum die Künstler aus der ganzen umständlichen Eu-



Diese vier Männer vom heiligen Stadl.
 Daß sie nicht schmacken und unter Freind'l,
 Daß sie das Weiber holden der Rebe
 Gutevorder die krasdliche Rebe

576. Omphale mit dem Ochsenlemer. Nürnberger Blatt. Um 1815

topa-Legende gerade den einen einzigen Vorgang zum Gegenstand ihrer Darstellung erwählt haben. Das dort Gesagte ist auch ein nochmaliger Beweis für die rein erotische Qualität des Motivs „Aristoteles und Phyllis“. Ich erwähne dort schon Paolo Veroneses prachtvolles Gemälde (Abbildung Nr. 4), an das sich die Arbeiten von Luca Giordano (Abbildung Nr. 568) und von Heinrich Kossow (Abbildung Nr. 580) würdig anreihen. Der Kupfer von Jeaurat aus dem Jahre 1714 nach dem Gemälde von Le Clerc nimmt sich dagegen etwas ungelehrter aus (vgl. große Beilage in Schwarz „Europa und der Stier“). Puhig ist die Lithographie Nr. 573; es fällt einem dabei Heine's mythologisches Résumé ein:

Ja, Europa ist erlegen —
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danaen —
Sie erlag dem goldenen Regen!
Semele ließ sich versöhnen —
Denn sie dachte: „Eine Wolle,

Ideale Himmelswölle,
Kann uns nicht kompromittieren.“
Aber sief muß und empören,
Was wir von der Leda lesen —
Welche Gang bist du gewesen,
Dass ein Schwanz dich kennt' beißen!

Unter den literarischen Dokumenten ist des stürmischen Gottfried August Bürgers „Prinzessin Europa“ am bemerkenswertesten. Auch ihm ist das Reitmotiv die Hauptthese. Ich zitiere mit einiger Kürzung nach der Ausgabe von 1792:

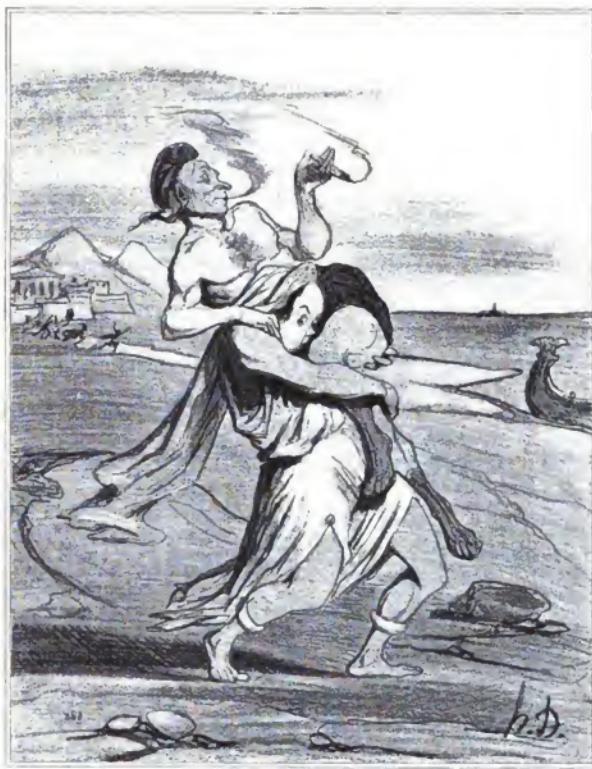
Zeus wähl' im Bettet sich,
Nachdem er lang gelegen,
Wie Potentaten pflegen,

Und flucht' mörderlich:
„Schon trommel's zur Parade!
Wo bleibt die Schololade?“

Gleich bringt sie sein Lata;
Bringt Schlafrock, Toffeln, Hose,
Schleppt Pfeife, Knästerdose
Nebst Jidibus herden:
Denn Morgen ging sein Mädchen
Gem in sein Kabinettchen.
Er schlürft acht Tassen aus;
Hing dann, zum Zeitvertreib,
Sich mit dem halben Leibe
Zum Himmelsschuster 'naus,
Und schmauchte frisch und munter,
Sein Fleischen Knaster 'runter.
Und durch sein Perspektiv
Wüst' er von dem Himmel
Nach unserm Weltgetümmel;
Sonst möchten wohl so tief
Die abgeschwächten Augen
Nicht mehr zu sehen taugen.
Da nahm er schmunzelnd waahr,
Auf schönbelümten Auen,
Gar lieblich anzuschauen,
Verängster Mägdlein Schaar,
Die auf dem grünen Rasen
Sich Gänseblümchen lassen.
Die Schönste war geschrückt
Mit einem leichten Kleide
Von rosinfarbner Seide,
Mit Habengold durchsicht;
Die Andern aber schienen
In Demuth ihr zu dienen.



577. Eine Kalypso, die lange warten kann
Lithographie von G. Doré



578. Helena entführt sich ihren törichten Paris. Lithographie von H. Daumier

Die niedliche Gestalt,
Die schlanken jartten Glieder
Besah er auf und nieder;
Ihr Alter er gar bald
Recht funfzehnäändig schätzte,
Und es auf sechzehn setzte.
Zum Blumenleben war
Ihr Rödchen aufgehoben:
Das Perspektiv von oben
Sah alles auf ein Haar.
Die Füßchen, Knie' und Waden
Behagten seiner Gnaden.

Sein Herzschlag schlägt.
Bald wollt' er mehr gewinnen.
Da hub er an zu finnen
Auf arg' List und Trug;
Ihn dünkt', sie zu erschnappen,
Ses' Noth, sich zu verklappen.
Er klugelt' und erfand,
Nach schlauem Spintisieren,
Als Eiter sich zu maslieren:
Doch ist mir unbekannt,
Wie dieses zugegangen,
Und wie er's angefangen.

Ich mag um Schlos und Rub'
 Durch Gräben mich nicht bringen;
 Allein mit rechten Dingen
 Ging solches Spiel nicht zu:
 Es half ihm, sonder Zweifel,
 Gott sei den uns! ↑↑↑ der Teufel.
 Kurzum, er kommt als Stier,
 Und graest im Gefilde,
 Al führt' er nichte im Schilde,
 Erst ziemlich weit von ihr,
 Und scheint den Frauenzimmern
 Sich schlecht um sie zu tämmern.
 Allmählich hub er an
 Sich näher an zu drehen;
 Doch noch blieb sie nicht stehen;
 Der Krepp wuchs ihr vorgan;
 Auch ward ihr in die Länge
 Die Schnürbrust mächtig enge.
 Doch hört nur! Mein Mensc'ne
 Verstand die fintenvolle
 Vorberstudirte Rolle,
 Wie ich mein Abc.
 War er Auteur, ich wette,
 Das man geflaschet hätte.
 Er hatte Theorie
 Mit Praxis wohl verbunden.



579. Salome in der Oper. Darsteller Gustav Klemm.

In seinen Nebenstunden
 Verabförm' er fast nie,
 Nacons Buch zu treiben,
 Und Noten benzuschreiben.

Drum that der arge Stier
 Sehr gähn und sehr geduldig,
 Schien seiner Tüde schuldig,
 Und suchte mit Manier,
 Durch Kopftang sich und Schweigen
 Empfindsam gar zu gelgen.

Das Mägdelin, durch den Schein
 Von Sittsamkeit betrogen,
 Ward endlich ihn gewogen:
 „Soll' er wohl furtig seyn?“
 Sprach sie zu ihrer Amme,
 „Er gleicht ja einem Kamme!“

Die alte Strunzel rief:
 „Ey! welche schöne Frage!
 Nach alter deutscher Sage
 Sind sille Wasser tief:
 Drum, Ehre Enfan, drum bleibe
 Dem bösen Stier vom Leibe!“

„Ich möchte,“ fel sie ein,
 „Ihm wohl ein Kränzel binden,
 Und um die Hörner winden.
 Er wird schon artig sein,
 Wenn ich hübsch traurlich rabb'le
 Und hinter'm Ohr' ihm frabb'e.“ —

„Fort, Kind! da kommt er! Ah!...“
 Doch er ließ sach die Glieder
 In's weiche Grässchen nieder,
 Lag wiederläuend da.
 Sein Ange, dumme und ehrlich,
 Schien gänzlich nicht gefährlich.

Da ward das Mägdelin fühl,
 Und trieb mit ihm viel Posten,
 (Das litt er unverdrossen)
 Und, ach! und stieg auf ihn
 „H! H! ich will's doch wagen,
 Ob mich das Thier will tragen?“

Doch der verkappte Gast
 Empfand auf seinem Rücken,
 Mit strabbelndem Enjüden
 Raum seine süße Last,
 So sprang er auf und rennte,
 Als ob der Kopf ihm brennte.
 Und lief, in vollem Trab',
 Querfeldein schnurgerade
 Zum nächsten Meergesände,
 Und hui! that er hinab,
 Kein Weichen zu verlieren,
 Den Sprung mit allen vieren.



LITHOGRAPHIE NACH EINER
PHOTOGRAPHIE VON LEOPOLD

LEPPOLD

Handdruck zeigt den Typus einer Frau



580. Die letzte Europa. Zeichnung von Heinrich Heine

„Ach!“ schrien die Josen, „ach!
 (Die an das Ufer sprangen
 Und ihre Hände rangan)
 Ach! ach! Prinzessin, ach!
 Was für ein Streich, Ihr Gnaden!
 Nun ha'n wir's auszubaden.“

Alein das arme Kind
 Hub, zappelnd mit den Beinen,
 Erdärmlich an zu weinen:
 „Ach! heißt mir! heißt geschwind!“
 Doch unter Schall, vor Freude,
 War taub zu ihrem Leide.

Nichts half ihr Ach und Weh.
 Sie mußte fürsag reißen.
 Da gäst auf beiden Seiten
 Janhagel aus der See,
 Und hub, ganz ausgelassen,
 Hierüber an zu sprahen.

Fuchs & Kisch, Weiberverleih

Der Stier sprach nicht ein Wort,
 Und trug sie sonder Gnade
 Hinüber an's Gestade
 Und sam in sictern Port.
 Dato empfand der Heide
 Herzinnigliche Freude.

Hier saft sie auf den Sand,
 Gang matt durch langes Reiten
 Lin Bergenshangsteiten,
 Von Sinnen und Verstand.
 Vielleicht hat's auch darneben
 Ein Wölschen abgegeben.

Wein Stier nahm frisch und froh
 Dies Tempo wahr, und spielte,
 Als sie nicht sah und fühlte,
 Ein neues Qui pro quo;
 Denn er verstand den Jecus
 Mit flat Hocus pocus,



581. Die Intelligenz bringt die Kraft. Politische Karikatur von W. Löffler.

Und trat als Kavaller,
In hochfrisierten Haaren,
Wie damals Mode waren,
Mit dem Gloton zu ihr,
Und hub, um Brust und Hüften,
Die Schnürbrust an zu lüften.

Kaum war sie aufgeschmückt,
Kaum liegt ihre Nase
Der Duft aus seinem Glase,
So war sie auch curiert;
Drauf er, wie sich' gebührte,
Comme ça mit ihr charmerte:

„Willkommen hier in's Grün!
Per dio! das befah' ich,
Mein blaues Wunder sah ich!
Woher, mein Kind, wohin?
So weit durch's Meer zu reiten,
Und doch nicht abzugleiten! —

Indessen freut mich's, hier
In meinem schlechten Garten,
Gehorcamst aufzuwarten.
Ma foi! das ahnte mir:
Heut' halt ich so ein Träumchen . . .
Auch juckt mir das Daumchen.

Man zog Ihr wackles Thier,
Worauf Sie bergeritten,
Nachdem Sie abgeschritten,
Gleich in den Stall von hier:
Da soll es, nach Verlangen,
Sein Futter schon empfangen.

Sie werden, Herzchen, gelt?
Wohl noch ein wenig frieren?
Geruhn Sie zu spazieren
In dieses Lustgezelt,
Und thun in meiner Klausur,
Als wären Sie zu Hause.

Hier pflegen Sie der Ruh'
Ihre trocknen sich, mein Schnecken,
Ihr Hemde, sammt dem Röckchen,
Die Strümpchen und die Schuh';
Ich mit Vermis, will Ihnen
Statt Kammermädchen dienen." —

Sie sträubte jungferlich
Sich Anfangs zwar ein wenig;
Doch er bat unterhäng,
Ihre da ergab sie sich.
Nun, hochgekrete Gäste,
Werkt auf! Nun kommt das Beste.

Bumm!... Ha! Ich merke wohl
An euren wertlichen Räsen,
Dass ich mit hübschen Gräßen
Eur Ohr nun füllen soll;
Ihr möchtet, um den Bogen,
Vor Lachen gern zerplazien.

Doch, heute Götter, seht,
Was ich dabei rückre!
Wenn's der Pastor erführe,
Der kleinen Spaß verleiht,
Dann wehe meiner Ehre! —
Ich kenne die Pastöre! —

Vrum weg mit Schäferey'n!
Von süßlandirten Zooten
Wird vollends nichts geboten;

Eine seltene Abart der Europa-Legende zeigt uns die Abbildung Nr. 567, ein Kupfer nach einem Gemälde Parmeggianino's. Saturn verliert sich in Philira und verwandelt sich in ein Reitpferd, das die Schöne bestiegt. Aus dieser Verbindung entspringt der Kentauren Chiron. Die Idee der Kentauren mag aus dem Eindruck entstanden sein, den ein mit dem Pferde, wie man sagt, verwachsenes Reitervolk auf eine andre, nur ackerbauende Nation gemacht hat. Die Erklärung der Philologen als Stierjäger (wegen der Silbe taur), Winddämonen oder Personifikation der Wildbäume ist recht unbestreitigend. Die künstlerische Verschmelzung des Menschen und Pferdeförpers hat in der antiken Kunst viele originelle Werke hervorgebracht. Der Kentaure wird da meistens zum Sinnbild der unbändigen Manneskraft. Oft ist er gefesselt und von Schalk Amor geritten; oder eine Nymphé zügelt ihn, wie auf dem pompejanischen Wandgemälde Nr. 494. Die Nereide der Abbildung Nr. 548 sieht

Gilarius hält sein
Auf Chortarleit und Mores,
Ihr Herren Auditores.

In Züchten, wie sich's ziemt,
Weil mich vor langem Breve
In solchen Schosen schwere,
Weld ich nur kurz verblümt:
Hier hat mit seiner Schöne
Der Herr sich trefflich bene. —

Nun schwammen mit Geschres,
In langen grünen Haaren,
Der Wassermigen Schaaren
Hart an den Strand herben,
Zu sehen das Spektakel
In diesem Tabernacel.

Wand' Nigchen wurde roth;
Wand' Nigchen wurde lüstern;
Jen's neigte sich zum Flüstern;
Dies lachte sich halb tot;
Neptun, gleichnt an's Ruder,
Ries: „Prost, lieber Bruder!“

Nun dank, o frommer Christ,
Im Rahmen aller Weiber,
Dass dieser Held' und Räuber
Bereits gestorben ist.
Zwar — fehl's auch zum Verführen
Nicht an getauften Sieren.



J. C. L. S. J. Juncker

582. Ihr Flügeladjutant. Pompejanische Illustration



583. Salome finnt Nach. Zeichnung von Hans Zatzka
aus „Smaragd-Werk“

ennen ist, war den Künstlern auch hier das Reitmotiv nicht vorhanden. In Varianten lehrt das Motiv wieder in den Arbeiten neuerer Autoren (Abbildungen Nr. 77, 272, 289, 312, 581). Rops (Nr. 77) ist der erfundungsarme Zusammentreher und zugleich Bildungsproß; alles, was er aus Eigenem hinzutut, ist die sprachwidrige Unterschrift, womit er sich einbildet, daß die düstige Szene auf ein höheres „symbolisches“ Niveau gerückt wird. Dagegen hat Abel Faivre (Nr. 312) einen guten Einfall gehabt. Die Unterschrift, die er der Originalzeichnung gab, ist sogar witzig: „Werden Sie sich nicht erschrecken! — Nein, ich bin ja durch eine Versicherung gedeckt (couverte par une assurance)!“

Bleiben wir gleich beim Herakles. Er ist der männliche Held an und für sich, und das griechische Volksglaube von ihm ist daher begreiflicherweise das umfangreichste von allen, die im klassischen Altertum faszinierten. Mit der Geschichte vom Nessusgewand nahmen wir schon voraus, daß er am Weide zu Grunde geht. Freilich lebt er immer wieder auf, da alle Geister von ihm voll sind. Daher sieht er im Olymp als Halbgott, und ihm zur Seite schmiegt sich Hebe, die ewige Jugend-

dagegen auf einem fabelhaften Meerestier, das halb Seepferdchen, halb Seeschlange ist. Ein Moderner, Heinrich Klew, hat eine „Reitstunde“ auf Kentauren skizziert (Abbildung Nr. 160). An die Stelle des Kentauren tritt oft der ebenso unkästige Pan oder Satyr (vgl. dazu den Kupfer „Liebe macht zähm“ in der Beilage, und Poussins Gemälde „Ritt der Bachantin“ Nr. 93). Böcklin's „Pan und Nymphe“ (Beilage) ist auf Seite 572/3 erwähnt.

Der Kentaur spielt noch eine besondere Rolle als Reittier in dem Volksglaube von Nessus und Dejanira. Nessus fungiert als Fährmann, verliebt sich in die „füße Last“ und wird von dem eifersüchtigen Ehemann Herakles durch Pfeilgift getötet. Dejanira, die nicht unbefangen geblieben war, genießt ihre Nache salt und bringt dem Herakles später, als sie ihrerseits Grund zur Eifersucht zu haben glaubt, dasselbe Blutgift bei. Der ganze Mythos enthält zugleich eine ausgezeichnete Beobachtung über die Wirksamkeit des Pfeilgiftes (Curare), das auch nach vielen Jahren im eingetrockneten Zustande nichts von seiner raschen Tödlichkeit einbüßt. Wie an der Beilage „Nessus und Dejanira“, Kupfer nach Guido Reni, und an der Radierung nach Rubens (Abbildung Nr. 546) zu er-

schönheit des Weibes. Als Heracles noch Mensch war, trat das ewig Weibliche zeitig auf seinen Scheideweg. Der Scheideweg ist die Pubertät. Da wählt er Heroentum und mühsame Umwerbung, weil er als männliche Energie nicht anders kann. Kampf und Arbeit und Abenteuer locken ihn und dahinter das Weib als Krone der Schöpfung. Er vollendet den Zyklus der zwölf Sternbilder, und nicht nur mit Muskelkraft. Der Stall des Augias, dessen Ausmästung ihn verächtlich machen sollte, wird ihm zu einem Problem der Wasserbaukunst. Seine Reisen führen ihn bis ins Verberland und nach Kaulasien, und vor den Höhlen von Tannaron schreitet er nicht zurück. Weiber lernt er auf seinen Fahrtten genugsam kennen, aber nie die rechte, die ihm adäquat ist. Kreon von Theben gibt ihm seine Tochter Megara; sie ist die Bezahlung für eine Kriegstat. Die Astrobatin Hippolyte behandelt er übel; sie glaubte, ihm mit dem Vierps beizupassen zu können. Gudlich erfüllt sich der Schicksalspruch: seine Dienst-Ehe (vgl. Seite 366) bei der Omphale, einer Dame in mittleren Jahren. Er verkauft sich ihr auf drei Jahre als Knecht und muss Woll spinnen, während sie sich in die Löwenhaut, d. h. in den Ruhm ihres Verehrers hüllt. So kapituliert also auch der Nationalheld des gesamten Altertums vor der Genitalmacht des Weibes. In der Atmosphäre ihrer Sinnlichkeit erliegt er berauscht, und er hat nur noch einen Willen, den ihrigen. Das gehört zu ihm ebenso gut, wie jenes andre Ungeštüm, mit dem er den Felsen von Gibraltar türmte.

Den Künstlern liegt dieser Stoff. Nicht derjenige Teil, der in den zwölf flachen Schintelschen Fresken in der Vorhalle des Berliner Alten Museums dargestellt und jetzt schon bis zur Unkenntlichkeit verwittert ist. Sondernd gerade die Katastrophe des Weibunterworfenen. Wir bringen in der Beilage „Heracles in Banden der Omphale“ einen anonymen Kupfer aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der sich zu einer prächtigen Apotheose aufbaut. Die Rollen sind vertauscht:



584. Salome's Bauchtanz. Zeichnung von Gustav Klimt. 1899



585. Salome, die Jüdin. Gemälde von Strathmann. 1904. (Photogr. Union)

Der Starke trägt ihre Ohrringe und Armbänder und hat die eigenen Insignien abtreten müssen. Lächelnd weisen die Nymphen auf das exemplarische Schauspiel hin. Bei Sadeier (Abbildung Nr. 563) ergibt sich der Held in sein Schicksal. Auf niedriger Bank sieht er vor ihrem Thron, während sie, zurückgewandt, zum Beschauen der Szene aufzumuntern scheint. Jeanrat und Annibale Carracci verlegen die Situation in eine romantische Landschaft (Abbildung Nr. 562 und 565); Carracci verzichtet auf den Spinnrocken und lässt dafür den Helden ein Loblied anstimmen auf die Siegerin, die stolz das Wein über ihn schlingt. Eine Roloto-Travestie ist Le Clerc's „Marquise Omphale und Abbé Herkules“ (Abbildung Nr. 570); im Zeittostüm von 1867 präsentiert sich die „moderne Omphale“ der großen Tiefdruckbeilage. Scherhaft, satirisch, grotesk sind die Abbildungen Nr. 582, 576, 23.

Das Pendant zu Herakles ist Simson, der jüdische Heros. Auch er ist unbesieglich, bis ihn Gott in die Hände eines Weibes gibt. In ihrem Schoß verliert er die Kraft und Fülle seiner Locken. Die Geschichte vom Simson, wie sie im Buch Scholetum steht, ist eine der schönsten Novellen des Alten Testaments. Aber so ergreifende und dramatische Momente für auch enthalten mag, die Künstler haben selten etwas andres ans ihr dargestellt, als jene eine Szene, wo er schwach wird. Man vergleiche die Abbildungen Nr. 438, 439, 442, 444, von denen der Rembrandt eine schauerliche Realistik besitzt.

Wenn wir nun weiter Umschau halten, welches Motiv bei den Künstlern besonders beliebt ist, so stoßen wir auf die Potiphar. Der fragmentarische Tatsachenbericht von ihr, der sich im 1. Buch Moses findet, stammt aus dem mutterrechtlichen Milien Altägyptens und besagt, daß der

Sklave Joseph Gnade vor den Augen seiner Herrin fand, sodaß sie ihm anbefahl: Schlafe bei mir! Joseph aber hatte sich durch seine Gewandtheit das Vertrauen des Kämmers Potiphar und damit eine Ausnahmestellung unter dem übrigen Gefinde erworben, die er durch diese Entwicklung der Dinge zu verlieren fürchtete. Er machte ängstliche Ausreden und entwischte schließlich, als sie ihn beim Hemd packte. Was den Joseph hemmt, sind also sehr reale Erovägungen, und keineswegs „Keuschheit“. Indessen geht in der Tradition die historische Nuance verloren und es bleibt bloß die psychologische des leidenschaftlichen älteren Weibes und des noch unerfahrenen jungen Mannes. Es ist das Weib, dessen Vorlust-Stimmung sich bereits stark summiert hat, sodaß die Schwelle der relativen Passivität, die ihrem Wollen vorgelagert ist (vgl. Seite 100), mit eigener Bewegungskraft genommen werden kann und volle Aktivität eintritt. Die Kunst wimmelt von Potiphar, und es war schwer, sich auf wenige Beispiele zu beschränken. Das schönste Blatt erscheint mir der italienische Kupfer nach Biliverti „Joseph in Nöten“ (große Beilage in Schwarz). Hier deutet nur der orientalische Turban auf die biblischen Namen. Der Farbstich von Gautier (große farbige Beilage „Die rasende Potiphar“) ist eine Seltenheit ersten Ranges. Die Abbildungen Nr. 574, 17, 551, 569 lassen sich als „antike, begehrliche, bürgerliche und elegante“ Potiphar unterscheiden. Hans Baldung Grien (Nr. 561) zeigt die gute, alte Art der Kleinmeister. Der „keusche Joseph“ von 1855 (farbige Beilage), so kitschig er auch sein mag, und die moderne Humoreske Nr. 535 beweisen die Unvergänglichkeit des Themas, das Leythain sogar als Kinodrama aufgetreten ist.

Es bleibt noch eine kleine Nachlese von mythologischen Motiven. Zu der schon erwähnten Circe Nr. 32 und Beilage von M. Fröhlich kommen noch die Nr. 192 und 586. Th. Zell hat in seinem Buch „Polyphem ein Gorilla“ die Idee ausgesprochen, den Abenteuern des Odysseus bei der Circe lägen die Erlebnisse phönizischer Seefahrer am Hofe einer afrikanischen Königin zu Grunde. Ich habe hinreichend nachgewiesen, daß ein solcher Frauentypus nicht allein in Westafrika vorkommt. Seine Gestaltung ergibt sich ohnedies völlig selbsttätig aus den männlichen Ideen-Assoziationen. — Diana, die jagdbliebende Göttin, ist ein weiterer Typus des machthaberischen Weibes. Sie verwandelt den Alião, der sie verschenkt beim Baden überrascht, in



586. Circe bei der Dressur
Stukatur von Ernst Herter. 1906. (Neue Phot. Ges.)

einen Hirsch und lässt ihn mit Hunden hegen (Abbildungen Nr. 554 und 571). Eine Nymphe aus ihrem Gefinde, die sich ohne Erlaubnis mit einem Manne eingelassen hatte, macht sie zur Bäerin und bereitet ihr das gleiche Schicksal (Abbildung Nr. 176). Ähnlich verfährt auch Venus mit der Psyche, weil sie den Amor verführt hat. Auf dem Kupfer von Avril (große Beilage in Schwarz) fallen vier Dienerinnen mit Autenbündeln über die Ärmste her; es mag zu Zeit des Kupfers, anno 1779, in manchem vornehmen Hause solchen Trubel gegeben haben. — Susanna ist diejenige Schönheit, die im Bade ihre verführenden Emanationen ausschüttet (Abbildung Nr. 41); die Künstler lassen bei diesem Motiv, je nach dem es ihnen liegt, entweder die beiden Alten lautlos bewundern, wie hier bei Veronese, oder zudringlich werden. Letzteres entspricht mehr der Fassung der apokryphen „Historie von Susanna und Daniel“. — Fast identisch mit diesem Motiv ist das von der Bathseba (vgl. große farbige Beilage „Bathseba im Bade“). Ihr Ehemann Urias wird besiegt und sie selber Davids Gattin, dem sie den Salomo gebürt. Die hereditären Antezedenzen liegen in diesem Falle einfach. Salomo, der glorreiche König Israels, wird denn auch in der Tradition zum bedingungslosen Anbeteter des Weibes. Es gibt keinen Göthen außer ihr. Auf ihr Geheiß errichtet er ihr Bildhäuser, um betend und weihrauchschwingend davor niederzufallen. Wir sehn diese Szene auf Burgkmair's Holzschnitt (Nr. 89), auf dem Kupfer des Meisters M. Z. vom Jahre 1501, und noch pomposer in der Radierung Bartolozzi's „Salomo opfert seiner Göttin“ (Beilage in Schwarz).



587. Ariosto's und Kampasse im Thronstuhl
Kathedral zu Rouen. 15. Jahrhundert



Kutschierende Dame

Anonyme Berliner farbige Lithographie. Um 1860



588. Masseusen-Garnitur
Photographische Aufnahme aus der Sammlung des Berliner Polizei-Museum

XVI

Die juristische Auffassung

Der Jurist beherrscht heutzutage das öffentliche Dasein. Der juristische Akademiker ist der vornehmste; ihm tun sich die Tore zu allen Verwaltungswegen der Regierung sperrangelweit auf. Der Jurist beherricht auch die öffentliche Sittlichkeit, insofern er entscheidet, was in dieser zu dulden sei oder nicht. Nun habe ich schon mehrfach Gelegenheit gehabt darauf hinzuweisen, daß auch der Jurist, wie alle Menschen, in seiner subjektiven Persönlichkeit drin steckt, aus der er letzten Endes nicht heraus kann, so sehr er auch bestrebt ist, objektiv zu sein. Dieses Bestreben hat ja dazu geführt, daß der Jurist in erotischen Dingen zwischen „subjektiv“ und „objektiv“ umstößlich oder unzüchtig, wie er's nennt, unterscheidet. Eine Unterscheidung, die vom rein psychologischen Standpunkt nicht ohne Komik ist. Das Gefühl, wie leicht sich in eine Beurteilung geschlechtlicher An-gelegenheiten eine Subjektivität einschleicht, hat den Juristen ferner veranlaßt, sich selber gewissermaßen ganz auszuschalten und von dem „Normalmensch“ zu reden, der allem Anschein nach ein sicherer, objektiver und jedenfalls überaus empfindlicher Barometer für die atmosphärischen Schwankungen der öffentlichen Sittlichkeit sein muß. Nun ist es mit dem hypothetischen Normalmensch einen recht

Buss-Rind, Wiederherstellung

80

eigenartige Sache. Zu den Juristen zählt er offenbar nicht; denn wie brauchten ihn diese sonst zu konstruieren? Er wird überhaupt nicht den oberen Schichten angehören. Denn die Akademiker überblicken ja viel weitere Wissens- und Gesichtskreise, als der Durchschnitt der Bevölkerung. Sie haben die antiken Autoren bereits auf der Schule gelesen, ohne sich zu empören; sie erfahren auf weiten Reisen oder innerhalb ihres Berufes z. B. bei Scheidungsprozessen oder bei kriminellen Verfehlungen gegen die Sittlichkeitsparagraphen so mancherlei Details aus dem Geschlechtlichen, daß sie schließlich nicht umhin können, vieles zu begreifen, wovor sich der simple Bürger beteugt. Was der Jurist auf diesem Gebiete erfährt und wodurch er seine Kenntnisse erweitert, sind nun alle Dinge, die er nicht als Eigenschaften des erotischen Normalmenschen ansieht. Aus Negativem allein läßt sich aber keine frende Psycho konstruieren. Ich vermute und glaube, daß die notwendigerweise positiven Bestandteile der Konstruktion aus den apodiktischen Äußerungen derjenigen Sachverständigen resultieren, die ich in diesem Werk zur Genüge beleuchtet habe; einmal nämlich der meist kirchlichen Abstinenzfanatiker, das andre Mal den psychiatrischen und gerichtsarztlichen Pathologie-Lehre. Nicht, als ob die Juristen diese Leute express konsultierten. Aber bei der manchmal bedeutenden Ratlosigkeit darüber, wie der Normalmensch empfinden möge, haschen sie unwillkürlich nach jenen beständig in der Lust hängenden ethischen Urteilen, die in der Tat wieder weiter nichts sind, als größte und dabei beschränkte Subjektivität oder — wissenschaftliche Unklarheit. Das letztere ist ja in diesem Werke so oft der Gegenstand meiner Erörterung gewesen, daß ich glaube, damit einen besonderen Beitrag zur Frage des erotischen Normalmenschen geliefert zu haben. Ich habe eine Variationsbreite der menschlichen Sexualhandlungen und -Ideen aufgezeigt, die vieles in ganz neuem Lichte erscheinen macht. Ich wünschte, daß gerade die Juristen meine Abhandlung einer Nachprüfung unterziehen möchten. Ich will weiter unten eine juristische Auffassung durchsprechen, die psychologisch mit dem Thema dieses Buches verschiedene Verklärungspunkte hat; zuvor aber einige aktuelle Beispiele von der allgemeinen Idee des Anständigen geben.

Ein Buchhändler hatte deutsche Ausgaben des Desamerone und Septameron feilgehalten. Das Gericht stellte fest, daß diesen Büchern objektiv der Charakter einer unzüglichen Schrift innewohne.



589 Der reumütige Ebemann
Französischer Holzschnitt von 1651

Dass sie kulturhistorisch interessant sein mögen, wird zu gegeben, aber die geschlechtlichen Dinge nehmen darin einen so großen Raum ein, daß mindestens für die „Zeitzeit“ und die ungebildete Allgemeinheit der jetzt lebenden Menschen das Gefühl der literarisch ästhetischen Erhebung trotz der vorhandenen dichterischen Vorzüge völlig zurücktritt gegenüber dem Gefühl über die Liebessachen rein geschlechtlicher Art, die die Sinnlichkeit ungehörig und widerlich erregen. Jedenfalls verleihe die Schrift das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der „Zeitzeit“ gründlich und behandelte geschlechtliche Verhältnisse so, wie es jetzt nicht mehr erlaubt ist. Das wirklich noch Wertvolle verschwindet in dem Wust von Unzüglichkeit derart, daß eine Aussonderung unmöglich. Das Gericht hat die Behauptung des Angeklagten, daß er die Schriften nicht gelesen habe, nicht für widerlegt angesehen, es hat ihn aber für verpflichtet erklärt, sich

zu erkundigen, da er sicher schon von dem Reife gehört habe, in dem diese Bücher stehen, und der Titel „Liebesschwänze“ ihn schon darauf hätte hinweisen müssen, welchen Charakter das Buch hat. Bei der Revision führte der Reichsanwalt aus, daß im Urteil der unzüchtige Charakter der Schriften „einwandfrei festgestellt“ sei. Das Urteil spreche von Schundliteratur und nehme dabei Bezug auf das schlechte Papier und den jämmerlichen Druck der hier fraglichen Ausgabe. Der subjektive Tatbestand gebe allerdings zu Bedenken Anlaß, da das, was festgestellt ist, nur Fahrlässigkeit zu sein scheine. Aber der Eventualabschluß sei einwandfrei festgestellt, indem das Urteil sage, der Angeklagte habe zwar die Bücher nicht gelesen aber doch angenommen, daß sie möglicherweise unschön seien.

Ich füge hieran ein andres Beispiel, das durch die absolute Unehrbarkeit auffällig ist, mit der berühmte Kunstwerke „beschrieben“ werden. In einem Verfahren gegen sogen. Künstlerpostkarten werden die Objekte folgendermaßen bezeichnet: „Helene Fourment von P. P. Rubens, eine mit einem Mantel dürrig bekleidete Frauengestalt, die mit dem gekrümmten gehaltenen rechten Arm die Brüste nach oben zusammenpreßt. Venus von Tizian, eine auf Tüchern nackt liegende Frau. Schlummernde Venus von Giorgione, gleichfalls eine auf Tüchern unbedeckt liegende Frauengestalt. Danae e Amore von Tizian, eine mit leicht angezogenen Beinen nackt neben einem rechts von ihr stehenden Liebesgötter auf einem Ruhbett liegende Frau, den goldenen Regen erwartend. Ruhende Venus von Palma Vecchio, eine am Waldehsaume auf Tüchern liegende Frauengestalt. Diana sortant du bain von Boucher, zwei unbedeckte Frauengestalten am Rande eines Waldes. Liebestrausch. Dargestellt ist auf diesen (modernen) Karten ein Liebespaar. Eine Dame im Ballkostüm, die in die Ecke eines Sofas hingeklebt liegt, wird von einem hinter demselben stehenden, sich zu ihr herniederbeugenden Herren gesüßt. Die Karte bedeutet eine Verherrlichung des Schebruchs.“

An besten fügt sich mit seinen Vornamen der P. P. Rubens in diese Sprachleistung. Aber hören wir weiter: die Pfefferluchenpoesie. Sechshunddreißig kleine Händler und Händlerinnen,

Chastity!



That's a nice Chastity!—
But I would like to have some more—
at least two or three more—

590. Ein ergebener Vasall

Englische Karikatur auf die Königin Caroline. 1820

Dignity!



What was he up to? What was he up to?

In all the histories do you

591. Her Majesty the Queen

Englische Karikatur auf die Königin Caroline. 1820

80*



592. Nach Tisch. Wiener Zeichnung von 1865.

können. Angell.: Ich denke nur, der Mann kommt vielleicht animiert aus der Kneipe nach Hause und wird mit der Mahnung von seinem Weibchen empfangen. Überhaupt ist das ein Vers, der schon seit Friedrich dem Großen besteht und nicht beanstandet worden ist. — Vors.: Denken Sie einmal daran, daß Kinder so etwas in die Hände bekommen. — Angell.: An Kindern, die sich dabei etwas Schlechtes denken, ist nichts mehr zu verderben. — Eine andere Angeklagte meinte: der Mann solle das Licht ausspulen und süss von seinem Frauchen träumen. Dieser Vers sei ebenso harmlos wie die beliebten Pfefferluchensprüche: „Öller brumme nicht! Kostgeld gibt es nicht“ und andere. Eine dritte Angeklagte erklärte den Vers so: „Wenn der Mann das Licht ausspult, gibt man seiner Frau noch einen Kuß.“ Das tut jeder anständige Mann. — Wieder ein anderer Angeklagter meinte, die Mahnung auf dem Pfefferluchen soll den Mann zur Vorsicht mahnen, damit die Lampe nicht explodiere. — So und in ähnlicher Weise suchten die sämtlichen Angeklagten darzulegen, daß sie sich bei dem Halten dieser Pfefferluchen absolut nichts Übles gedacht haben, um so weniger als solche drohlichen Verse mit Berliner Schlagworten schon seit vielen Jahren unbeanstandet geblieben seien. Sie betonten ferner, daß sie zur Weihnachtszeit keine Zeit hätten, um sämtliche Pfefferluchen einer literarischen Zensur zu unterwerfen und meinten, daß ein normaler Mensch an diesem Verse unmöglich Anstoß nehmen könne.

Im folgenden noch ein paar bunte Beispiele von Anstößigkeit, von denen man das erste nennen könnte „Zensur und Oberbürgermeisterin“, das zweite „Das Unsichtbare“, das dritte „Ansichtskarten und Flagellation“, das vierte „Höfische Sittlichkeit“:

Am 16. Dezember stand im Schauspielhaus die erste Aufführung eines Dramas „Wenn sie lieben“ aus der Feder des dort lebenden Malers und Schriftstellers Karl Emil Iphoff statt. Bevor das von dem Verfaßer selbst inszenierte Werk unter dem üblichen Premierenrummel über die Bretter ging, machte die

Bäcker und Konditoren, also „Individuen“ aus der mutmaßlichen Region des „Normalmenschen“, sind wegen der zuerst Sprüche aus den Küchlein angeklagt. Anzeige hatte eine Mutter erstattet, die mit Empörung wahnehm, daß ihre Kinder nicht nur den Kuchen, sondern auch die dazu gehörigen Inschriften in den Mund nahmen. Bei der Verhandlung wurde auf Antrag des Staates-Anwaltes die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Einer der als unsittlich angesehenen Verse lautete: Lieber Mann, pust' aus das Licht und vergiß dein Frauen nicht! Der erste Angeklagte und alle übrigen behaupteten, daß sie diese Pfefferluchen und die figürlichen Marzipankompositionen für absolut harmlos gehalten haben. — Vors.: Was haben Sie sich denn bei dem Vers gedacht? — Angell.: Ich kann doch nicht sagen, wann der Mann das Licht ausspulen soll, ob um neun oder um acht Uhr. Ich habe keine Zeit, mich mit dieser Frage zu beschäftigen. — Vors.: Sie müssen doch etwas zur Erklärung sagen

Zensurbehörde den Versuch, die Aufführung zu verhindern, und sie ging dabei in etwas eigenümlicher Weise vor. Bisher überließ die Polizeibehörde vertraulich der Direktion des Städtischen Schauspielhauses die Zensur, was zur Folge hatte, daß die Werke der modernen Autoren, wie „Erdgeist“, „Tal des Lebens“, „Habentherde“, „Moral“ usw. ungehindert aufgeführt wurden. Bei Upfoss „Wenn sie lieben“ kam es aber anders. Infolge einer Denunziation sah sich die Polizei am Nachmittag des Premierenabends veranlaßt, das Stück zur Prüfung einzufordern. Der Polizeininspektor mußte das Werk kritisch auf Anfang und Moral hin untersuchen, und Direktor und Autor erhielten zwei Stunden vor der angefechteten Aufführung die persönliche Mitteilung des Oberbürgermeisters, daß er das Werk für eine Schweierei halte, und daß er sich noch nicht zur Freigabe entschließen könne, sondern das Stück vorher seiner Frau zum Durchlesen geben werde. Die Stunde der Aufführung rückte näher und näher. Direktor und Autor warteten in siebenstöckiger Spannung der Frau-Oberbürgermeisterlichen Entscheidung; es schlug acht Uhr —, es schlug halb neun Uhr. Das Theater war gefüllt von einem premierenlüsternen, erwartungsvollen Publikum, und die Frage: „Wird aufgeführt oder nicht?“ wurde erregt diskutiert. Endlich, kurz vor neun Uhr erschien der Herr Oberbürgermeister im Theaterbüro. Er wiederkühlte, daß er die „Schweinelei“ den Bürgern gegenüber nicht verantworten könnte, Direktor und Autor baten und befürmten ihn mit allen Mitteln der Veredelfamilie. Der Oberbürgermeister wurde endlich weicher. Er zog den Rosstift aus der Westentasche und strich zwei besonders anstoßige Sätze und dann noch zwei Worte. Dann begab er sich zur Frau Oberbürgermeisterin in die Loge.

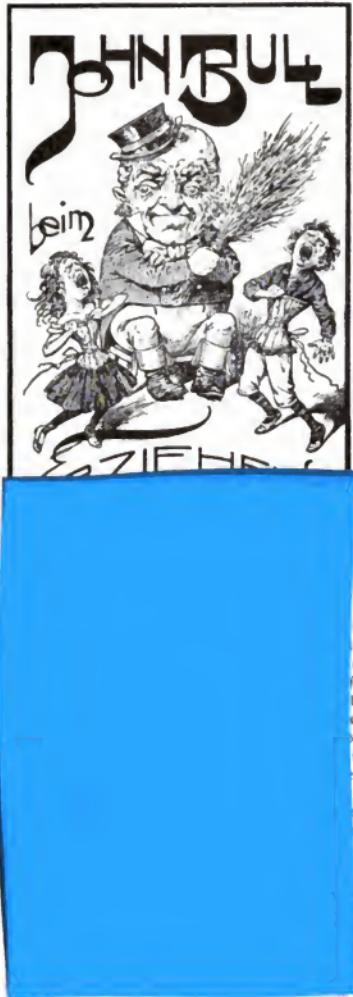
Ein bemerkenswertes Urteil hat das Landgericht gegen den Zigarettenhändler M. und den Ansichtskartenhändler J. gefällt. J. hat an M. Ansichtskarten geliefert und dieser hat sie feilgehalten und verkauft. Die Karten enthalten nackte Körper, sind aber mit einem roten Streifen umkleidet, auf welchem folgender Text zu lesen ist: „Der rote Streifen so manches verhüllt, — Entferne ihn, so sieht Du das ganze Bild!“ und: „Mach die Augen zu, mach die Augen zu, Du bist noch viel zu jung dazu!“ Guterkt man dann den roten Streifen, so sieht man ein durchaus harmloses Bild, und es zeigt sich, daß der Käufer oder Empfänger in gewissem Sinne geprahlt ist. Das Landgericht hat aber die Karte mit Streifen als ein Ganzes angesehen und für unzüglich erklärt. Nicht die bildliche Darstellung allein ist maßgebend, so heißt es in der Begründung, sondern es kommt auf den Eindruck an, den die Karten auf das Publikum machen, was sie als Sinn der Abbildung eröffnen lassen. Erwenden schon die roten Streifen den Eindruck, daß unter ihnen der unverhüllte Geschlechtsstaat zu sehen ist, so wird dieser Eindruck noch erhöht durch den Hinweis: „Nur für Damen!“ „Nur für Herren!“ und die (oben erwähnte) Anschrift. Mit Rücksicht darauf ist das Gesamtbild als unzüglich anzusehen. Hieran wird dadurch nichts geändert, daß es sich nur um Scherzarten handelt; es genügt, daß sie verübergangend die Eigenschaft haben, einen Geschlechtsreiz auszutüfen. —

In London gehen die Behörden mit aller Strenge gegen die Verbreiter pornographischer Schriften und Bilder vor. Wie uns ein Telegramm meldet, wurden vorgestern vor dem Londoner Gerichtshof zwei Personen abgeworfen, die angeklagt waren, auf der Straße unsterile Ansichtskarten verkaufen zu haben. Beide wurden zu der ungewöhnlichen Strafe von 25 Pfund bestraft und neun Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Der Richter Lawrie bedauerte bei der Bekündung des Urteils, daß er die Angeklagten nicht noch härter bestrafen könnte. —

Die gestrige Aufführung des „Rosenthalers“ begann mit einer hemischen Überraschung. Als sich der Vorhang hob, sah man die Marthallin nicht wie sonst im Bett liegen, sondern mit dem kleinen Quintin, sondern die beiden saßen sitzam auf einem Sofa in der Mitte des Raumes. Das goldene Bett, das fast so wie die andere im dritten Akt „mordmäßig



593. Moderner Buchtitel



groß" ist, stand leer und unberührt! Der Grund dieser Veränderung ist wohl in einer — tödlichen Rücksicht zu suchen. Man wußte seit zwei Tagen: die junge Braut des Prinzen Georg wird diese Aufführung besuchen. Man hatte sich also rätsch zu einer Reinigung des „Rosenkavalier“ entschlossen, „teils diefethalb, teils anderthalb“. Der Otarian ist nicht nur ein lüner Knabe, sondern die Marchallin ist auch — aus habhaftem Blut. Nun kam es aber heraus, daß die Regie vor dieses delicate Dilemma gar nicht ernstlich gesetzelt worden war: denn die Herrschäften erschienen erst mit erheblicher Verspätung, als die Situation längst ganz unversänglich geworden war, soweit bei der Begrenzung des Ochs v. Kerchenau von „unversänglich“ überhaupt gesprochen werden kann, denn dieser derde Stallbaron ist durch das ganze Stück ein sehr schlimmer Herr. Also hatte, so scheint es, der Hof wieder umgedreht auf das — Publikum Rücksicht genommen, das selnen „Rosenkavalier“ haben sollte, wie es ihn gewohnt war. Und die ganze Verschiebung ist am Ende gar nicht notwendig gewesen.

Damit aber auch die Sittlichkeit der ganz braven kleinen Rentiers nicht fehle, noch folgendes Document aus Godesberg am Rhein, allwo selbst ein edler Majenat die Uferanlagen durch Aufstellung einer nur wenig bekleideten Figur geschmückt hatte:

Wir deutschen Männer und Frauen der Gemeinde Godesberg Plittersdorf-Rüngsdorf-Friesdorf legen mit aller Entschiedenheit Protest ein gegen die Aufstellung einer naadten, die Sittlichkeit unseres Volkes und s öffentliche, verkehreicheim Platze an den Ufern des Rheins II. danteln wir für sein manhaftes Eintraten für t, daß die Verbreitung einer solchen „Kunst“ gemäß den fere Regierung will die sittliche Hebung unserer deutschen ber in ihrem Schamgefühl verlegt und zu Schlimmem ge- enlands großer Strom, unter Vater Rhien, bat in den r Ordnung an seinen Ufern blühen sehen — möge er nie rtes Volk durch Weichheit schwach und müde wurde. In und Gottesfurcht den Erbfeind niedergerungen — wie er den Niedergang deutscher Sitte und Kraft an solchen ir sind überzeugt, daß nur Sitts und Gottesfurcht die ngen wir deutschen Männer und Frauen, daß diese Figur

war für seine lebenden Landsleute nicht nur der Gründer e Heros der Literatur. Der „Dichter“, so weit sie , soweit sie „ungebildet“ ist, verlegt er das Scham- uristen „dieselbe Dichter“ eine Frauensperson, die eben zusammenpreßt“. Als sie lebte, war sie eine Dame der ersten Gesellschaft, vor der „dieselbe“ Jurist den Hut bis an die Erde gezogen hätte.

Hoffentlich hätte sie ihm nicht gebaut. Als Dame kann man nie wissen, was die Kavalier der „Zeitzeit“ für Sprachfehler am Leibe haben. Seit Friedrich dem Großen hat jeder „anständige und normale“ Mann abends die Lampe ausgeschaltet und sein Fräulein nicht vergessen. Nur die Unanständigen und Abnormen ließen dabei die Lampe brennen. Wenn ein Theaterstück eine Schweinerei ist, so gibt man's seiner Frau zu lesen. Wenn du ein Streichband siehst, unter dem nichts zu sehen ist, so bist du verpflichtet, dir den übrigen Rest hinzuzudenken. Dies nennt man „Geschlechtsreiz ausüben“. Wenn du eine Neigung zur Flagellation hast, so werde englischer Richter; jeder Anfänger darfst du 25 Peitschenhiebe überziehen. Wenn du aber ein Prinz bist, so bekommenst du statt eines goldenen Bettels ein ledernes Sofa vorgezeigt. Das Leder dieses Sofas hat vorher jahrelang jede Muse durchgeschwift, von der Heine singt: Sittlichkeit ist meine Muse und sie trägt vom dicksten Leder Unterhosen. Wenn dir aber das alles noch nicht paßt, so geh nach Godesberg am Rhein und besuchte die bewußte „Frauenperson“ in den Uferanlagen mit Tinte und Tatendrang, wie es einer der dortigen deutschen „Erbfeinde“ gemacht hat.

Was ich als Psychologe in diesen Dingen sehe, ist bloß: Komik. Ich glaube sogar, man kann die Komik auch fehn, ohne Psychologe zu sein. Es ist ein Chaos und keinerlei Geist über den Wassern. Der eine sagt dies, der andere das, und keinerlei Geist ist in der Rede. Sogar Männer, die nicht nur Pädagogen, sondern auch Literaten sind, wie Arthur Schnitzler, und bei Gelegenheit Briefe an die Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten richten, kennen sich nicht aus:

Sicher ist es, daß prozentual die sexuell irritierenden Bildwerke und Druckschriften, sowohl künstlerisch als un-künstlerischer Natur, den vielfachen Verletzungen des täglichen Lebens und dem steten physiologischen Witen der Geschlechtlichkeit gegenüber gar nicht in Anschlag zu bringen sind. Die Frage, inwiefern die sexuelle Wirkung von Kunstwerken berechtigt sei, scheint mir müßig. Ich finde, wenn einmal ein großes Kunstwerk geschaffen würde von so ungeheuer sexueller Reizbarkeit, daß eine Flutwelle von Sinnlichkeit sich über die ganze Menschheit ergösse, so wäre das ebensoviel Anlaß, die Weiterverbreitung und Verschärfung dieses Kunstwerkes zu verbieten, als die Behörden bisher den Versuch gewagt haben, die körperliche Schönheit zu untersagen. Meine Bedenken gegen die Pornographie sind ausschließlich ästhetischer Natur. Ich glaube nicht, daß die Grenzen zwischen Kunst und Pornographie schwer festzustellen sind. Der Kenner wird diese Grenzen gerade so gut festzustellen imstande sein, wie jede andre zwischen Kunst und Niederkunst. Das Mögliche ist nur, daß dieser Streitfrage gegenüber nicht nur diejenigen Peute verfallen, denen von Geburt aus die Fähigkeit mangelt, Kunstwerke zu bewerten, also die große Mehr-



595. Moderne Buchillustration



N: 16
SELECT BIBLIOTHEQUE

596. Moderner Buchtitel

zahl der gesamten Menschheit, sondern auch manche, denen wohl die Zöbigkeit gegeben wäre, die aber durch falsche Erziehung, starkhaft gesetzte Erregbarkeiten oder aus Gründen berufss- oder gewerbsmäßiger Heuchelei geneigt sind, jedes Kunstwerk vor allem auf seinen sexuellen Irritationseffekten hin anzusehen.

Die Bedenken gegen die Pornographie sind ausschließlich ästhetischer Natur, sagt er. Da, die „Ungebildeten“, die dem Juristen so am Herzen liegen, sind eben gerade in der Kunstaesthetik ungebildet und werden es immer bleiben. Die werden immer nur das sexuelle Objekt sehen. Ist das wirksame Objekt aber immer das gleiche? Lässt sich die Wirkung eines Objekts überhaupt vorherrschen? Und was ist denn eigentlich das Obszöne oder auf juristisch: das Unzüchtige an und für sich?

Ich habe diese Frage der Subjektivität schon früher im objektiven, wissenschaftlichen Sinne zu beantworten gesucht (A. Kind, Zur Psychologie des Obszönen, 1908). Ich will das damals Gefragte hier zusammenfassen: Obszön ist ein gelehrtes Fremdwort und besagt ethnomologisch herzlich wenig. Im Sprachgebrauch nennt man das Dinge schlüpfrig, unzüchtig, und zu allermeist zötig. Da auch Stoll in seinem Werk über das Geschlechtsleben in der Volkspsychologie beständig von Zote spricht, seien mir einige Bemerkungen über dies Wort erlaubt. J. G. Perizhn hat sich schon vor Stoll in einem Artikel beim vergeblichen Aufstauchen dieser weichen Muß ein paar Zähne ausgebrochen. Er unterläßt es nämlich zu untersuchen, daß der volkstümliche Begriff der Zote in engstem Zusammenhang mit dem Begriffe von „Freiheit und Zwang in der Liebe“ steht. Zote bedeutet immer etwas ethisch Minderwertiges, weil es sich dabei um eine geschlechtliche Ansprölung handelt, die ohne oder gegen den Willen oder die Zustimmung eines Dritten diesem zu Gehör gebracht wird. Die Eregung sexueller Ideenassoziationen aber in einer fremden Psyche, die Störung ihres labilen erotischen Gleichgewichts, ist ein Übergriff in die Freiheit des Individuums, ist eine geistige Notzucht. Wenn auf den Berliner Straßen der gutgekleidete Rowdy, wie es leider immer mehr üblich wird, einer anständigen Dame im Vorbeigehen ein Wort aus der Genitalsphäre zustülpt, so hat diese die Empfindung einer Zote. Wenn dasheim in der Kemenate beim Liebespiel der Ehemann derselben Dame dasselbe Wort gebraucht, weil sie es in dieser Situation aus freiem Willen zu hören begeht, so hat sie nicht mehr die Empfindung einer Zote, sondern möglicherweise die einer Lieblosung, d. h. eines integrierenden Reizbestandteils im Gesamtbilde aller also annehmlich empfundenen Lustwirkungen.



597. Moderner Buchtitel

Insofern nun Perizhn weiterhin sagt, die Zote sei etwas Wandelbares, das von Ort, Zeit, Gelegenheit, Laune, Volkscharakter, Bildung



Flatternde Volants. Französische Farbenlithographie von Lieder. Um 1855

usw. abhänge, hat er unzweifelhaft recht. Nur erkennt er nicht, warum dies so ist. Er fühlt wohl das „Entwertende“ des Begriffs „Zote“; allein die logische Unclarheit bringt ihn in der Folge zu dem kuriosen Schluss, die Lektüre des Merriat hinterlasse „in jedem neugierigen Geist den Bradsleck schändender Lust“. Das heißt doch wahrlich daneben gehaun! Weil also die sprachliche Nuance „Zote“ einen moralisierend herabsehenden Inhalt hat, scheint mir ihre Verwendung für eine objektive Untersuchung überhaupt gefährlich. Kein Gelehrter vermag einem Begriff, der einen bestimmten volkstümlichen Kurs hat, durch einseitige, für die Majorität ganz unverbindliche Ausdeutung, einen anderen Charakter aufzuprägen. Es entstehen auf diesem Wege höchstens geistreiche Paradoxa. So, wenn Stoll das Gebiet des Obszönen in die Kategorien der verbalen, mimischen, graphischen und plastischen „Zote“ einteilt; denn die Zote bezieht sich, wie Stoll selber zugibt, „in der gewöhnlichen Anwendung des Ausdrucks nur auf die mittels der artikulierten Sprache gedauerten Formen des erotischen Wizes“, sie kann daher höchstens noch als geschriebenes oder gedrucktes Wort auftreten. Wollte man wirklich eine „Leda mit dem Schwan“ als „graphische Zote“ bezeichnen, so wäre das nichts, als ein ziemlich mäßiger Kalauer. Unter diesen Umständen halte ich es für richtiger, dem Deutschen Sprachverein diesmal ein Schnippchen zu schlagen und nur das glücklicherweise farblose Fremdwort Obszön zu gebrauchen. Was ist obszön? Obszön ist alles, was geeignet ist, die eingeborene und erworbene erotische Reaktionsfähigkeit des Menschen physiologisch zu reizen. Man beachte: „physiologisch“ zu reizen. Das Erröten des Unwillens oder der Scham, die verstärkte Herzaktion, das Aufsteuern der erotischen Ideenaffassiationen, das Anpinken des „Tagtraumes“ usw. bis zum Erguss aus den Schleimdrüsen, zur Erekktion und zu fibrillären oder komplexen Muskelzuckungen sind physiologische Erscheinungen.

Zur Erläuterung muß zunächst gesagt werden, daß die Einteilung in verbal, mimisch, graphisch, plastisch, bei weitem nicht ausreicht. Sobald die eben definierte physiologische Reizwirkung eintritt, sind noch viel andere Dinge obszön. Obszön ist: das niemand wahrnehmbare, nicht von außen angeregte Phantasiebild des einsamen Schiffers auf hoher See. Obszön ist: der Geruch des eigenen Hemdes, das das Kind lange vor der Pubertät, mit unterbewußtem Willen zur Reizwirkung, an die Nase führt. Obszön ist: der knackende Laut des Klopfholzes, wenn er im Urwald des Bismarck-Archipels beharrlich und lockend durch die Stille der lauen Tropennacht klingt; denn der Insulaner lädt damit ein fernes Weib zum Koltus ein. Obszön ist: der verwehte Walzertanz, der aus dem Wirtshaus herüberkommt und dem einschlummernden Mädel bläß-



398. Moberner Buchtitel



599. Brieftopf
Sacher-Masochs

schnell zurückruft, wie sie neulich beim gleichen Takt ihren Burschen hingegossen umschlungen hielt. Obsjön erscheinen tausenderlei Dinge, von denen mancher sein Leben lang seine blosse Ahnung hat. Obsjön sind natürlich auch (aber durchaus nicht mehr oder minder obsjön, als das oben Angeführte) Darstellungen oder Schilderungen des Beischlafes oder anderer beliebter *figurae Veneris*.

Weshalb solche „pornographischen“ Darstellungen nur ebenso und nicht stärker obsjön sind, will ich näher begründen. Das Obsjöne entsteht aus zwei Komponenten, wie alles zum Bewußtsein kommende. Wir sehen nur, wenn Nezhaut und Lichtstrahl vereint wirken; im Finstern nützt und das Auge nichts, und ohne Auge nichts das prächtigste Panorama. Da nun die erotischen Anlagen der Menschen nur einer ganz plumpen Betrachtung einheitlich und gleichmäßig erscheinen können, da sie in Wirklichkeit aber so fein differenziert sind und sich so wenig gleichen, wie die Menschen an Aussehen und Gestalt untereinander: so wird die bestimmte und differenzierte Reaktionsfähigkeit jedes Einzelnen auch nur auf bestimmte und differenzierte Reize ansprechen. Ich habe schon nachzuweisen versucht, daß der Koitus als solcher, d. h. die bewußte und unmittelbare Vorstellung von ihm verwunderlicherweise nicht zu den primären Reizen gehört, auf welche die Sexualphäne unfehlbar instinktmäßig reagiere. Ein leichtgeschützter Rock, der Anblick eines vollen Busens, ein kostetes Wiegen der Hüften, also Reize, die scheinbar mehr in der Entfernung liegen, wirken dennoch viel unmittelbarer und führen unbewußt und bedeutend unfehlbar das physiologisch sehr komplizierte Ziel der copula carnalis herbei. Hieraus erklärt es sich, daß bei der Darstellung von Kohabitationsakten die angenommene Reizwirkung manchmal völlig ausbleibt, besonders bei Menschen, die nicht mehr die schägenswerte Eigenschaft der Virginität besitzen und die deshalb von fiktlicher Neugier nach dem unbekannten Geheimnis frei sind. Hinzu kommt der elementare Lehrsatz der Physiologie, daß der gleiche und wiederholte Reiz stumpf wird, und daß seine Wirkung abflaßt. Allerdings ist dieser Satz nur mit großer Einschränkung zu verwenden, zumal viel Unfug mit ihm getrieben wird. Ein wenn auch mangelhaftes Analogon bietet der Sättigungstrieb: gewisse Nahrungs- und Genussmittel, wie Butter, Käse, Tabak, bekommt man gewöhnlich nie „über“. So haben die meisten Menschen entsprechend ihrer Anlage eine erotische Lieblingsidee, um die sich ihre Tagträume kristallisieren und die sie manchmal zeitlebens nicht über bekommen. Aber gerade zu diesen „unfehlbaren Vorstellungen“, wie ich sie nenne, gehört selten die bewußte und unmittelbare Vorstellung vom Koitus; wenigstens soweit ich die Dinge bisher ermitteln konnte.

Während also der Jurist weiß, was auf den „Normalmenschen“ obsjön wirkt und was nicht, muß sich der Psychologe bescheiden und sagen: die Sache ist um so verwickelter, je näher man dazuschaut. Zwei Komponenten müssen sich, noch dazu nach besonderen Bedingungen, erfüllen, bevor das Obsjöne überhaupt entsteht. Fehlt eine von beiden, so ist kein Obsjönes vorhanden. Andererseits kann, bei entsprechender Einstellung der erotischen Psyche, die scheinbar harmloseste und gleichgültigste Sache obsjön wirken. Ich will Beispiele nehmen, für die ich aus dem Leben bürge-



600. Brieftopf
Sacher-Masochs

lann. So: die Öffnung eines schmalen Trinkglases, die den Betreffenden unverstehlich zur Masturbation reizte. So: das Streicheln von seidenen Löffchen, das eine lebhafte Sensation bis in die Fußspitzen hervorrief. So: das Fahren in der Eisenbahn, wo die rhythmischen Vibrationen vielen Frauen Orgasmus bereiten. Der Jurist wird erklären, das seien Ausnahmen. Mit nichts! vielmehr löst sich die gesamte Sexualität, wenn man sie kennen lernt, in lauter solche subtile „Ausnahmen“ auf. Da sind z. B. die sogen. Fußfreier. Übereinstimmend lann man von ihnen berichten hören, es gebe nichts Obszöneres, als das Schaufenster eines Schuhwarengeschäfts. An der Eissäule hängt ein gretles Zirkusplakat: auf einem städtigen Brett liegt ein Mensch lang ausgestreckt, und ein Elefant tritt auf seinen Bauch. Nun? Ein sogenannter Sadist gestand mir, der überraschende Anblick dieses schnöden Kitsches habe ihm zu seinem Entsehen mitten auf der Straße Orgasmus verursacht. Was folgt aus alledem? Aus der Formel, die ich gab, stieg, wie der eingestopfelte Geist jener Flasche, ein Wirtsal individueller Beziehungen empor. Das Leben der Erotik ist weder, wie Böhlke meint, eine „Loh- oder Tüffrage“, noch ein Kinder-Ginnaleins, sondern ein ganz und gar und tausendsach verfehlter Gordischer Knäuel. Schneide ihn durch mit dem Tranchiermesser der Unvernunft, und du bekommst einen wertlosen Haufen juristischer Alten-Bindfäden. Ohne Blümchen gesprochen: Bei dem einmal gegebenen Faktor der unendlich varierten Reaktionsfähigkeit der menschlichen Sexualpsychie können wir für keinen einzelnen Fall voraussagen: dies oder jenes wird auf jemand, der es perzipiert, obszön wirken. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß alles, was existiert, so wirkt; aber nicht die Sicherheit.

Lehren wir nun wieder zu der sogenannten Zote zurück, die wir, hoffe ich, jetzt mit andern Augen betrachten werden. Wir hatten konstatiert, daß die freiwillige Zote keine Zote mehr sei. Was ist sie dann? Entweder ist sie dann ein grober Keil, infosfern nämlich, in „besseren“ Herrengehäuschen z. B., als Pointe einer saftig und kraftlosen Erzählung einfach ein Ausdruck aus der Vulgarssprache unerwartet draufgespröst wird. So etwas ist geistlose Rüpelie; es wird vielfach obszön wirken, wenn sich die Erzählung schon vorher in diesem Gleise bewegte. Zu berücksichtigen ist, daß viele Menschen speziell auf ordinäre Worte erotisch reagieren. Anders steht es nun mit dem freiwillig gespendeten und freiwillig angehörrten erotischen Witz. Der Witz ist ein künstlerisch Gegenfähiges und als solcher hebt er sich unwillkürlich über die Sphäre des noch obszön Wirkenden weit hinaus. Wer das nicht kennt, wer nicht imstande ist, über erotische Witze genau so seelenfroh und ohne Mitschwingung des Genitalnervenapparates zu lachen, wie etwa über eine Zeichnung von Busch und Oberländer: der bleibt ein Stümper im Reiche der freien Künste. Es gibt ja Leute, die nach einem halben Gläschen Bier alle Anzeichen funfloser Verantwortlichkeit aufweisen. So etwas ist „abnorm“. Ähnliche Abnormalitäten, die bei einem harmlosen erotischen Witz in Wurst geraten, pflegen sich unwillkürlich zu Keuschheits- und Sittlichkeitshüinden zusammenzufinden.

Alles, was sich über die fünf-



601. Moderne Wißblatt-Illustration

rische Feinheit und die physiologische Notwendigkeit des erotischen Witzes sagen ließe, hat Friedrich von Schlegel in der Eucinde ausgedrückt. Man höre den Dialog dieses klassischen Ästheten der Liebe: „Können denn Menschen nicht miteinander reden, ohne danach zu fragen, ob sie Männer oder Frauen sind? Das dürfte sehr ernsthaft ausfallen. Aufs höchste möchte es einen interessanten Klub geben. Du verstehst, was ich meine. Es wäre schon viel, wenn man da frei und witzig reden dürfte, und weder zu wild noch zu steif wäre. Das Feinste und Beste würde immer fehlen, was überall, wo sich ein bisschen gute Gesellschaft zeigt, Geist und Seele davon ist. Und das ist der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, der ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabfällt. Aus diesem Grunde nehme ich auch die Zweideutigkeiten in Schutz. — Tust du das im Scherz, oder zum Spaß? — Nein, nein! ich tue es im vollen Ernst. — Aber doch nicht so ernsthaft und so feierlich wie Pauline und ihr Liebhaber? — Gott behüte! ich glaube, die lieben die Verglocken anziehn, wenn sie sich umarmen, falls es nur schicklich wäre. O! es ist wahr, meine Freundin, der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schändlichen und leidigen Hange aus allen Kräften und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu sind die Zweideutigkeiten auch gut; nur sind sie so selten zweideutig, und wenn sie es nicht sind und nur einen Sinn zulassen, das ist eben nicht unfehllich, aber zwingend und platt. Leichtfertige Gespräche müssen geistig und tierisch und bescheiden sein, soviel als möglich; übrigens aber ruchlos genug. — Das ist gut; aber was sollen sie gerade in der Gesellschaft? — Sie sollen das Gespräch frisch erhalten, wie das Salz an den Speisen. Er fragt sich gar nicht, warum man sie sagen soll, sondern nur wie man sie sagen soll; denn lassen kann und darf man's doch nicht. Es wäre ja grob, mit einem reizenden Mädchen so zu reden, als ob sie ein geschlechtsloses Amphibium wäre. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, immer auf das anzuspielen, was sie ist und sein wird; und so ungart, steif und schuldig, wie die Gesellschaft einmal besteht, ist es wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein. — Das erinnert mich an den berühmten Buffo, der selbst oft sehr traurig war, während er alle zu lachen machte. — Die Gesellschaft ist ein Chaos, das nur durch Witz zu bilden und in Harmonie zu bringen ist; und wenn man nicht scherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenschaft, so ballt sie sich in diese Massen und verfinstert alle.“

* * *

Nach diesen allgemeinen Darlegungen gehe ich zum speziellen Fall über und gebe zunächst einen kleinen Auszug aus einem Gerichtsurteil, betreffend einen ganzen Haufen, allerdings spottischlechter Schriftwerke, die die Fragen des sogenannten Sadismus, Masochismus, Fetischismus und verwandte Erscheinungen behandeln:

... Jedes Buch ist etwa 80 Seiten lang und kostet 2 M. Der Charakter der Bücher ist kein wissenschaftlicher, es ist nicht der Versuch gemacht, wissenschaftliche Probleme aufzurollen und zu ihrer Lösung beizutragen. Künstlerische Ideen sind in ihnen ebenfalls nicht verwirklicht. Sie können daher nur als Unterhaltungslektüre auf den Markt gebracht werden. Die Geschichten enthalten nun keine spannende Handlung, sie schildern keine Herzen und keine großen Taten, wie es in romantisch abenteuerlichen Erzählungen üblich ist. Für das Slavenleben besteht auch heute im Publikum nur noch ein geringes Interesse, daß unmöglich der Verleger und Verfasser darauf spekuliert haben können. Die Bücher wollen Prügel- und Marterzonen beschreiben, ihr übriger Inhalt soll lediglich dazu dienen, ein Milieu zu schaffen, in dem das tatsächliche Vorkommen derartiger Grausamkeiten einigermaßen wahrcheinlich ist. Die Darstellung von Züchtigungen und Folterungen als Selbstzweck kann aber nur auf sexuellen Motiven beruhen; die Tendenz muß dahin gehen, perverse veranlagten Menschen, Sadisten und Masochisten, gleichbleibenden Genuss zu bereiten. Wer an dieser Tendenz des Verfassers und Verlegers zweifeln sollte, wird eines besseren belebt durch den den Büchern angehängten Auszug aus dem Ver-

October 21, 1899

SOCIETY.

1945

MADAME DOWDING,
8 & 10, CHARING CROSS ROAD (Opposite the National Gallery Trafalgar Square),
Ladies' Tailor, Corsetiere, and Court Dressmaker.



No. 1 - THE MARLBOROUGH.



No. 2 - THE RIBBED BELT.



No. 3 - THE KITCHENER.

A 36in.
B 24in.
C 36in.
D 9in.
E 4in.
F 10in.
G 5in.



No. 5 - THE HUNTING BELT.



No. 4 - THE CARLTON.



No. 6 - THE SLEEPING BELT.



No. 7 - THE QUEEN OF CORSETS.



No. 9 - THE BULLER.



No. 8 - THE IMPROVED BEIJING CORSET.

For Ladies.

Price 7/- Guineas.

Made to order in five sizes from 32 to 36 inches.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

Belts and Accesories to be the most perfect of every description.

Also all kinds of Corsets, Belts, Girdles, and other articles required for ladies.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

The Improved Beijng Corset is made by Madame Dowding, and by special order of the Queen.

602. Korsets für Herren. Salzmann-Seite und der englischen Familienzeitung „Society“ von 1899



603. Pariser Photo. 1912

teiligen Sklaven meist nicht die der geschlechtlichen Phantasie unseres Publikums fernstehenden Harbigen, die doch in Wahrheit das Heer der Sklaven bilden, sondern Menschen mit weicher Hautfarbe sind, die noch dazu regelmäßig in feiner eleganter Kleidung auftreten und vielfach vornehm wie Freie erzogen worden sind. Vor der Martirierung werden diese Sklavinnen und Sklaven meist entblößt; dies wird immer wieder hervorgehoben. Die Züchtigungen, Folterungen und Demütigungen werden ebenso wie Züchtigungsinstrumente in einer dem geschlechtlich normal empfindenden Menschen unverständlichen Breite geschildert. Das sinnliche Behagen, das die Züchtigungen und Martirierungen bereiten, spiegelt sich vielfach im Ausdruck wieder, es wird erzählt, wie die Hände flachsen und prasseln, und die Schilderungen werden auch wohl von dem Wörthen „Heil!“, dem Ausdruck des Entzückens begleitet. Es wird mitgeteilt, welche Stellen des Körpers von den Mätern betroffen werden (z. B. der bloße Rücken der wohlgenährten Weiber), das zarte Fleisch, die Brust, das weiche Fleisch, der schöne runde Rücken. Die Lage des Körpers bei der Züchtigung wird möglichst genau angegeben, die Kleider der Gepeinigten werden eingehend geschildert. Der Leser erfährt, wie der Leib sich aufzäumt, wie die Glieder zucken, wie der Körper nach der Züchtigung aussieht. Mit津ischen Ausdrücken werden die Grausamkeiten belegt, z. B. der Rücken eines Sklaven wird in ein rohes Rindfleisch verwandelt, oder es heißt: kleine Grausamkeiten hat geschlechtlicher Charakter. Dieser wird dadurch unterstrichen, daß normale Liebesempfindungen und die Entwicklung normaler geschlechtlicher Triebe im Verhältnis zwischen Herren und Sklaven, und zwar teilweise gerade zwischen dem Züchtiger und den Gesüchtigten, vorkommen. Die hervorstehendste Schilderung in dieser Richtung findet sich in einem Buch, wo sich das ganz sadistisch-masochistische Liebesverhältnis zwischen Isabella und William, bei dem Lieblosungen und Züchtigungen abwechseln, entwöllet. Es wird auch die geschlechtliche Erregung der Züchtiger und anderer den Peinigungen bewohnenden Personen beschrieben, z. B. Aberdane empfindet ungabare Begeisterung beim Durchpeitschen, wenn die Haut in Fugen herunterhängt und Blut in Strömen fließt. Am liebsten züchtigt er Weiber, je hellfarbiger und je schöner, um so besser. Mit Freuden hört er ihr gellendes Geschrei, und sein Glück steigt auf des Oxfiel, wenn eine solche stolze Quartierone, die noch nie einem Mann die geringste Freiheit geschenkt hat, vor ihm kniet und ihm schwört, daß sie ihm in allem gehorsam sein werde, was er auch von ihr verlangt. Ein ander Mai tritt seine perverse Sexualität darin hervor, daß er sich in voraus die Züchtigung Salus, in die er halb verliebt ist, ausmalt. Auch die Sprache der Bücher ist bisweilen eine unverkennbare Ausgeburt der algolagnistischen Phantasie. Dahin gehört es, wenn

das Jammergeschrei der Gepeinigten als Singen und der Hieb als Auf bezeichnet wird, wenn „die silbernen Tränen, dieses weiße Blut der Menschenfeinde“ angeführt werden. Das ganze Verhältnis zwischen Herren und Slaven eignet sich ja überhaupt vorzüglich zur Darstellung sadistisch-masochistischer Beziehungen; der Verfasser nutzt die Gelegenheit reichlich aus, von der tollen Herrin, der unmündeten Gebieterin, der grausamen Herrin, der schönen tollen Dame zu sprechen. Eine aus der algolagnistischen Literatur bekannte heftige Formulierung ist die: Küst erst die Hand und dann den Stoc, der euch schlägt! Jedes der beschriebenen Bücher behandelt somit dem Gesamthinhalt nach geschlechtliche Vorgänge und Empfindungen, die der Hauptfache nach widernatürlich sind, nämlich sadistisch-masochistischen Charakter haben. Die Schriften sind sämmtlich darauf berechnet und geeignet, Menschen von der entsprechenden sexuellen Veranlagung geschlechtlich zu erregen und in Wollust zu versetzen. Normale Menschen empfinden geschlechtlichen Ekel und Widerwillen bei der Lektüre. Da nach verleihen die Bücher das Scham- und Sittlichkeitsgesäß des normalen Menschen in geschlechtlicher Beziehung. —

In einem ferneren Buch wird fortgesetzt die Schönheit, Lippsigkeit, Zartheit und Eleganz der geächtigten Frauen hervorgehoben, und zwar auch bei den Züchtigungen selbst. In ganz sinnlicher Weise wird insbesondere von der Lippsigkeit, den selben rauschenden Nöcken, den lippiigen, nur mit dünner Unterkleidung versehenen Gliedern der vornehmsten Polinnen, die auf die Hosen geschlagen werden sollen, gesprochen, und erzählt, wie die kostbaren Gewänder der Gräfin aufgestreift und ihr vollendet schöner Leib bis auf die dünnen seidene Unterkleidung entblößt wird. Das Klatschen der Schläge, das Pfiffen und Zischen der Hände, das Jammer und Schreien der Gezüchtigten, die entstundenen Schwiele, und das rieselnde Blut werden immer wieder hervorgehoben. Das angenehme sinnliche Empfinden der Züchtiger wird erwähnt. Die Komödie ist eine ausgeprochene Sadistik. Ihre Prüfungsübung und ihr Vergnügen am Prügeln wird zur Kenntnis des Lesers gedrängt. Ihre geschlechtliche Erregung infolge der Graualtätskette tritt dadurch in die Erscheinung, daß sie mit wogendem Busen und unnatürlich funkelnden Augen neben der Prügelbank steht und mit teuflischer Genugtuung und Grausamkeit jeden Hieb verfolgt. Mit unverhüllter Deutlichkeit ist eine Szene aus ihrem Leben geschildert, in der sie als sadistische Frau, ihr Mann als Masochist erscheint. Sie züchtigt diesen und er spricht zwischen seinen Klagenlauten leidenschaftliche Liebesworte zu seiner „süßen, strengen, gnädigen Herrin“. —

Von einem Buch, das einen kulturstorischen Titel und Anstrich hat, heißt es im Urteil weiter: Das perverse Sexualleben ist vom Verfasser nicht zu irgend welchen ernsten Zwecken geschildert, sondern er spekuliert auf sadistische und masochistische Lust und hat deshalb die Darstellung in eine solche Form gebracht, daß deren Lüsternheit erregt wird. So wird in einer Weise, die die Tendenz klar hervortreten läßt, immer wieder die äußerliche Art, die Eleganz und die Vornehmheit von Züchtigern und Gezüchtigten betont. Es wird mit peinlichster Genauigkeit die Art der Züchtigung, das Züchtigungsinstrument, die Lage der Gezüchtigten, ihre Entblößung, die Wirkung der Züchtigung auf den Körper beschrieben. Dem stricken und lüsternen Zweck der Darstellung ist endlich in unverkenbarer Weise die Sprache angepasst. Ausdrücke wie: der nackte Hintern; das Hinterteil; die Kehlfalte; der gräßliche Podex! die durchdringlichste Sizzelegenheit; das durchgegerbte Glied; das windelweichgeschlagene Sizzeleib; die Posteriora der jungen Mädchen, über denen die Rute tanzt; der zum Sagen bestimmte, von jeglicher Hülle defekte Körperteil; die Beißzüchtigung eines jungen Mannes, sind ebenso bezeichnend wie die Formulierungen: daß die Rute einen Kuss applizierte und daß der Rohrkolb brenne und glühe wie höllisches Feuer. —

Von einer Sammlung von Briefstückennotizen heißt es im Urteil: Daß in den geschilderten Szenen geschlechtliche Tiere zum Ausdruck kommen, wird wenigstens teilweise offen erklärt. Diese Empfindungen werden aber nicht etwa in censor wissenschaftlicher Weise und zur Abherrschung, zur Förderung der Moral und Sittlichkeit behandelt, sondern in pervertib-lüsterner Art zur Anführung gebracht. Die Betäubung sadistisch-masochistischen Empfindens tritt hier und da auch in besonders eigenartigen Erscheinungsformen auf. Dahin



604. Pariser Photo. 1912

gehört zunächst die Demütigung eines Menschen dadurch, daß er nicht seinem Alter und Geschlecht entsprechend behandelt und insbesondere gekleidet wird. Es wird u. a. mit möglichster Ausführlichkeit beschrieben, wie ein junges, fast erwachsenes Mädchen zu ihrer Beschämung wie ein Kind gekleidet wird; ebenso werden junge Männer in Mädchenkleidung vorgeführt; ein Mann wird von seiner Frau als Magd behandelt und muß im Hause stets eine Schürze tragen. Ferner wird die sogenannte Korsettdisciplin und die Handschuhdisciplin behandelt. Dies sind wissenschaftlich bekannte Phänomene auf dem Gebiet des Algolagnismus. Die starke Einschränkung und Einengung von Teilen des Körpers, und zwar möglichst vieler Teile, bereitet einer gewissen Kategorie von pervers empfindenden Menschen gesellschaftlichen Genuss. Die Vorstellung, daß der eigene oder ein fremder Körper zusammengedrückt und durch unnatürlich stramme und feste Bekleidungsgegenstände der Freiheit und Bewegung beraubt und in eine förmliche Zwangslage gebracht wird, und die Verwirrung dieser Vorstellung rufen bei einer Klasse von Algologen gesellschaftliches Lustgefühl hervor. In den Erziehungsformen der Korsett- und Handschuhdisciplin verbindet sich das sadistische oder masochistische Empfinden mit einer in das Gebiet des Fetischismus gehörenden sequentiellen Neigung zum Korsett und zum Handschuh. Wenn an derartigen Stellen mit breiter Ausführlichkeit und mit offensichtlicher Liebe zur Sache beschrieben wird, was für lange eng-anliegende elegante Handschuhe die Züchtiger, Gezüchtigten oder sonstigen Beteiligten (die männlichen Personen vielzahl Damenhandschuhe) tragen, wie sie Frauen, Mädchen und Knaben in Korsetts eingekleidt werden und wie wohl sie sich dabei fühlen, so ist darin eine zu perverse-lüsternen Zwecken gegebene Darstellung zu finden. Für das, was dem normal empfindenden Menschen als eine Ausgeburt einer tollen und ganz in die Irre geratenen Phantasie erscheint, besitzt der entsprechend pervers veranlagte Mensch volles Verständnis; er empfindet gesellschaftlichen Genuss bei der Lektüre. Die Bücher bringen danach gesellschaftliche Vergänge zur Darstellung. Soweit sie das nicht selbst aussprechen, wollen sie doch, wie der Inhalt ergibt, in diesem Sinne aufgeschäfft werden. Sie verfolgen keinen ernsten Zweck. Insbesondere geht ihnen ein pädagogischer Charakter völlig ab. Sie wirken unzüchtig, da sie geeignet sind, perverse gesellschaftliche Empfindungen auszuführen und anzustacheln. Normal veranlagte Menschen werden bei der Lektüre von bestigendem gesellschaftlichem Etikett erfaßt.

Von einer illustrierten Postkarte heißt es im Utitel: Eine mit Strümpfen, Hemd, Beinlind und Korsett bekleidete weibliche Person liegt auf einem über einer Chaiselongue gebreiteten Bärenfell und sieht lästern in die Ferne. Ein Teil der nackten Oberschenkel ist deutlich zu sehen. Auch hier ist die Abhängigkeit zu erkennen, auf die gesellschaftlichen Sinne zu wirken. Dieser Zweck wird auch erreicht(!). Die Karte ist unzüchtig.

Von einem Buch: Aus harter Jugendzeit, Beicht eines Sonderlings, heißt es im Utitel: Der Sonderling schildert, wie er im Alter von 12 Jahren Waise geworden und von einer Tante, die ein Mädchenspensionat leitet, aufgenommen worden ist. Er wird zusammen mit den Mädchen erzogen und aufs manngünstigste von der Tante und den Lehrerinnen, darunter besonders der Tanzlehrerin, gedemütigt. Er erhält Ledermanschetten und einen Lederringen, der stell den Hals umspannt und ihn stark einengt. Es werden elegante Mädchenschleifel für ihn angefertigt, und daß wird er vollständig wie ein Mädchen gekleidet, auch nicht mehr mit seinem Taufnamen Robert, sondern Berthen gerufen. Das Buch schließt damit, daß der Sonderling Schauspieler wird mit Hilfe eines Theaterdirektors, dessen Bekanntheit er im Laufe der Erzählung gemacht hat. Die Schrift bringt Lederschleifismus in Verbindung mit Sadismus und Masochismus zur Darstellung. Der Sonderling entwickelt sich allmählich zum Masochisten und Fetischisten. Die Tante ist sadistisch veranlagt und huldigt dem Siedlersfetischismus. Der Theaterdirektor tritt als ausgeprägter Schuhfetischist auf. Die Tante liebt es, ihren Neffen und ihre Schülerinnen zu demütigen. Sie züchtigt erwachsene Schülerinnen mit dem Stock wie kleine Kinder und prügelt auch Robert in grausamer Weise. Sie verlangt inbrüllende Demut und nach den Demütigungen muß Robert die Hand, die ihn geschlagen, den Fuß und Schuh der Tante küssten. Der Blick der Tante hat etwas Dämonisches, hässliches, Niedrigwerdendes; der Neffe stellt sich so die Wirkung des Auges einer Tierbändigerin vor, vor der selbst die Löwen zittern, auch dann, wenn die Herrin die



605. Die Bändigerin. Zeichnung von Gräfe



Fröhlich 910

Eine moderne Circe.
Aquarell von M. Fröhlich. 1910

Peitsche nicht in der Hand hält. Bei Robert tritt infolge der Demütigungen eine bis dahin latente masochistische Veranlagung in die Errscheinung. Das Gefühl des Gedemütlings, der Verhöhung ist ihm nicht ganz unangenehm, es ist eine undefinierbare Mischung von Peinlichkeit mit Angenahmem, das selten ganzen Organismus in eigenartige Schwingung versetzt und eine höchst wohlwende Vibration erzeugt; etwas Mädelchenhaftes erwacht in ihm und überwundert seine Knabenart. Wenn dem Sonderling der starke Ledergeruch seiner Manscheten und seines Kragens in die Nase drang, so kam ihm immer aus neuer das Gefühl seiner Demütigung zum Bewußtsein. Gerade an den Sachen, die in demütigernder Weise als Bekleidungsgegenstände für ihn bestimmt worden sind, an den Ledermanschetten, dem Ledergürtel und insbesondere an Damenschleifen lernte er allmählich auch ein perverses Gefallen finden. Seine Entwicklung zum Lederselbstisten wird begünstigt durch die entsprechende Veranlagung der Tante. Diese trägt selbst sehr elegante Stiefel. An ihnen empfindet Robert zuerst sexuelle Lust. Als er sie erblickt, ist es ihm wie eine Vision; sie regen ihn zu Traumphantasien an, er sieht sie Zeit seines Lebens lebendig vor sich. Später herausucht und fasziniert ihn der Anblick dieser Stiefel, er liebkost, streichelt und küsst sie gütlich. Elegante Damenschuhe üben allgemein einen unerklärlichen Zauber auf ihn aus, der ihm auch später niemals fremd geworden ist; er schweigt in der Betrachtung von Chansontenstiefeln und streichelt sie. Daneben sind auch seine Ledermanschetten der Gegenstand seiner masochistisch-fetischistischen Phantasien. Einmal trifft Robert, als Mädchen gekleidet und verdeckt genannt, den Theaterdirektor, der sich als Algodagnik und Stiefelselfisch durchaus enthüllt, daß er in der Kontritei mit Robert Gespräche über Stiefel und über Züchtigungen der Mädchen in dem Pensionat führt, dann Berthens elegante Stiefel auf seinen Schoß nimmt, sammelnd die Knöpfe zählt und Leder und Abhängen entzückt kostet und streichelt. Entsprechend der Neigung des Verfassers werden an zahllosen Stellen des Buches Damen- und Mädchenstiefel beschrieben; regelmäßig sind sie besonders hoch, haben auffallend viel glänzende Knöpfe oder auch goldene Schnüre, sind dünn und schlank und schön geschnitten, nicht zu spitz und nicht zu plump; die Absätze pflegen ungewöhnlich hoch zu sein. Die Haupthälfte aber ist, daß sich der Stiefel unten und oben genau und rittig an den Fuß und an das Bein anstellt und keinerlei Falten wirkt. Das Titelbild zeigt den Verfasser, mit Lederschürze, Ledergürtel, Ledermanschetten und eleganten, mit vielen Knöpfen und hohen Absätzen versehenen Stiefeln bekleidet, in Gegenwart seiner Tante, wie er vor einem anmutig gekleideten Mädchen kniet und dessen elegante Stiefel knüpft. Die Erzählung schließt durchweg geschlechtliche Perversionen und verlegt darum das Scham- und Stilettideen-gefühl des normalen Menschen in geschlechtlicher Beziehung.

Diese Urteilsbegründung frappiert durch die sachmäßige Sicherheit der sexualpsychologischen Konstatierung. Mit feinstem Verständnis sind kleinste Details heran gehoben, über die ein Nichtkenner gleichgültig hinweglesen würde, die für den Fachmann aber gewisse Untertöne in dem großen Konzert der unendlich varierten und in der Regel angeborenen Spielarten verraten. Ich glaube, im Hinblick auf die bloßen diagnostischen Tatsachen wird kein psychologischer Untersucher diesen sorgfältigen Ausführungen seine Anerkennung verlagen dürfen. Besonders die Novelle des sogen. Lederselbstisten gewährt, wegen der Seltenheit der Spielart, einen Einblick in Ideen-Assoziationen, die fast als eine Bereicherung der wissenschaftlichen Kasuistik gelten dürften, wenn — es sich eben nicht bloß um eine Novelle handelte. Für die wissenschaftliche Psychologie könnte eine Novelle immer erst dann als unterstützender Beweis herangezogen werden, sobald genügend sichere Explorationen am Lebenden vorliegen.



606. Pariser Photo. 1912



607. Pariser Photo. 1912

Psyche erfolgt grundsätzlich auf demselben Wege, den ich für die Entstehung der malerischen Kunstwerke nachgewiesen habe (vgl. Seite 69, 148, 245, 322—324, 573 usw.). Ja, wir haben gesühnt, daß gerade die anerkanntesten großen Kunstwerke aller Jahrhunderte auf dem Gebiete der Malerei und Literatur am allerintensivsten einer erotischen Spannung des Männerhirns entspringen. Ich habe auch nachgewiesen, daß Bild und Schrift gleichmäßig Ausdrucke-Symbole derselben Ideen-Assoziation sind (Seite 330).



608. Pariser Photo. 1912

Auch darin ist der Urteilsbegründung vollkommen Recht zu geben, daß sich bei den betreffenden Verfassern eine Subjektivität im Sinne eines deutlich zum Ausdruck gelangenden psychischen Mischwingens feststellen läßt. Bei den Novellisten ist das übrigens selbstverständlich. Die Erzeugnisse der sogen. schönen oder Unterhaltungsliteratur sind stets mehr oder minder Bekennnisbücher. Sie können nichts anderes sein. Ihre frei schaffende Entstehung in der

Die Urteilsbegründung hat ferner Recht, wenn sie sagt, der Verfasser des Buches „mit kulturhistorischem Titel und Anstrich“ sei nicht ernst zu nehmen, da bei ihm dieselbe Subjektivität des Mischwingens deutlich hervortrete. Diese Bemerkung trifft aber nicht nur auf diesen einen hier infragegestellten „Kulturhistoriker“ zu, sondern auch auf sehr viele andre Kulturhistoriker, die dem Urteilverfasser vermutlich unantastbar erscheinen würden. Ich habe auf solche Kulturhistoriker im Laufe meiner Abhandlung verschiedentlich aufmerksam gemacht. Im Urteil wird nämlich betont, ein wissenschaftliches Werk sei ernsthaft, wenn es zur „Abschreckung“ und zur „Förderung der Moral und Sittlichkeit“ diene. Diese Forderung ist so billig wie möglich und reizt die Pseudowissenschaftler geradezu zur Subjektivität an. Sie machen durchweg in „sittlicher Entrüstung“, holen erst eine Pilanerie aus dem Karitätsfach hervor und schütteln sich dann prompt vor Abscheu. Damit verdecken sie nicht nur den Mangel an wissenschaftlichem Zusammenhang, sondern sie erfüllen auch die äußerst bequeme Staatsanwaltsforderung, „moralisch“ zu sein. Ich habe mich bemüht, immer wieder nachzuweisen,

dass die „sittliche Entrüstung“, von den Kirchenvätern angefangen bis zum letzten modernen Pseudo-Kulturhistoriker, nichts weiter bedeutet, als dasselbe oben getabulierte psychische Mittschwingen! Der einzige Unterschied ist, dass das freudige Ausmalen den Anstieg der psychischen Irritationskurve bedeutet, das moralische Sichtschütteln vor Abscheu aber den Abstieg derselben Kurve, falls diese moralische Ejakulation nicht überhaupt, wie ich positiv nachzuweisen in der Lage bin, in manchen Fällen nur gemacht, d. h. eine heuchlerische Lüge ist.

Ich gebe zu, dass diese Dinge nicht leicht zu erkennen sind, da die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiete noch aus lauter Lücken besteht. Daher ist auch dem Juristen kein Vorwurf zu machen, wenn er bei seinem Bemühen, sich wissenschaftlich zu orientieren, in die leere Luft greift. Dass der Jurist sich in unserem Fall orientierte, sieht man aus seiner genauen Kenntnis der Pathologie-Lehre, die aus jeder Zeile der Urteilsbegründung spricht. Nun, dazu habe ich nichts mehr zu bemerken, nachdem mein ganzes Werk einen geschlossenen und materialüberlasteten Gegenbeweis gegen diesen wissenschaftlichen Irrtum darstellt.

Das Urteil wagt sich aber noch weiter in die dunkelsten Tiefen der Forschung hinein. Es spricht vom „Ekel“. Ekel bedeutet jedenfalls die konzentrierteste Unlust-Stimmung. Ich habe es im ganzen Verlaufe meiner Abhandlung vermieden, hierauf einzugehn, weil dies Gebiet überaus schwierig und unerforscht ist und einer ausführlichen Darstellung bedarf, zu der ich erst bei einer andern Publikation den Raum haben werde. Ich werde dann zu dem Ergebnis kommen: dass sich die konzentrierte Unlust-Stimmung in ihrer Wesenheit und Kausalität genau so schwer zu einem einzigen Typus zusammendrängen lässt, wie die entgegengesetzte, die Vorlust- und Luststimmung. Nach der Untersuchung nicht nur einer kleinen Bevölkerungsschicht der Gegenwart, sondern aus den ethnologischen und historischen Zeugnissen aller Zeiten und Länder muss man sich ratlos gestehen, dass es keinen konstanten oder gar „normalen“ Fall der Elektrizitätsfindung gibt. Nun möchte ich wissen, woher der Jurist seine apodistische Kenntnis von der Psychologie des Ekelos genommen hat. Ich sehe die wissenschaftliche Literatur vollständig und kann sagen, dass man in ihr keinerlei Orientierung über diesen Punkt findet. Bleibt also, dass hier einfach eine unbewiesene Behauptung aufgestellt ist. Ich habe, um sicher zu gehn, die experimentelle Probe gemacht und eine Reihe von Schriften ähnlichen Kalibers, wie in dem Urteil besprochen, einer Anzahl von Personen verschiedenster Bildungsstufe zu lesen gegeben. Personen, von denen ich aus der psychologischen Exploration her wusste, dass die in den Büchern gezeichneten Vorgänge ihnen jedenfalls keine freudigen Ideen-Assoziationen weden würden. Ich habe ihnen freilich auch nicht vorher suggeriert, dass sie ihre Aufmerksamkeit auf das Eintreten von Ekelstimmung hinwenden sollten. Also der Versuch wurde unter allen wissenschaftlichen Kautelen angestellt. Das Er-



609. Pariser Photo. 1913



Qui aime bien, châtie bien!

610. Pariser Ansichtskarte. 1912

wenig beachtete Eigentümlichkeit eines großen Teils gerade derjenigen Personen, die in der medizinischen Kasuistik als „perverse“ figurierten, daß sie auch jeden nur entfernt ordinären Ausdruck aus der Genitalsphäre ihr ganzes Leben hindurch unter den heftigsten Ekelempfindungen verhorrten! Ich zitierte auf Seite 394 den Ausdruck des „unverdorbenen“ preußischen Sergeanten, der dem untergeordneten Dragoner solchen Ekel erzeugte, daß er sich zu einer „Achtungsvorlelung“ hinsetzen ließ. Der „Perverse“ muß sich also von Rechts wegen eine Ekelregung gefallen lassen, für deren Nichtvorhandensein in einem andern Fall eine Strafe ausgesprochen wird.



611. Pariser Ansichtskarte. 1912

gebnis war absolut negativ. Insofern die Versuchspersonen sich mit den Worten äußerten: Schund, langweilig, felsam, interesselos, bloße Phantasie, grausam, Hintertreppe usw. Die dann erfolgende Befragung nach Ekelempfindung wurde grundsätzlich verneint. In einigen Fällen wurde die Unterdrückung solcher Bilder empfohlen, weil sie „den Grausamkeitstrieb förderten“. Zusammenfassend bin ich also der wissenschaftlichen Überzeugung, daß in Personen, die hierbei „heftigen geschlechtlichen Ekel“ empfinden, eine ganz bestimmte Kausalität vorliegt, die nach den eigenen Grundsätzen der Pathologie-Lehre für ebenso abartig erklärt werden müßte, wie jene andre Kausalität, die durch gleiche Ideen-Assoziationen Vorlust-Stimmung erzeugt.

Ich will noch ein Gegenbeispiel geben. Es gilt unter Männern aller Bildungskreise als ein Zeichen von „gesunder, kraftstrotzender, utwüchsiger Sinnlichkeit“, bei Gelegenheit einmal einen kräftigen und wenn möglich wühigen Ausdruck aus der Genitalsphäre zu gebrauchen. Nun ist es eine

In dem Urteil lehrt des öfteren die Redensart wieder von der „unverleimbaren Ausgeburt der masochistischen Phantasie“. Ich verweise dazu auf die historischen und ethnologischen Dokumente dieses Werkes, die eine solche Auslegung zum mindesten als unvorsichtige Behauptung erscheinen lassen. Jede wissenschaftliche Wahlforschung würde aufhören, wenn derartige leere Phrasen sich als drohender Finger am Himmel der ersten Publizität erheben sollten. Die Forschung kann sich weder vor theologischen, noch vor pathologischen und juristischen Dogmen ducken. Es wird da fernster hervorgehoben, daß den intriminierten Schriften insbesondere kein pädagogischer Charakter innenwohne. Natürlich nicht. Wenn das aber bedeuten soll, daß eine Schrift von unantastbar pädagogischem Charakter immer eine Person zum Verfasser hat, die keinerlei subjektiv erotisches Interesse an der Flagellation besitzt, so bin ich bereit, dem betreffenden Juristen zu seiner wissenschaftlichen Orientierung Einblick in ein Material zu gewähren, aus dem das Gegenteil hervorgeht.

Ich hoffe, es wird mich niemand dahin misverstehen, daß ich die Anteilnahme erotischer Unterströmungen an der Produktion phantastischer oder künstlerischer Gestaltungen mit einem moralischen Maßel belege. Ich stelle einfach fest, daß diese Produktionen überhaupt keinen andern Untergrund haben können. Der Mensch ist ein Zoon erotikon, noch bevor er ein Zoon politikon ist. Ich table es nur, daß oft ein wissenschaftliches Gewand zu einem Inhalt benutzt wird, der sich ehrlich als novellistisches Feuilleton geben sollte. Dann hat die Sache ihre ungeheuchelte Daseinsberechtigung, und die Literaten sollten den Kampf um diese Berechtigung führen mit dem offenen Zugeständnis, daß die Menschheit immer ein unabsehbares Bedürfnis nach phantastischer und künstlerischer Produktion gehabt hat, und daß diese Angelegenheit die Fragen der innersten Lebensfreudigkeit betrifft. Man kann die novellistische Behandlung von Liebesproblemen durch Gesetzmäßigkeiten hemmen, einschränken und aus der großen Öffentlichkeit vertreiben. Aber es geht dann wie mit der Prostitution. Die Straße wird „sauber“ und die „Unsauberkeit“ wird in die Bürgerquartiere hineingepräst. Die Auslösung gewisser als angenehm, traumhaft, schwebend oder erschütternd empfundener Stimmungen durch „Unterhaltungs“-Werbetristik ist eine sozial nützliche Notwendigkeit. Je mehr sie unterbunden wird, um so eher rast der summierte Affektbedarf statt des innerlichen Ideenverlaufs unsozial wirkende Handlungen hervor.

Wenn die Juristen für den Betrieb von gedruckten Stimmungsmöglichkeiten eine Norm aufstellen wollen, über die hinaus der erotische Prozentgehalt der Produktion nicht gehen darf, so müssen sie erst ein für jedermann klar erkennbares Eichmaß finden. Bisher gleichen sie Gastrwirten, die zwar allemal 'ne Maß ausschenken, aber jedes beliebige Glas dazu nehmen, das ihnen gerade unter die Hand kommt. Wer dann die verschiedenen Mäße vergleicht, kann kopfsiehn vor Erstaunen. Der § 184 hat einen festen Wortlaut und der Normalmensch hat nach juristischer Ansicht eine feststehende Empfindlichkeit. Woher nun der Unterschied in den Urteilsbegründungen seit der Zeit der Lex Heinze-Debatten, wenn nicht aus der verschiedenartigen Subjektivität der Urteilenden? 1908 hat sich ein Staatsanwaltvertretender Assessor den groben Unfug geleistet, gegen den angesehenen Verfasser einer unschuldigen Dialog-Novelle Ehreverlust und Polizeiaufsicht zu beantragen! Diese Entgleisung aus persönlichem brutalem Machtgefühl läßt tief blicken. Aber so etwas erschüttert auch das Vertrauen in die exklusive Verwaltung der öffentlichen Sittlichkeit. Über speziell österreichische Verhältnisse vergleiche man die *Essai-Sammlung*



612. Pariser Ansichtskarte. 1910



613. Pariser Ansichtskarte. 1910



614. Brüsseler Ansichtskarte. 1914

Varieté der Zaubерin Circe, in dem sie dressierte Schweine vorzuführen pflegte, voll Entrüstung verlassen hatte, segelte er zu den Sirenen. Diese nach am Meerestrande herumwagabondierenden Frauenspersonen trieben die Frechheit so weit, daß sie zu den Klängen eines Grammophons sangen: „Puppen, du bist mein Augenkern.“ Odysseus aber hatte diesen gesäßlichen Gassenhauer bereits so oft gehört, daß er sich am Mastbaum festhielten ließ, um nicht die Müll-Kelln zu kriegen. — 2. Danae mit dem Goldregen. Danae war eine griechische Königstochter, die ihre Hermelin-Stola längst verloren hatte. Sie schlief bei offenem Fenster, und das einzige, was sie leicht angezogen hatte, waren ihre beiden Beine. Als der vielseitige Göttervater Zeus das sah, verwandelte er sich von Entrüstung (sittlicher Entrüstung, bitte!) in einen Goldregen und ließ sich durch den Schornstein herabtreppen. Diese kalte Dusche hatte aber nur den Erfolg, daß die p. p. Danae Mutter des Perseus wurde. — 3. Leda mit dem Schwan. Leda war die Gemahlin eines sehr alten Spartanerkönigs, die sich die Langeweile mit Badeo vertrieb. Der unter 2 bereits erwähnte Zeus wollte sich informieren, ob sie dabei auch ein vorschriftsmäßiges Badecostüm trug. Er verwandelte sich daher in einen Schwan und schwamm in die Damenabteilung. Leda, die natürlich wieder mal wie alle anderen griechischen Frauenspersonen ganz nackt badeo, erschrak sehr und sagte: „El, el!“ Aus diesem El entwickelten sich dann ganze Serien von Ansichtskarten, die sämtlich zu konfiszieren sind.



615. Berliner Ansichtskarte

von Karl Kraus „Sittlichkeit und Kriminalität“.

Der „Ull“ brachte fürzlich im Anschluß und in logischer Fortsetzung staatsanwaltschaftlicher Maßnahmen einen kleinen Artikel von E. K.: „Die schönsten Sagen des Altertums, neu bearbeitet von einem eifriger Staatsanwalt“. Ich sehe die witzige Ausführung, die das peinliche Gefühl einer Gewaltmaßregel in gefundenes Lachen auf löst, mit Vergnügen hierher:

1. Odysseus und die Sirenen.

Nachdem der p. p. Odysseus das Nachdem der p. p. Odysseus das

Auf diese Heiterkeit mag die Finsternis der ernsthaften Bestie folgen, wie es F. v. Schlegel in der Eucinde nennt. Die ernsthafte Bestie ist das Leitprogramm des Deutschen Sittlichkeitsbundes, einer fatalen Gruppenerscheinung, die den psychologischen Kenner übel andeutet. Ich hoffe, ich finde noch Gelegenheit, lassifistisch nachzuweisen, daß diese Individualitäten am ehesten den Titel „perverse“ verdienen, insfern pervers „verkehrt“ bedeutet und die ewig irritierte Verkehrttheit des physiologischen Empfindens ihnen eigen zu sein pflegt. In ihren „Leistung“ sind ihre wahren Krallen unter salbungsvolle Rahmenpsöthen zurückgezogen. Sie werden sich hüten, ein Programm ihrer wülflichen Krallen zu publizieren. Aber dennoch ist die Unwissenschaftlichkeit dieser Sähe ein starkes Stückchen:

Die Ehe ist die Grundlage alles rechten, segensreichen Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern. Es ist unehrenvoller Unforn, wenn man heute behauptet, der starke Individualismus des modernen Menschen müsse den Gedanken der Ehepflicht (1) auf Lebenszeit als eine unmögliche Fessel ablegen, und für den Mann late die Frage: Prostitution oder freie Ehe. Eine Liebe, die nicht die Treue als Voraussetzung hat, ist keine Liebe, sondern sinnliche Begierde (will sagen: Schmugl). Dagegen ist die Ehe eine Schule treuer, reiner, aufopfernder Liebe. Staat und Gesellschaft würden zu Grunde gehen, wenn die freie Liebe die Grundlagen aller sittlichen Ordnung des Menschenlebens unterminde . . . Um eine glückliche Ehe eingehen zu können, muß man vor der Ehe anständig (2) gelebt haben . . . Der vorheilige Geschlechtsverkehr ist keine physiologische Notwendigkeit (für Onanisten nicht). Und die echte Männlichkeit (3) zeigt sich darin, daß wir imstande sind, unsre Tiere zu beherbergen (vgl. Seite 103). Neben Müßiggang, schlechter Lektüre, gemeinen Bildern und Theaterstücken, verführerischen Kameraden und Vergnügungslokalen ist es namentlich der Alkohol, der . . . während genügender Bewegung in frischer Lust und Betätigung in vernünftig betriebenem Sport den Geschlechtstrieb zurückdrängt (4) geeignet sind usw. u. v.

Sollen wir andern, die wir nicht Mitglied des Sittlichkeitsbundes und daher unsittlich sind, uns noch lange mit solchem Pharaoßerschleim befudeln lassen? ein dauerndes Objekt für die sadistische Verunglimpfung jener abgeben? die nie unbefangen, nie fröhlich sein können, Sexualritter und Denunzianten, anonyme Gewährsmänner der Polizei über Ärgernisse des erigierten Schamgefühls, private Staatsanwälte, die hehren und eintürmen und alles mit der Nase erst draufstoßen, was ihnen eine Witterung gibt. Ich wünschte, mir sagte einer von ihnen persönlich die Bekleidung ins Gesicht, daß „vorheiliger“ Geschlechtsverkehr unanständig und keine Liebe sei. Ich würde eine Antwort geben, nach der kein Gras mehr wächst.

Wir haben in diesem Kapitel eine Anzahl von Abbildungen vereinigt, die teils auf das Haupthema Bezug nehmen, teils die Kritik des Anständigen demonstrieren helfen. Abbildung Nr. 589 ist ein alter französischer Holzschnitt aus dem Büchlein *Advis donné aux hommes martyriser par leurs femmes* vom Jahre 1651. Nr. 590 und 591 sind zeichnerische Pamphlete auf die Königin Karoline von England (vgl. darüber das folgende Kapitel). Die Briefköpfe Sachar-Maschs (Nr. 599 und 600) beanspruchen erhebliches Interesse. Unzweifelhaft erweckten diese Vignetten dem berühmten Romanzier bestimmte und für ihn ausgesprochen erotische Ideen-Assoziationen. Sie waren also für ihn „obhön“ in dem oben definierten Sinne. Dennoch trug er kein Bedenken, sie in indifferenten Korrespondenzen mit Außenstehenden zu benutzen. Er war sich, als feinfühliger und unaufdringlicher Mann, demnach bewußt, daß diese Vignetten anderen nichts sagten und als bloße Liebhaberei erscheinen müssten. Dasselbe kann man von der Inseratenseite der Zeitschrift Society (Abbildung Nr. 602) sagen. Es ist eine ganz gewöhnliche und für die heutige Technik des Accidenz-Saches düstige Geschäftsklame. Unzweifelhaft kann sie aber einem sogen. Korsettseitisten spezielle Ideen-Assoziationen erzeugen. Ja, wie soll man denn derartiges vermeiden können? das möchte ich von den Juristen gern erfahren. Müßte man nicht ebenso gut die Tropfsteinhöhlen

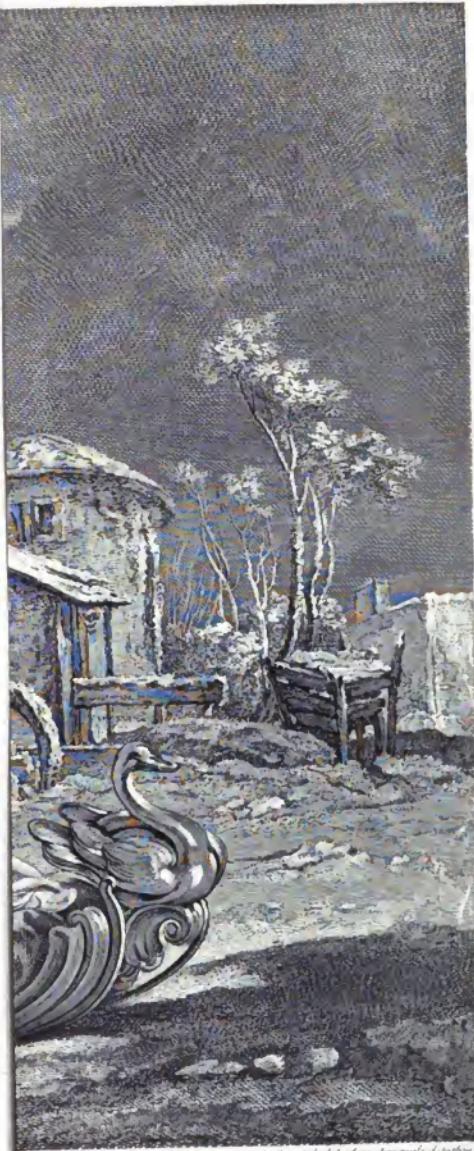


616. Pariser Ansichtskarte. 1912

in Küberland polizeilich schließen lassen, weil sich Leute finden, denen die hangenden Stalaktiten phallische Vorstellungen erzeugen? Ich kann versichern, und nicht bloß behauptenderweise, sondern auf Grund langjähriger Forschungen, daß derartig differenzierte Einzeldinge für den Durchschnitt der Menschen, die doch wohl die „Norm“ ausmachen könnten, ganz und gar gleichgültig sind. Weder Anziehung noch Abstoßung wird dadurch erregt. Unter 100 Menschen sind sicher für 99 die Geräte der Abbildung Nr. 588 gleichgültig; die Ideen-Assoziationen, die man da experimentell erfragen kann, beziehn sich nur auf den Reit- oder Jagdsport. Ähnlich verhält es sich mit den Titelblättern Nr. 593—598. Endlich die Ansichtskarten sind (soweit es möglich war, sich in die juristischen Konstruktionen hineinzudenken) aus jenem allerneuesten Grenzgebiet ausgewählt, für das das Reichsgericht den wahllosen Einzelverlauf auf der Straße als unzulässig erklärt hat. Nach allem aber erscheint es mir noch als der wissenschaftlichen Diskussion bedürftig, inwieweit die private Ideen-Assoziation ein öffentliches Rechtsgut darstellt, und ob eine äußere Macht sie überhaupt zu regulieren imstande ist.



617. Auf der Bärenhaut
Originalfarbige Illustration von Bac. „Mus La vie parisienne“



„Le Géant“ (The Stone Breaker) by Gustave Courbet
Painting by Gustave Courbet



618. Das Spielzeug englischer Prinzessinnen. Englischer Kupfer von Williams

XVII

Geschichtliche Spiegelungen

Was heißt geschichtliche Wahheit? fragte ich bei Gelegenheit einer Karikatur auf Leopold von Belgien (Seite 579). Wenn nach tausend Jahren ein Suetonius redivivus die biblischen Dokumente unserer Zeit durchforscht, wird er die Entdeckung machen, daß dieser König Cléopold hieß und von einer Tänzerin regiert wurde, die ihn zur Begründung einer sadistischen Herrschaft im innersten Herzen Afrikas veranlaßte. Je nach Begabung wird dann dieser Kulturhistoriker mitzuteilen wissen, wieviel Neger des Morgens zum Frühstück am Spieß gebraten wurden, und wieviel Köpfe abends zur Belustigung in den Sand rollten. Die Verleumdung von heute gleicht dem jungen Most. Sie bedarf nur der zeitlichen Ausgärung, und der klare Wein der gesuchten Kind. Weiberherkunft

schichtlichen „Wahrheit“ mündet vorzüglich. Je älter die Sache wird, um so ehrfurchtsvoller kostet man von ihr.

Dieser Borgang wiederholt sich generell, wo die Fama von der Segnalsche solcher Personen berichtet, die in der Öffentlichkeit eine hervorragende Rolle gespielt haben. In der Tradition wird das Individuum sogleich zum *Typus*. Ich wage es deshalb nicht, hier von historischen Personen zu reden, sondern nur von geschichtlichen Spiegelungen. Der Spiegel ist die Phantasie der andern, der Götgläubigen. Die phantastischen Siebe der Mit- und Nachwelt sind für die schwerer erkennbare Individualität unweichlässig; das Filterat verdichtet sich zur Gruppenscheinung. Von diesem Standpunkt aus gewinnen wir einen brauchbaren Maßstab der Beurteilung.

Beachten wir zuerst den gonatokratischen *Typus*, der sich uns in zwei Frauen des 6. Jahrhunderts darstellt, nämlich in Theodora, der Gattin Justinians, und Antonina, der Gattin Belisars. Prokopius von Caesarea, der 562 in Konstantinopel starb, hat, dem inneren Geist nach, widersprechende Aufzeichnungen hinterlassen. Er war Geheimsekretär und *Scandilus* des großen Gotenbesiegenden und hat viel von der Welt gesehn. Seine Darstellung der Kriegszüge ist bedeutend und für uns von unerreichlichem Wert. Aber der Ton, den er in den ersten acht Büchern seiner Memoiren anschlägt, wechselt merkwürdig im neunten. Dies neunte Buch geht unter dem Titel der *Anekdoten*, d. h. der nicht herausgegebenen, unveröffentlichten Memoiren. Es muß erst im Jahre 558 geschrieben worden sein, als Theodora bereits 10 Jahre tot und Justinian ein hinfälliger alter Mann von 70 Jahren war. Prokop ist darin bitter und gereizt; er nimmt alles zurück, was er früher Lobendes gesagt hatte, und erklärt, der Wahrheit endlich die Ehre geben zu müssen, was ihm früher die pringenden Machtverhältnisse nicht erlaubt hätten. Nun, eine derartige Begründung ist in geheimen Memoiren stereotyp. Ich kann auf den Streit der Kritiker, inwieweit sie beim Prokop echt ist, nicht eingehen. Ich übersehe aus der unaufstrierten griechischen Ausgabe Isamberts vom Jahre 1856.



619. Rhabarina von Metz zeigt Karl dem Reuven
den zerstörten Leichnam des Admirals Coligny
Französische Buchillustration

Antonina soll nach Prokops Behauptung aus einer Wagenlensler-Familie stammen, die im Circus beschäftigt war; ihre Mutter sei eine der gesäßigen Varietébesucherinnen gewesen. Derartige Angaben sind ja ungemein typisch. Man sucht in der Heredität nach den Ursachen von Kraft und Sinnlichkeit und braucht außerdem als Relieft ein Aufsteigen des Weibes aus den Niederungen der Gesellschaft zur höchsten Macht. Natürlich verstand sie sich auch auf Liebesträume, und nur durch solche gelang es ihr, den Generalfeldmarschall Belisar zu lappen, trotzdem sie bereits mehrere Kinder zur Welt gebracht hatte. Prokop erkannte nicht, daß in diesem Fall wieder einmal die Emanationen der genitalen Macht gesiegt hatten, genau wie bei der Theodora, der Unbarm und unzähligen andern. Weiter wird erzählt, daß sich die Antonina sofort Liebhaber

zulegte. Sie tat das zunächst im Geheimen; nicht aus Furcht vor dem Gatten, vor dem sie sich nie genierte, sondern weil sie sich anfangs mit der Kaiserin noch nicht gut stand und nicht wußte, ob diese nicht einen Anlaß zur Ungnade daraus nehmen könnte. Nun hatte Belsar einen jungen Thraier Namens Theodosius adoptiert und war auch dessen Taufpate gewesen. Diesem wurde Antonina erst eine jütlische, dann hertische Stiefschwester und schließlich eine Frau Potiphar. Wegen der imaginären geistlichen Verwandtschaft findet Prokop gerade dies Beihilfe ungewöhnlich. Antoninas Leidenschaft wurde immer größer, sie verkehrte mit ihm mitten unter ihren Slaven und Mägden und benahm sich auch in der Öffentlichkeit auffallend. Belsar überraschte einmal beide in Karthago in einem Gemach des Souterrains. Die Unordnung ihrer Kleider ließ keinen Zweifel übrig. Indessen bedeutete ihm Antonina, sie hätte nur einige kostbare Beutestücke für sich beiseite bringen wollen. Zu Stratos endlich entschloß sich eine Sklavin Makedonia, die es nicht länger mit ansehen konnte, dem gutmütigen Herrn reinen Wein einzuschenken. Sie ließ sich feierlich Verschwiegenheit zusagen und produzierte als Zeugen zwei junge Schafzimmer-Sklaven der Antonina (paidaria, hois ta amphi ton koitona hyperetein epimeles en), die genau Bescheid wußten. Belsar war die Geschichte fatal. Es mußte etwas geschehn. Doch seine Freunde, mit denen er sich beschrieb, waren der Frau mehr ergeben, als dem Mann, und benachrichtigten schließlich das Liebespaar. Theodosius entwichste nach Ephesus. Bald darauf trat ein Umschwung ein, den Prokop wiederum nur durch das Erbringen eines Liebestrankes erklären kann. Belsar läßt Theodosius in aller Freundschaft zurückkommen und führt ihn seiner Gemahlin zu. Ebenso bricht er sein Wort und überlieft seiner Frau die verräterischen Sklaven. Sie läßt allen dreiern die Zunge austreichen, sie danach in Stücke hauen und ins Meer werfen. Ich übergehe andre Intrigen, auch den angeblichen Widerstand des jungen Mannes, dem es vor seiner Stiefmutter innerlich graut. Er muß, was sie will. Alle Welt kennt die Affäre. Schließlich entzieht er wieder und geht diesmal unter die sogenannten Mönche (monachous kaloumenous). Antonina reißt sich vor Wut die Kleider vom Leibe und sagt es durch, daß ihr Mann zum Kaiser und zur Kaiserin läuft und dort unter der Behauptung, daß er den Theodosius in seinem Haushalte nicht entbehren könne, einen Ullas erlangt, der die Rückkehr des jungen Mannes anbefiehlt.

Nun kommen wieder verworrener Intrigen, in denen man nicht klar sieht. Belsar steht im Felde gegen die Perfer, Antonina reist hin und her, ist übrigens jetzt sehr intim mit der ihr konigenialen Theodora, es gibt Spaltungen und Zwürfnisse, und die Kaiserin greift selbstherlich ein. Die gegen Antonina arbeitenden Familienmitglieder werden genutzt. Einem, der den jungen Theodosius hatte entführen und verstekken helfen, läßt Theodora sein Vermögen konfiszieren und ihn



620. Katharina von Medicis. *Anonymus Kupfer*



Si le plaisir gracie amour avez frangé
 De la plus belle REINE à l'espous à de corps,
 Cela que la vertus il empêche lors
 Qu'il n'y a rien d'honnête en ce deours courtoisie.

621. Margarethe von Navarra
Auster von G. Gautier

selbst in einem finstern Keller mit einem kurzen Strich um den Hals an die Wand stellen, sodass er sich kaum zu rühren vermag. Der Unglückliche kriegt kaum zu essen, muss stehend schlafen und alles unter sich gehn lassen und kommt nach vier Monaten völlig blöde finnig wieder heraus. Ein anderer wird auf die Folter gespannt, um zu erfahren, wo Theodosius stecke. Endlich bringt man wo anders her davon Nachricht. Theodora lässt Antonina zu sich bitten und empfängt sie mit den Worten: „Meine liebe Patrizierin (δ φιλιτε patrikia), gestern ist mir da ein Kleinod in die Hände gefallen, das nicht seines gleichen hat. Willst du's sehn, so kann ich's dir gern zeigen!“ Ein Knecht führt darauf den Theodosius herein. Antonina erschrickt fast vor Freude und nennt, als sie zu sich kommt, die Kaiserin Heiland, Wohltäterin, Herrin. Doch Theodora gibt das viel begehrte Kleinod nicht sogleich heraus, sondern behält es erst eine Zeit lang zur eigenen Verfügung. Bald danach stirbt Theodosius am Typhus. Belisar hatte sich auf Befehl der Kaiserin mit seiner Gattin aussöhnen müssen.

Nichts desto weniger blieben ihre Beziehungen fühl, da Antonina nichts von ihm wissen wollte. Sie war jetzt ein Herz und eine Seele mit der Kaiserin. Belisar dagegen, der strategische Misserfolge gehabt hatte und dem man auch bei Hofe sein großes Beutevermögen neidete, fiel allmählich immer mehr in Ungnade. Ja, seine glänzende Generalsuite ward ihm genommen. Es war, wie Prokop sagt, ein schmerliches Schauspiel, das man nicht glauben würde, wenn man's nicht selber gesehen hätte, wie Belisar fast ohne Begleitung gleich einem Privatmannen in den Straßen von Byzanz spazieren ging, immer finster und trübfinnig; als fürchte er, einem unvorhergesehenen Attentat zum Opfer zu fallen. Wie Prokop meint, hatten es sich Antonina und Theodora in den Kopf gesetzt, Belisar noch tiefer zu demütigen und ihn auf Gnade und Ungnade unter den Willen seines Weibes zu bringen. Dies wurde auf folgende Art beweckstellt. Eines Tages war Belisar frühzeitig zur Audienz bei Hofe erschienen mit einem Gefolge von wenigen und dürrtig gekleideten Personen. Aber weder der Kaiser noch die Kaiserin hatten ihn wohlwollend empfangen; ja die Höschranzen hatten sich erlaubt, ihn förmlich zu insultieren. Belisar kehrte erst abends heim, unterwegs voller Unruhe und beständig nach allen Seiten spähend, ob nicht hinter irgendbeiner Straßenecke die bestellten Meuchelmörder lauerten. In solcher Gemütsverfassung betrat er sein Zimmer, setzte sich auf den Bettrand und hing trostlosen Gedanken nach. In Schwitz gebadet und mit schwundendem Hirn, vergaß er ganz, wo er war, und die Angst um das bisschen Leben krampfte ihm das Herz. Antonina wußte von den Vorfällen des Tages noch nichts. Sie behauptete, unpässlich zu sein, und lief nervös die Zimmerflucht auf und nieder. Unterdes, nach Sonnenuntergang, traf ein Palastbeamter, Namens Quadratus vor dem Haus ein und erschien plötzlich auf der Schwelle des Gemaches mit einem Auftrag, wie er sagte, von der Kaiserin. Belisar, tödlich erschrocken, fiel ins Bett hintenüber, als erwarte er jetzt den endgültigen Schweiß



622. Die Voisin. Aus der von Chateau

streich. Quadratus aber überreichte nur ein Handschreiben Theodoras mit folgendem Wortlaut: „Du weißt, Exzellenz (ö holtiste), daß du gegen Mich intrigierst. Aber Ich bin deiner Frau sehr verpflichtet, und ihretwegen hab Ich Mich entschlossen, dir dein Unterfangen zu verzeihen. Also nur ihr verdanßt du dein Leben. Denf dran, daß in Zukunft dein Leben und deine Karriere allein von ihr abhängen. So wie du dich zu ihr stellst, so werde Ich dich behandeln!“ Diese Zeilen jagten Belisar aus seiner Depression empor. Voll Eifers, sogleich den Beweis seiner Gesinnung zu erbringen, sprang er auf und stützte sich seiner Frau zu Füßen. Er umschlang mit den Händen ihre Beine, leckte ihr unaufhörlich die Füße (glössam metababazon) und versicherte, daß er ihr Leben und Seelen schulde; läufig würde er ihr nur noch ein folgsamer Slave (andrapodon piston), aber nicht mehr ein Mann (aner) sein.

Ich breche hier des Raumes halber die Mitteilungen über Antonina ab. Ich habe einigen Stellen den Wortlaut des Urteiles beigelegt, damit nicht irgend ein von Sachkenntnis wenig getrübter Jurist in das Geschrei ausbreche: Ausgeburt der masochistischen Phantasie! Die Juristen pflegen ja aus der Epoche Prokops nur die genau gleichzeitig abgefaßten Pandekten zu kennen, und diese auch nur par ordre de Muß von wegen des Staatsexamens. Wenn novellistische „Ausgeburt“ so haarscharf identisch sind mit urtümlichen Szenen der Geschichte, so ist das wissenschaftlich ein höchst bemerkenswerter Zusammenhang und für die menschliche Erkenntnis fruchtbringender, als die Institutionen des Gajus oder sonst ein lederner Digesten-Zug, womit sich die Juristen auf der Universität gegenseitig anden. Was nun Belisar anlangt, so war er einer der größten Strategen und dem ersten Napoleon durchaus ebenbürtig. Prokop zeichnet vielleicht die Antonina zu kräft;

aber gewiß nicht den Belisar, vor dem er die deutbar größte Achtung hatte. Ein Feldherr von solcher Bedeutung ist unvergleichlich ein spezifisch männlicher Genius. Da läßt sich nicht einfach die Achsel zucken und sagen: Schwachmätkus. Er war außerlich in Nichts abhängig von dieser Frau, die garnicht aus seiner Sphäre stammte. Man bedenke ferner, daß einem siegreichen General des Altertums die schönsten Weiber in Massen zur absoluten Verfügung standen, wenn er Lust dazu hatte. Also: wir sehn hier an einem klassischen Beispiel, daß es sich um jene inneren Zusammenhänge komplementärer, sich ergänzender Anlagen bei Mann und Weib handelt, die unter dem fälschlichen Titel Masochist und Sadistin bekannt sind und die ich als den Sieg der weiblichen Genitalmacht darstellen habe. Im Keim liegen diese Anlagen in allen Menschen und es kommt nur auf die Intensität der physischen Reaktionen an, wie stark sich die Dinge äußern. Ein Staatsanwalt des 6. Jahrhunderts hätte es nicht gewagt, das Privateleben Sr. Exzellenz v. Belisar nach Kraft,



623. Frau von Brinvilliers bei der Gissprobe
Kupferstich

Ebing'scher Schimpfmethode als Ausgeburt maßschistischer Phantasie zu bezeichnen. So hoch hinauf reicht der Mut dieser Herren denn doch nicht.

Aber ich muß noch an Hand des Prolog von der *Theodora* berichten. Wie festig dieser Weiß-Typus noch nach eintausenddreihundert Jahren zu zünden vermag, ist aus der „*Theodora*“ zu erschhn, die uns die blendende Bühnenkunst Gardou's hingestellt hat. Ich übergehe Prologs Schilderung der blauen und grünen Zirkusparteien, den Wirrwarr und die Un Sicherheit des öffentlichen Daseins und auch die angebliche Herkunft der Theodora. Sie soll Varietéfunklerin gewesen sein und besonders, gleich der Lady Hamilton, in lebenden Bildern exzellirt haben. Prolog erzählt da Geschichten, die ich hier nicht wiedergeben kann und die auch in den meisten Ausgaben mit Fleiß unterdrückt worden sind. Genug, er will darauf hinaus, daß diese Theodora ein außerordentlich sinnliches Tempsat besaß. Liebhaber hatte sie wie Sand am Meer usw. Beginnen wir damit, daß Justinian sich in sie, das Weib wie sie war, verliebt und ihr sogleich den patriarchischen Adel verleiht. Theodora aber macht sich hart und unnachgiebig und besteht darauf, rechtmäßige Kaiserin zu werden. Man kann sich die Schwierigkeiten dieses Unterfangens nicht groß genug vorstellen. Alles murrte. Staategesetze müssen erlassen werden, und auch ein byzantinischer Kaiser ist von den Widerständen abhängig, die ihm aus seinen Untertanen erwachsen. Aber dieser Aufstieg eines Weibes zur höchsten Macht in einem Weltreiche ist charakteristisch für die Allgewalt des andern Geschlechtes. Niemals würde in einem rein mutterrechtlichen Staatswesen ein einzelner männlicher Hünftling zeitlebens über die Regentin hinauswachsen. Theodoras Macht dringt also durch. Die hohe Geistlichkeit begrüßt sie mit dem Titel Hertin (despoina). Die Militärs sind eifrig, in ihrem Dienst das Leben einzufechten. Das Volk in demselben Zirkus hebt jetzt stehend zu ihr die Hände. Sie mischt sich natürlich in alle Geschäfte. Sie ist unbegrenzt und läßt ihre Absichten niemals durchkreuzen. Wehe dem, der zu Gunsten eines auserkorenen Opfers intervenieren wollte. Wo sie einmal haßt, kann ihr kein Genüge geschehn. Der Sohn muß weiter für den Vater büßen, und noch der Enkel ist nicht sicher. Auf ihrem Körper verwandelt sie viel Sorgfalt. Frühzeitig stieg sie ins Bad; aber es dauerte ungewöhnlich lange, bis sie wieder zum Vorschein kam und sich zu Tisch setzte. Danach ruhte sie wieder. Doch versäumte sie die Hauptmahlzeit nie und ließ sich die gewähltesten Gerichte und edelsten Weine servieren. Sie schloß außerordentlich viel. So trage sie aber auch geworden war, immer fand sie noch Zeit, in die Staatsgeschäfte einzutreten. Der Kaiser war für jedermann zu sprechen; die Kaiserin nur für die obersten Würdenträger, und diese mußten endlos und qualvoll warten. In einem engen Loch von Vorzimmer, wo ihnen die Lust knapp wurde, mußten sie wie eine Herde von Sklaven sich die Beine in den Leib stechen, dicht gedrängt, auf den



624. Lucrezia Borgia
Künstler von Cesare de Vasco. 1610



ISABELLA FRANCIAE
QUEEN OF SPAIN
THE MONTESPAN
MARRIED TO THE KING OF SPAIN
IN 1615
BY HER HUSBAND SHE WAS CALLED THE QUEEN OF SPAIN
SHE DIED IN 1644.

625. Die Montespan. Französischer Künstler

Masochismus" mit dem erotischen identisch ist? Man vergleiche dazu meine Ausführungen über das Unterlanentum in Kapitel V. Prokop gibt an, und über diese öffentlich bekannte Sache dürfte ein Zweifel nicht obwalten: Wenn der hohe Senat beim Kaiser allein in Audienz war, so machten die Patrizier eine tiefe Verneigung von rechte her und bei der Verabschiedung küßte sie der Kaiser auf die Wange. Alle andern beugten das rechte Knie vor dem Kaiser und zogen sich dann zurück. Hand aber der Empfang in Gegenwart der Kaiserin statt, so mussten sich auch die Patrizier zur Erde werfen, den Mund auf den Boden pressen und Hände und Füße gleichsam wehrlos lang ausstrecken. Erheben durften sie sich erst, nachdem sie dem Herrscherpaar jeden Fuß mit den Lippen berührt hatten. Von dieser Art der Ehrenbezeugung wollte Theodora nicht abgehn. Sie forderte sie auch von den persischen und andern ausländischen Gesandten, wenn diese die üblichen Kaiser geschenke überreichten, als wenn das römische Reich einzig auf ihren Schultern geruht hätte. Dergartiges hat man niemals erlebt, fügt Prokop lippeschüttend hinzu. Niemand durfte gesprächsweise von der „Kaiserin“ reden, sondern nur von der Herrin (despoina). Von sich selber durfte man nur als von ihrem Sklaven (doulos) reden. Wer dagegen verstieß, beging schwere Majestätsbeleidigung.

Von Antonina und Theodora haben wir kein Bildnis beizubringen; dagegen von einer andern gleichfalls vielgeläufigteren Dame, der Lucrezia Borgia (Abbildung Nr. 624). Ich bin mir allerdings nicht ganz sicher, ob es die Borgia oder eine andre Lucrezia ist. Doch tut die Porträtahnlichkeit nicht viel zur Sache. Der Ruf, den die Lucrezia Borgia einmal hat, wird nie aus der Welt zu schaffen sein; aus den eingangs erwähnten Gründen. Daran hat auch die Ehrentretung nichts geändert, die der ausgezeichnete Gregorovius vor vierzig Jahren zu ihren Gunsten nach

Außenspitzen sich reckend, damit die hin und her gehenden Hof-Eunuchen ihr Gesicht nicht vergäßen und sie endlich anmeldeten. Nur wenige wurden vorgelassen, manchmal erst nach mehrjährigem Warten. Sie traten zaudrig ein und hatten sehr schnell die Tür von außen wieder zuzumachen, nachdem sie sich eben lang zur Erde niedersetzen und jeden ihrer Füße mit den Lippen berührten konnten. Es war streng verboten, jemals ungestraft das Wort an sie zu richten.

Was Prokop sonst noch erzählt von Spioniersystem, geheimen Kerfern und Folterlammern, von allen möglichen Grausamkeiten, auch gegen einen angeblich unehelichen Sohn, der unvermutet zum Vorschein kam, kann hier wohl fortbleiben. Solche Einzelheiten mögen wahr sein; aber sie sind auch leicht erfassbar. Eins ist aber noch wichtig und sehr bezeichnend, nämlich daß das berüchtigte byzantinische Hofzeremoniell — von dieser ausgesprochen erotischen Persönlichkeit Theodora eingeführt wurde. Gibt es einen besseren Beweis dafür, wie sehr der „politische

Man vergleiche dazu meine Ausführungen über das Unterlanentum in Kapitel V. Prokop gibt an, und über diese öffentlich bekannte Sache dürfte ein Zweifel nicht obwalten: Wenn der hohe Senat beim Kaiser allein in Audienz war, so machten die Patrizier eine tiefe Verneigung von rechte her und bei der Verabschiedung küßte sie der Kaiser auf die Wange. Alle andern beugten das rechte Knie vor dem Kaiser und zogen sich dann zurück. Hand aber der Empfang in Gegenwart der Kaiserin statt, so mussten sich auch die Patrizier zur Erde werfen, den Mund auf den Boden pressen und Hände und Füße gleichsam wehrlos lang ausstrecken. Erheben durften sie sich erst, nachdem sie dem Herrscherpaar jeden Fuß mit den Lippen berührt hatten. Von dieser Art der Ehrenbezeugung wollte Theodora nicht abgehn. Sie forderte sie auch von den persischen und andern ausländischen Gesandten, wenn diese die üblichen Kaiser geschenke überreichten, als wenn das römische Reich einzig auf ihren Schultern geruht hätte. Dergartiges hat man niemals erlebt, fügt Prokop lippeschüttend hinzu. Niemand durfte gesprächsweise von der „Kaiserin“ reden, sondern nur von der Herrin (despoina). Von sich selber durfte man nur als von ihrem Sklaven (doulos) reden. Wer dagegen verstieß, beging schwere Majestätsbeleidigung.



ZUZIEHUNG VON O. SIEBEN 1890

Eine königliche Herrin

Durchforschung der Originalarchive unternahm. Für die Psychologie der erotischen Verleumdung aber ist seine Arbeit von grossem Wert. Er sagt da unter anderm: „Lucrezia Borgia ist die unseligste Frauengestalt der modernen Geschichte. Ist sie das, weil sie auch die schuldigste der Frauen war? Oder ist sie es nur, weil sie einen Fluch tragen muß, mit dem sie die Welt aus Irrtum belebt hat? Denn diese sieht es, die menschlichen Tugenden wie die menschlichen Laster in typischen Persönlichkeiten anzuschauen, mögen solche der Mutter oder der Geschichte angehören. Jene Fragen sind noch zu entscheiden. Die Borgia werden lange die Untersuchung des Geschichtsschreibers und des Psychologen reizen. Ein geistreicher Freund fragte mich eines Tages, wodurch es sich erkläre, daß alles was Alexander VI. und Cesar Borgia und Lucrezia Borgia betrifft, daß jede Tatsache aus ihrem Leben, daß jeder neu entdeckte Brief des einen oder des andern, unsre Neugierde lebhafter aufregt, als Ähnliches, was von manchen andern, viel bedeutenderen Charakteren der Geschichte überließt wird. Ich weiß keine bessere Erklärung dafür, als diese: für die Borgia ist der beständige Hintergrund die christliche Kirche; sie kommen aus ihr hervor, sie bleiben auf ihr stehen, und der grelle Widerspruch ihres Wesens zum Heiligen macht sie dämonisch. Die Borgia sind die Satire auf eine ganze große Form oder Vorstellung der kirchlichen Welt, welche sie zerstören oder verneinen. Auf hohen Postamenten stehen ihre Gestalten, und ihre Angesichter streift stets das Licht des christlichen Ideals. In diesem sehen und erkennen wir sie. Die fittliche Empfindung ihrer Taten gelangt an uns immer durch ein Medium, welches mit religiösen Vorstellungen durchdrungen ist. Ohne alles dies würden die Borgia, auf einem nur profanen Podest, unter die Linie vieler anderer Menschen ihrer Natur herab sinken, und bald aufhören mehr zu sein, als Einzelnamen einer grossen Ettung. Es gibt eine Geschichte Alexanders VI. und Cesars; von Lucrezia Borgia gibt es kaum mehr, als eine Legende. Nach ihr ist sie eine Mänade, welche in der einen Hand die Giftpflöte, in der andern den Dolch trägt. Und zugleich hat dies furioseste Wesen die sanftesten und schönen Züge einer Grazie. Als ein moralisches Monstrum hat sie Victor Hugo dargestellt; so geht sie noch heute über die Opernbühnen Europa's, und so faßt sie das Vorstellen der Menschen im allgemeinen auf. Das ungeheuerliche Drama „Lucrezia Borgia“ jenes romantischen Dichters wird der Freund echter Poesie als eine groteske Verirrung der Dichtkunst verdammen, und der Kenner der Geschichte wird es belächeln, aber dieser kann den geistvollen Poeten mit seiner Unkenntnis und seinem Glauben an eine seit Guicciardini hergebrachte Tradition entschuldigen. Diese Tradition hat schon Roscoe beweiselt und zu widerlegen versucht, und seine Apologie Lucrezia's



626. Minon de Lenclos. Französisch des 18. Jahrhunderts

wurde von der Vaterlandsliebe der Italiener dankbar aufgenommen. Es setzte sich auch unter ihnen in neueren Zeiten die Reaktion gegen die Auffassung Lucrezia's fort. Die Kritik der Lucrezia-Legende konnte am besten in denjenigen Orten gegeben werden, welche die meiste Erinnerungen und Urkunden aus dem Leben dieser Frau aufbewahren: diese Orte sind Rom und Ferrara, ferner Modena, wo sich das Archiv der Este, und Mantua, wo sich das Archiv der Gonzaga befindet. Gelegentliche Abhandlungen zeigten, daß die angeregte Frage fortlebte und eine Lösung verlangte ... Ich ging an meine Aufgabe ohne jede vorgefasste Absicht. Ich wollte keine Apologie, sondern in kurzen Zügen eine Geschichte Lucrezia's schreiben, und zumal konnte ich das gerade für ihre, in Bezug auf die schwedende Frage wichtigste Epoch, für ihr Leben in Rom. Ich wollte sehen, welche Gestalt mir unter den Händen entstünde, wenn ich Lucrezia Vorgia zum Gegenstand historischer Behandlung mache, in der strengsten und sichersten, weil uraltnützlichen Weise."

Gregorovius erkennt also auch, daß die Tradition den Typus herausarbeitet; aber mit seiner Mutmaßung vom dämonischen Reiz des kirchlichen Hintergrundes ist er auf dem Holzweg. Die

Machtbewußtsein reiht auf jedem Hintergrunde, und es kommt nur darauf an, wie sie selber im Vorbergrunde agiert — oder wie die erotische Ideen-Assoziation sie agieren läßt. Das Exemplar des Gregorovius, das vor mir liegt, stammt aus einer großen Staatsbibliothek und ist in einem derart benutzten Zustand, daß man es flüchtig nur mit Handschuhen berührt. Ich glaube, die Leser, die durch den Ruf Lucrezias verführt wurden, sind in diesem Fall nicht, wie gehofft, auf ihre Kosten gekommen. Denn alles, was die ausschweifende Fama von den Borgias zu erzählen weiß, findet man eben in diesem Buche nicht. Hat der kirchliche Hintergrund die Leser gereizt? Man kann in jeder Staatsbibliothek die Beobachtung machen, daß zweierlei Arten von Büchern oder enzyklopädischen Artikeln übereifrige Benutzungss-



627. Frau von Maintenon. Gemälde von Pierre Mignard

spuren aufweisen: einmal solche Geschichtswerke, die einen gynäkotatischen Frauentypus schildern; und das andre Mal solche, die sich — auf Masturbation beziehn. Ich will da keinen direkten Zusammenhang konstruieren, sondern nur wiederholen, daß das Interesse akademischer Leser offenbar nicht von kirchlichen Hintergründen geleitet wird. Ich zitiere nachstehend noch einige Stellen aus Gregorovius, aus denen man ungefähr entnehmen kann, was die Archive von der *Fata Morgana* übrig lassen:

Was in unser Frauenerziehung die fremden Sprachen bedeuten, das war damals die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache. Das Vorurteil, daß die Bekanntschaft mit diesen, daß gelehrtes Wissen den Zauber der Weiblichkeit zerstöre, daß Frauen überhaupt auf einer untern Stufe der Bildung zu halten seien, war den Italienern der Renaissance unbekannt. Dies Vorurteil ist, wie so manches andere innerhalb der Gesellschaft, germanischen Ursprungs. Als Ideal der Weidlichkeit erschien den Deutschen stets das liebevolle Walten der Mutter im Familienkreise. Die deutschen Frauen scheuten lange die Öffentlichkeit, aus Schamgefühl und Stiftsamkeit. Ihre Talente blieben im Verborgenen, wenn nicht besondere Verhältnisse, zumal höfischer und dynastischer Natur, sie prangen hervorzutreten. Bis auf die neueren Zeiten zeigte auch die Kulturgeschichte des germanischen Volkes keine so große Zahl öffentlich berühmter Frauencharaktere, als Italien, das bevorzugte Land der Persönlichkeit, sie in der Renaissance befesselt hat. Der Einfluß, welchen hochbegabte Frauen in den italienischen Salons des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, oder in den französischen späterer Zeit auf die geistige Entwicklung der Gesellschaft ausgeübt haben, war in England und Deutschland unbekannt ... Eine gelehrte Frau, vor welcher heute Männer mehr Grauen als Respekt zu haben pflegen, nennen wir, zumal wenn sie Bücher schreibt, einen Blaustumpf. In der Renaissance nannte man sie eine Virago. Dies Prädikat war durchaus ehrenvoll. Als Auszeichnung gebraucht es stets Jacob von Bergamo in seiner Schrift: „Von den berühmten Frauen“, die er um 1490 verfaßte. Nur selten finden sich bei Italienern Stellen, wo dies Wort wirklich das bedeutet, was wir gewöhnlich darunter verstehen, nämlich ein „Mannweib“. Virago hieß damals diejenige Frau, welche sich durch Mut, Verstand und Bildung über die Mehrzahl ihres Geschlechts erhob. Man feierte sie um so mehr, wenn sie mit diesen Vorzügen auch Schönheit und Anmut vereinigte. Denn die gelehrte oder klassische Bildung war bei den Italienern nicht die Gelindin der weiblichen Grazie, vielmehr sie er-



628. Die Gräfin Dubarry. Aus der von Bonart

Als Ideal der Weidlichkeit erschien den Deutschen stets das liebevolle Walten der Mutter im Familienkreise. Die deutschen Frauen scheuten lange die Öffentlichkeit, aus Schamgefühl und Stiftsamkeit. Ihre Talente blieben im Verborgenen, wenn nicht besondere Verhältnisse, zumal höfischer und dynastischer Natur, sie prangen hervorzutreten. Bis auf die neueren Zeiten zeigte auch die Kulturgeschichte des germanischen Volkes keine so große Zahl öffentlich berühmter Frauencharaktere, als Italien, das bevorzugte Land der Persönlichkeit, sie in der Renaissance befesselt hat. Der Einfluß, welchen hochbegabte Frauen in den italienischen Salons des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, oder in den französischen späterer Zeit auf die geistige Entwicklung der Gesellschaft ausgeübt haben, war in England und Deutschland unbekannt ... Eine gelehrte Frau, vor welcher heute Männer mehr Grauen als Respekt zu haben pflegen, nennen wir, zumal wenn sie Bücher schreibt, einen Blaustumpf. In der Renaissance nannte man sie eine Virago. Dies Prädikat war durchaus ehrenvoll. Als Auszeichnung gebraucht es stets Jacob von Bergamo in seiner Schrift: „Von den berühmten Frauen“, die er um 1490 verfaßte. Nur selten finden sich bei Italienern Stellen, wo dies Wort wirklich das bedeutet, was wir gewöhnlich darunter verstehen, nämlich ein „Mannweib“. Virago hieß damals diejenige Frau, welche sich durch Mut, Verstand und Bildung über die Mehrzahl ihres Geschlechts erhob. Man feierte sie um so mehr, wenn sie mit diesen Vorzügen auch Schönheit und Anmut vereinigte. Denn die gelehrte oder klassische Bildung war bei den Italienern nicht die Gelindin der weiblichen Grazie, vielmehr sie er-



Die Gaffmiphora *Nofinus.*
zu haben bei
Angel. Schell.

629. Augsburger Kupferstich

amiter Autoren herbeizog, oder über ein gegebenes Thema ein Gespräch zu führen und diesem den Wert des klassischen zu geben, indem man Ansichten als der höchste Genuss der Gelehrsamkeit. Es war die Konversation der Renaissance, welche sich später in Frankreich zu hoher Kunst ausbildete. Das schönste und größte Glück des Menschen nannte sie Tollentanz. Der klassische Dialog lebte wieder auf, nur mit dem Fortschritt, daß sich an diesen Unterhaltungen auch edle gebildete Frauen beteiligten. Als Muster solcher feineren Gesellschaftlichkeit besitzen wir aus jener Zeit den Cortegiano Castiglione's und die Asolani, welche Venedig Lucrezia Borgia widmete. Die Tochter Alexanders glänzte nicht in der Rieke jener klassisch gebildeten Frauen Italiens; denn ihre eigene Bildung schien sich über das gewöhnliche Maß nicht zu sehr erhoben zu haben. Aber ihre Erziehung war eine für ihre Zeit vollständige. Sie war in den Sprachen, in der Muß, in den geisthaften Künsten unterrichtet, und noch später bewunderte man in Ferrara die Kunstsammlung, mit welcher sie Städtereien in Seide und Gold schön ausspielen wußte. „Sie sprach spanisch, griechisch, italienisch und französisch, auch ein wenig und ganz gut lateinisch, und in allen diesen Sprachen schrieb und dichtete sie“; so sagte von ihr im Jahre 1512 der Biograph Banards.

Julia Barnes, welche Infusura als „Konfubine des Papstes“ unter den Hochzeitsgästen im Vatican vermeilt hatte, machte damals alle Welt von sich und jenem reden. Dieses junge Weib gab sich einem Kreise von zwölfeinhalb Jahren hin, in welchem sie zugleich den hohen Priester der Kirche zu verehren hatte. Ihr jahrelanger Schein ist zweifellos, aber die Motive ihrer Leidenschaft sind rätselhaft. Denn wie möglich auch die dämonische Natur Alexanders gewesen sein mag, so mußte dieselbe doch schon viel von ihrer magnetischen Kraft verloren haben. Vielleicht reiste dies junge, eitel Geschöpf, nachdem es der Verführung erlegen war, und das Gefühl der Schande überwunden hatte, die Vorstellung, das heilige Oberhaupt der Welt, vor dem sich alles in den Staub niederkniet, zu ihren eignen, eines schwachen Kindes Füßen schmachten zu sehen. Der Argwohn freilich liegt nahe, daß die gierigen Barnes die Kuppler des Verbrechens machten. Denn der Sohn der Sünde Julius' bestand zunächst in nichts Geringerem, als dem Kardinalsexzurz für ihren Bruder Alexander... Der innige Verlehr mit Julia, von deren ehebrecherischem Verhältnis zu ihrem Vater sie die tägliche Zeugniss war, mußte für Lucrezia, wenn nicht grade eine Schule des Vaters, so doch eine beständige Berührung mit solchem sein. Könnte sich ein junges Geschöpf von erst vierzehn Jahren in dieser Lust rein erhalten? Müßte nicht das Element von Unzuchtigkeit, in welchem sie zu leben gezwungen war, ihre Empfindungen vergiften, ihre Vorstellungen von Moral und Tugend abtunnen oder verschärfen, und dann auch ihre eigene Natur durchdringen?

höchste dieselbe. Jacob von Bergamo hebt es von dieser oder jener Frau ganz besondes hervor, daß, so oft sie als Dichterin oder Rednetrin sich öffentlich vernehmen ließ, es gerade „die unglaubliche Schamhaftigkeit und Züchtigkeit“ ihres Wesens war, was die Zuhörer bezauberte. So rühmt er das von Gasandra Adelli und preißt er an Giovanna Sforza die Eleganz der Form, die außerordentliche Grazie in jeder körperlichen Bewegung, die gelassene königliche Art, und die sittliche Schönheit überhaupt. Dasselbe röhmt er von Hippolita Sforza, der Gemahlin Alfonso's von Aragon, welche die feinste Bildung, die ausgezeichnete Verdienstlichkeit, eine feine Schönheit und die höchste Schamhaftigkeit des Weibes in sich vereinte. Was man damals Schamhaftigkeit (pudor) nannte, war wohl die Kultur der natürlichen Anmut eines hochbegabten Weibes durch die Erziehung, die durchgebildete Grazie. In hohem Maße besaß sie Lucrezia Borgia. Sie entsprach im Weibe demjenigen, was im Manne der vollständige Anstand des Cavalleros war. Vielleicht wird man nur mit Erstaunen lesen, daß Zeitgenossen an dem verruchten Gefar gerade als einer seiner hervortretenden Eigenschaften die „Bescheidenheit“ röhnten. Unter ihr aber ist eben die Kultur der Persönlichkeit zu verstehen, worin die Bescheidenheit beim Manne, und die Schamhaftigkeit beim Weibe eine wesentliche Erziehungs- und Erscheinungsform war.

In einem Kreise bedeutender und anmutig gebildeter Menschen ein Gespräch schön und geistreich durchzuführen und diesem den Wert des klassischen zu geben, indem man Ansichten

Hier wird also auch Gregorovius etwas unsicher. So ganz Engel möchte er Lucrezien doch nicht werden lassen. Nur läuft ihm dabei ein bedenklicher Schnizer unter. Die Moral ist doch überhaupt eine Milieu-Wirkung. Er nimmt aber offenbar für einen Moment das berühmte immanente Sittengesetz an, das mit dem Menschen geboren wird. Dieses soll unter dem Milieu gelitten haben. Indessen hören wir ihn noch weiter:

Auch wenn nicht die Stimme des großen Predigers zu ihr drang, von dessen Ruf damals Italien wiederholt (gemeint ist Savonarola), konnte Lucrezia aus eigener Erfahrung wissen, daß die Welt, in der sie lebte, ruchlos war. Sie sah um sich her Laster, die sich schamlos entschleierten oder mit Würde umhüllten; Ehrgeiz und Habucht, die vor keinem Verbrechen zurückbeden, eine Religion heidnischer als das Heidentum, einen kirchlichen Kultus, in welchem jene heiligen Schauspieler, deren Lebenswandel hinter der Szene sie ganz genau kannte, die Priester, die Kardinäle, ihr Bruder Ceser, ihr eigner Vater die Mysterien der Gottheit mit Pomp und Anstand zu vollziehen wußten. Das alles sah Lucrezia, aber diejenigen lernten, welche glaubten, daß sie, oder andre ihresgleichen, es so sah und beurteilte, wie wir heute Lebenden, oder wie wenige damals Lebende von einer Gesinnung. Denn den Blick der gewöhnlichen Menschen stumpft Erziehung und Gewohnheit für die Erkenntnis des Wahren zu allen Zeiten ab. Zu jener Zeit aber waren selbst die Begriffe von der Religion, vom Sündlichen und Moralischen nicht die heute geltenden... Selbst in den minder losiven Novellen, deren Reihe



630. Die Gattenmörderin Mary Abbott. Englischer Kupfer



631. Elisabeth von Russland
Kupferstich von Moret

Piccolomini mit dem Eurnalus begann, und in den minder obhünen Komödien sind doch immer Gebruch und die Ver- sportung der Ehe das herrschende Motiv. Die Heilige wurde die Muse der schönen Literatur der Renaissance. Sie stellte sich dreist neben die Heilige der Kirche, mit ihr um die Palme des Ruhms zu streiten. Eine handschriftliche Gedichtsammlung aus der Zeit Alexander VI. enthält eine fortlaufende Reihe von Epigrammen, welche erst die Jungfrau Maria und viele heilige Frauen feiern, und dann in demselben Atemzug, ohne Abzug noch Bemerkung, Heiligen der Zeit verbürtigen. Denn gleich auf die heilige Paula folgt hier das Epigramm Meretius Nichina, einer berühmten Kurtisane Siena's; dann eine Reihe ähnlicher Art. Die Heiligen des Himmels und die Jüngertinnen der Venus wurden ohne weiteres neben einander gestellt, als berühmte Frauen.

Die fragliche Gedichtsammlung ist wohl größten- teils identisch mit den bereits ein halbes Jahrhundert zuvor entstandenen Epigrammen des Antonio Beccadelli aus Palermo. Wenigstens kenne ich daraus das Gedicht auf die schöne Kurtisane Nichina aus Glandern, das eine wertvolle Satire auf den Betrieb der damaligen

Frauenhäuser ist. Ich glaube, nach allem voraufgehenden

Material werden wir uns nicht, wie Gregorovius, darüber wundern, daß Maria und Venus „in demselben Atemzug“ genannt wurden. Die Verehrung beider entspringt der gleichen Wurzel. Be- merkenswert finde ich die Identifizierung von den „wenigen damals Lebenden von reiner Gesinnung“ und den „heute Lebenden“. Ebenso wie die „gute, alte“ Zeit eine bloße Redensart der Erinnerungs- täuschung ist, dürfte man wohl auch die Heutigen gegen die Behauptung aller großen Tugend- haftigkeit — in Schutz nehmen können. — Von dem berühmten Festmahl des Papstes, bei dem fünfzig nackte Heiligen in Gegenwart der Lucrezia aufgetreten sein sollen, sagt Gregorovius, daß der betreffende erste Berichterstatter sich auf das „ganze italienische Volk“ als Gewährsmann beziehe:

Diese Bemerkung läßt die Quelle jener standabönen Erzählung selbst erkennen: es ist die Sage im Volk. Sie möchte auf Grund eines wirklichen Fests entstanden sein, welches Gefar in seiner Wohnung im Papstpalast gegeben hatte. Er mag dort eine Orgie solcher oder ähnlicher Art veranstaltet haben; doch wer darf glauben, daß Lucrezia selbst, die schon rechtlich erklärte Gemahlin Alfonso's von Este, und schon im Begriff nach Ferrara abzureisen, die lachende Zuschauerin davon gewesen ist?

Endlich meint er zusammenfassend:

Niemand wird glauben dürfen, daß Lucrezia Borgia mitten in der Verderbnis Roms und in der per- sonlichen Umgebung, welcher sie angehörte, sich schierlos erhalten konnte. Aber ebenso wenig wird jeder unbefangen urteilende Mensch behaupten wollen, daß sie sich jener namenlosen Frevel wirklich schuldig gemacht hat. Wenn man der Natur eines jungen Weibes die unbegrenzte Stärke zutrauen könnte, deren selbst der ruck- loseste und in Sünden hart gewordene Mann kaum fähig wäre, nämlich die innere moralische Zersetzung, welche das gräßlichste der Verbrechen im ganzen geistigen Wesen anrichten muß, hinter der Maske lachender Anmut zu verborgen, so würde man sagen müssen, daß Lucrezia Borgia in dieser Weiterschaft der Heuchelei eine alle Grenzen des Menschlichen übersteigende Kraft besessen hat. Nichts entzückte die Herrscherin so sehr, als die immer heitere Graje der Gemahlin Alfonso's. Jedes fühlende Weib mag urteilen, ob unter der Vor- aussetzung solcher Frevel diese Erfindung Lucrezia's möglich war, und ob jenes Antlitz, wie es die Braut Alfonso's von Este im Jahre 1502 im Bilde darstellt, das Antlitz der entmenschten Kurie im Epigramm des Sannazar sein konnte.

Der schließliche Appell an das Gefühl der Frauen ist wenig angebracht. Ein Weib wird



632. Katharina II. Schabkuch von Dorfer

solche Frage immer im gewünschten Sinne des Autors beantworten, sobald die allgemeine Fähigkeit der Frauen zur Tugend in Zweifel gezogen wird. Darin herrscht bei den Frauen vollkommenste Solidarität. Psychologisch liegt die Sache einfach so: das Wunschbegehrten der Männer hat den Lucretia-Typus der Tradition geschaffen. Dass die wirkliche Lucretia nicht so war, kann absolut als wahr unterstellt werden.

Ich will nun an einem Beispiel, das uns zeitlich näher liegt, die Funktion der erotischen Verleumdung vordemonstrieren. Ich habe da ein seltenes Pamphlet vor mir, betitelt „Private Leben

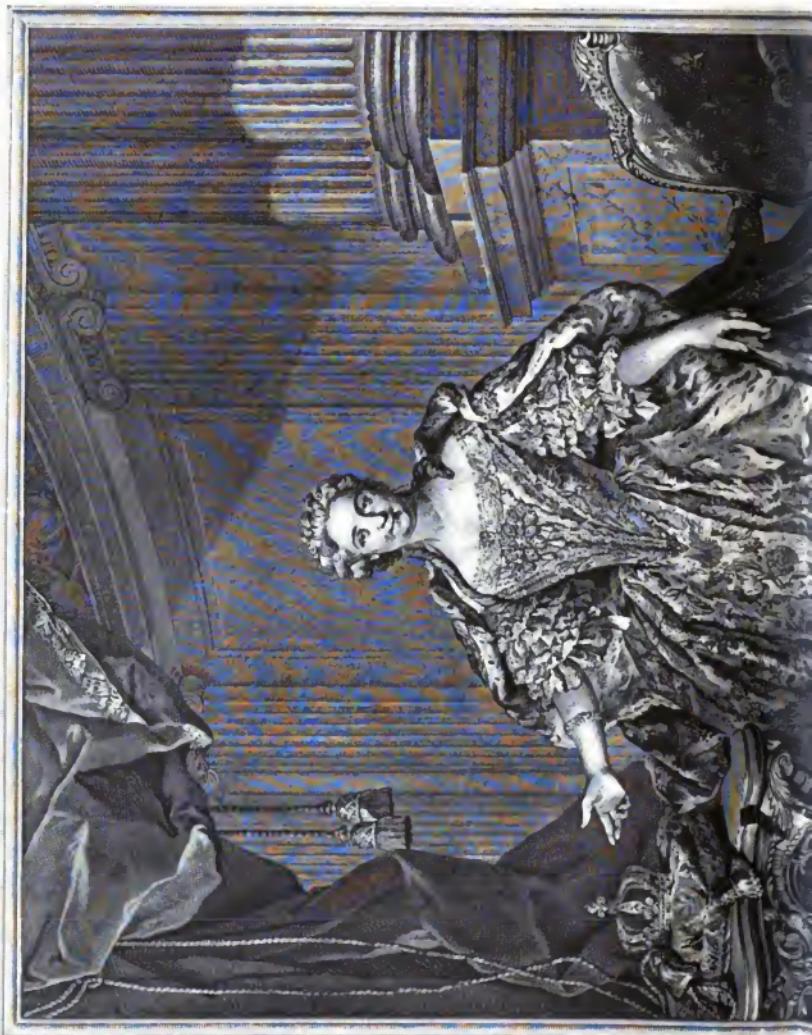


633. Madame Roland
Kunst nach Bonneville

der Königin von Frankreich Maria Antoinette von Österreich". Man weiß positiv, daß die Tochter der Maria Theresia keine von den Schlimmsten gewesen ist. Ihre Haltung beim fatalen Ende war geradezu heroisch. Im Gegensatz zur Dubarry, die halbtot vor Grauen und freischend zur Guillotine geschleppt wurde. Das Pamphlet umfaßt ganze 118 Seiten. Ich gebe daraus einige Proben:

Nichts ist interessanter in der Geschichte als die Thaten der Helden und Heldinnen von jeder Glosse; von jeder wurden sie gesammelt und für eine wahrhafte Nahrung der nützlichen Erkenntnisse angesehen; jeder hat seine Tugenden und seine Fehler und jeder ist Held auf eigne Art; der größte Verbrecher geht dem größten Manne zur Seite; eben so wird die gefährliche und conduitefreie Frau oft mit unbekümmerten und hitzenlosen vermengt. Die Masse, die jeder vornimmt, erzeugt oft Illusion und bestimmt seinen Ruf: Das Publikum nennt den Helden einen Schurken und den Schurken einen tugendhaften Helden; nennt gelt' Wege tugendhaft und die Tugendhasse eine Tribade... Und so ist's der Fall mit der Comtesse Dubarry und Maria Antoinette. Die

erste setzte alles Altosen und Kreuzwege durch ihre versoffene und gefälschte Debauche in Betrachtung; die Publicität die sie dabei suchte, hatte keinen andren Zweck, als zu zeigen, wie weit die Möglichkeit getrieben werden könnte; gleiche Debaune gleichen Glühen des Leidenschafts der Maria Antoinette; Männer, Frauen, alles ist rechts, alles bedächtlich, und ihr übles Benehmen dabei und ihre Courderien geben ihrer Aufführung die nehmliche Publicität, als jener ihr Handwerk. Die beiden berühmten Damen ähnlichen sich auch in der Kunst diejenigen in betrügen und herabzusehen, den sie in Achtung bringen sollten. Ludwig XV. war bis zu seinem Todt der ausgemachteste Duve der Dubarry, die ihr Bett ohne Unterschleiß mit ihm, dem Bedienten und dem ersten Hofsing theilte. Ludwig XVI. wird auf die nehmliche Art von seiner Gemahlin hintergangen und herabgewürdiget, ohne daß ihm nur ein Scheit einer Einbildung einfällt, daß es so sein könnte... Maria Theresia, die Mutter unserer Heldin, diese so seltne und über allen Lebenden erhabne Dame, so wie sie ehemahlt auch über allen Vorurtheil erbauen war, besaß die große Kunst, ihre Zehler und Sittenlosigkeit unter der Maske des Genies, der Tugend und der größten Energie zu verborgen. Ihr Benehmen bei allen Versällen ihres Lebens war von der Art, daß sie immer, wenn sie ihr Temperament so irre führte, daß es ihren guten Nahmen nachtheilig hätte sein können, eine große That ihrer Schwachheit an die Seite setzte. Diese große Königin theilte ihre Zehler ihren drei Töchtern mit, aber sie überließ ihnen keine von ihren Tugenden. Die zu Naples lebt in einer Nullität ohne Beispiel. Die dritte, die an den Herzog von Sachsen vermählt wurde, brachte in das hochtheilige Rechte und an die Seite des robustesten Deutschen nicht unzweideutige Beweise ihrer Unenthaltsamkeit, und bloß diesen traurigen Umständen bat sie diese Vermählung zu danken... Die Dubarry, diese wegen ihres Trunks und ihrer Debaue so vericherte Courtisane saß auf dem Throne der Bourbons: Aus den Arme des Kaisers der Katais, der Kaiser und der Savoarden stieg sie, als erste Stufe in die Arme des Grafen Dubarry, eines der verächtlichsten und verachteten Menschen und von ihm in die Arme des Königs. Eine Creatur, die nicht des Lebens wert ist, die den guten Ludwig an Toten, Insamen, Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten verleitete, und ihn zum völligen Sarbanapal machte. Dieser Abstamm des menschlichen Geschlechts, mit Hülfe einiger eben so verabscheunigswürdigen Hofsinge als sie selbst, eines Michelieu, Transac, Villera, Maupou und anderer, deren Nahmen meine Jeder beschmücken würde, hatte das Ruder der französischen Monarchie in den Händen... Die Dauphine machte bei ihrem Debüt Mine, den Graf Artois an sich zu ziehen; woron am gehörigen Ort geredeit werden soll. Sie machte also damit den Anfang alle Arten Eitlett von Hofe zu verbannen und anstatt des steifen und respectuosen Zeremoniels, das die verstorbne Königin eingeführt, die einzige gute That, welche die Prinzessin verrichtet hat, eine vollkommen Freiheit einzuführen. Sie ennuntete sich bald an den leblosen Käressen ihres Gemahls, und sowohl aus natürlichem Geschmad als aus Neigung zur Abwechselung überließ sie sich den unnatürlichen Beglücken und Zärtlichkeiten ihrer Hofdamen. Antoinette projectte schon von Zeitne, schwanger zu werden; dieses war





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Marie Princesse de Poligny Reine de France & de Navarre

Eine Herrscherin im Staatsstil

Original von J. Daniell nach dem Gemälde von G. Zecau

der wesenlichste Punkt in der Instruction, die ihr ihre erfahrene Mutter die Kaiserin ertheilte, als sie von Wien abreiste. In dieser Absicht ließ sie ihren Gemahl alle Kräfte zusammennehmen, allein sie waren so ungereiend als schwach. Man mußte also seine Zuflucht zu einem Gelehrten nehmen, sie wollte sich nicht zur bloßen Zeugungsmaschine herablassen; es sollte ein hübscher liebenswürdiger Mann sein, fürg ein Mann von Kräften, auf den man sich allenfalls berufen könnte und so, wenn etwa diese Aventure bestandt würde, daß sie nicht ihren Untergang befürchte. Sie wagte es nicht über diesen wichtigen Gegenstand allein Beschlüsse zu fassen, und schickte also einen geheimen und sicheren Courier nach Wien ab, da sie sich dem General Merci nicht anvertrauen wollte; der ihr wenig Vertrauen eingeflößt hatte und mit welchem sie auch so lange Conferenzen nicht halten konnte. Der Courier kam zurück und brachte die Antwort des konsultirten Dräfels und hier ist sie wörtlich: „Da ihr Geschmack an dem weiblichen Geschlecht findet, meine thure Tochter, so könnt Ihr ihm schon folgen; allein, es muß mit Standhaftigkeit, Wäßlung und Zurückhaltung geschehen; die erste dieser Tugenden bewahrt Eure Ehe und die leichtere Eure Gesundheit, weil nichts so früh schwächt und abnützt als dieses Gewerbe. Euer Gemahl kann und vermag Euch nicht Kinder zu geben? Ohne Zweifel sehr schlimm, denn eine unfruchtbare Königin ist ohne Achtung und Stütze; aber das Ueber ist nicht ohne Heilmittel. Ihr werdet es also machen müssen, wie ich, und Euch einen Werksmeister zulegen; wählet wie ich an dem Prinz Carl gewählt habe: er war groß, schön, jung und besonders kraftvoll, wählt unter den Hostleuten, die Euch am nächsten sind; dieser Vorfall, wie er sich auch nütze, kann sie nicht vereinigen; es wird eine Stütze mehr für Euch sein in diesem Fall werdet Ihr glücklicher sein als ich; jedermann wußte meine Galantries und ihre Würungen; die Ewigken können unbekannt bleiben, wenn Ihr sie ergäßt mit dem Mantel Eurer Leidenschaft für das weibliche Geschlecht bedeckt; aber, ich wiederholte es, meine Tochter, mäßigt euch!“ Der Rath wurde besiegelt und alles, ausgenommen Discretion und Standhaftigkeit, erkannte sich, wie es die thure Mutter angeordnet hatte ... Die Härtlichkeit der Königin gegen die wohlbelebte Guemene waren von der Beschaffenheit, daß die fehligen Hostleute eine lange Dauer ihrer Herrlichkeit prophezeien konnten. Ein Zusammenkommen jagte das andre, und Zusammenkenn von zwei Stunden im geheimen Kabinett war immer noch nicht hinreichend, die brennende Hitzé abzulöschen, auch öffentlich in Gegenwart der Kammerfrau fielen die schlüpfrigsten Kästchen vor. So groß die Liebe indessen war, so erlosch sie dennoch und war nichts mehr als eine Liebschaft in einer Garnison. Der Graf kam von seinem Regiment zurück und die Prinzessin von Guemene machte ihm Platz. Der Winter dieses Jahres war außerordentlich stürmisich; Bälle des Hofe, in der Oper, Spiel, niedliche Soupers und Schauspiel hielten ständig den ganzen Hof. So bald man überzeugt war, daß die Königin dem männlichen Geschlechte etwas geneigt war, so suchten sich die Herren am Hofe den Rang abzulaufen. Der fade und wunderbare Bicomte von Laval glaubte sich einige Augenblicke in Gunst, allein er ward ein Opfer der Abwechselung. Dillon war auf den Hesen und konnte nichts mehr als das Maul wägeln machen; es mußte abgewechselt und die Liebschaften in allem Vertrag besser gewählt werden. Einfälle und Ausführung waren diesen Winter über bis zur Ausschweifung übertrieben, und die Königin trug sich mit einer so indecenten Freiheit, daß die Pruden am Hofe sich berechtigt glaubten, ihre Vorstellungen zu machen ... Endlich krönte der Erfolg die Wünsche der Antoinette. Sie hatte lange Zeit mit Liebhabern nach Geschmack und Leidenschaft gewechselt, weil sie glaubte, durch dieses Mittel die Herrlichkeit zu verbergen. Endlich war sie schwanger. In der That ein Gegenstand aller Aufmerksamkeit wert. Der ganze Hof war bei diesem Erfolg interessirt. Monsieur und Madame (Graf von der Provence) der Graf von Ariols und Gemahlin sahen die Sache nicht als Scherz an. Jedes hatte seinen Zettel und die arme Antoinette mußte gewaltig erhalten ... Ein jeder vernünftiger über diese Schwangerschaft; die Damen, die sie gehabt hatte, und die der Meinung gewesen waren, daß sie einzlig ihrem Geschlecht ergeben wäre, konnten es ihr nicht verzeihen, daß sie einen Gelehrten gehabt hätte. Das ist so nach dem Glaubensbekenntniß der Damen solchen Gelichters. Man suchte nun noch den Helden. Er war leicht zu finden, man nannte den Due von Golny und alle Mußmachungen



674. Theroigne de Mericourt. *Anonymous Author*



635. Gräfin Lichtenau. Anonymes Kupfer

erhielten ihm diese Ehre. Dieser sehr wohlgebildete, liebenswürdige Mann von sehr feinen Sitten und einem ungemein behaglichen Benehmen, dessen viel sprechende Augen und blühende Gesundheit ihm vor dem ausgemergelten Dillon unendlich weit mehr Werth erschienen, hatte vor einiger Zeit die Würde der Königin fixirt; er hatte sich mit der größten Verdienstbarkeit betragen und seine Zuthaltung hätte sie gewiß nicht zur Schau gestellt, wenn es nicht ihr unluges Benehmen gethan hätte. Man bestimmte den Ort, rechnete die Stunde, den Augenblick aus, in welcher die Schwangerschaft bewirkt werden sei; man erinnerte sich an einen Opernball, den welchem sie in einer grauen Kappe maskirt erschienen und verschiedene Damen aus ihrem Gefolge in gleichen Masken habe auftreten lassen. Der Due befand sich allein in einer Loge im zweiten Range. Durch Hülfe der gleichen Verkleitung versteckte sich Antoinette unter ihrer Begleitung, sie mischte sich unters Gedränge und eilt nach der bestimmt Loge. Ihr Gefolge vermissst sie einige Minuten darauf, man ist unruhig, sucht sie, begegnet ihr, da sie eben aus der Loge tritt und findet sie von dem vorgangenen Auftritt so außer sich, daß sie fast ohnmächtig auf die Treppe hinfällt. Eine Dame bemerkt diesen Vorfall in ihrer Schreibtafel: die Schreibtafel circuituit und alle Hofsäume sind ihrer Sache so gerüst, als ob sie mit goldenen Buchstaben eingekleidet wären . . . Die Schwangerschaft der Königin avancierte; ungesieht aber der der Gewissheit, mit der man den Urheber angab, so gab man dem längst gewünschten Kinder noch mehrere andere Väter. Der König allein an seinem ganzen Hofe irrte sich und schrie es sich zu; der sanftm. Chemain, der Herr des Schlosses zu Versailles gefiel sich selbst in seiner nahen Nachkommenchaft, und alle Höflinge applaudierten der Thoheit des sich dafür haltenenden Papa's. Madame (Gräfin von der Provence) bekannt mit Intrigen und die auch ihrer Schwägerin ihre von Grund aus wußte, ließ sich nichts weiß machen. Sie unterrichtete ihren Gemahl in der Sache, und dieser zeichnete den sonderbaren Borgang in die Sammlung der gelehrten Annalen der Regierung seines älteren Bruders, und den Vorfalltheiten seines Kabinetts, selbst seiner Schmiede, die aber kein Schmied des Bullans ist, wo aber keine Neige fabriziert werden, um darinnen die Liebhaber seiner Frau zu fangen und sie über der That zu betreffen. Dieses geistige Werk des gelehrten Priegen seines Jahrhunderts, wird derselbe die Zielle seiner Bibliothek sein, so wie es bereits der Lospruch seines Verstandes und seiner Kenntniß ist. Die Geburtskunst der Königin war lang und schmerhaft; sie war sogar einige Augenblicke in Gefahr. Vermont ihr Accoucheur, der für einen Ignoranten gehalten wird, rettete sie durch eine Aderloß, die er gegen das Gutachten der Fakultät verordnete. Liebhaber und Liebhaberinnen waren niedergeschlagen. Dillon war entsezt; Golquin ließ sich kaum sehen; Lavey war abreibend gewesen; diese drei Höflinge waren selbst so abgemattet von einem Glück, welches für sie die traurigsten Folgen hätte haben können. Besonders war der Due von Coigny, dem das Publikum die Ehre der Vaterschaft zuteilte, mehr als einmal blaß worden, da er das Hervorbrechen der lächerlichen Freude sah, welche der König zeigte, als er das Kind, das eben geboren worden, aus Vermonts Händen nahm und hielt, hierauf wollte er Heinrich dem vierten, dem auf immer geliebten Helden nachahmen, den er für seinen Patron hieß und dem er ähnlich zu sein vorgeliebt, weil das närrische Publikum, das alles verachtet, in einem Augenblick von Muß und Schmeichelen, die so sonderbare Vergleichung gemacht hat; er zeigte das Kind der Versammlung mit der größten Genügsamkeit; und indem er sich zum ersten Parlamentspräsidenten wendete, sagte er: „Seht mich an, mein Herr, und sagt ob das Mädchen nicht von mir ist.“

Dies Pamphlet, entstanden am Vorabend der Revolution, aber nur zeitlich und nicht innerlich mit ihr zusammengehörig, verrät sich auch dem Ungeübten leicht als das, was es ist: ein tartäffischer Wolf mit schäfigen Mienen. Wäre es gegen eine Privatperson gerichtet, so würde man's „anonymen Schmähbrief“ nennen. Ich habe auf Seite 230 den Fall eines Gymnasialprofessors angeführt, bei dem sich diese brutale, mit Freigkeit komplizierte Gefühlnote gegen die eigene Braut richtete, was den ausschließlich erotischen Charakter der Handlung klar hervorgehn läßt. Da die Idee in der Erotik immer massenhafter ist als die Tat, so sind die Anwürfe mit

tintigen Phantasien auch bedeutend häufiger, als die Tinten- und Säuregässe im Gewühl der Straße. Die unsaubere Qualität ist die gleiche. Es ist ein Unterschied, ob einer Person Eigenschaften angedichtet werden, die sie ins Typische und vermehrt Reizausstrahlende erhöhen, oder ob die bloße Absicht der Heraushebung oder Verhöhnung vorliegt, die einzigt dem Urheber zu einem ebenso heimlichen wie gemeingefährlichen Genuss verhilft. Der Dramatiker Sardou hat seine Theodora mit Jürgen ausgestattet, die eigene Erfindung sind; aber diese Erfindungen quellen aus der Lebenskenntnis des Typischen am Weibe. Die Figur wird menschlich erhöht. Unser Pamphletist dagegen kann die Marie-Antoinette nicht im Staatskleid sehn (Abbildung 637), ohne daß es ihn juckt, aus dem Hinterhalt mit Unflat zu schmeißen. Er ist offenbar immer dabei gewesen. Hat das Licht gehalten. Und hinterher die Flecken auf dem Laten untersucht. Der Mann hat hundert Jahre zu früh gelebt; er hätte heut ein Spezialreporter sein können, der seinem Zeitungsherrn jeden Dreck brav apportiert, noch wenn er warm ist. Von Frankreichs letzter Königin des 18. Jahrhunderts berichtet gegenwärtig ein Zeitgenosse: „Maria Antoinette behauptete auch während ihrer siebenwochentlichen Gefangenschaft in der Conciergerie auf dem harten Strohlager eben die Würde, welche sie in den goldenen Gemächern von Trianon bewiesen hatte; und sie gewährte ihren Peinigern nie die boshaftste Freude, sie unter der Last ihrer unsäglichen Leiden kleinmütig erliegen zu sehen. Am herrlichsten triumphierte sie über ihre Feinde während des Verhörs, wodurch man sie am tiefsten zu demütigen gedacht hatte. Sie antwortete auf alle Fragen mit einer solchen Ruhe und Ordnung, mit einem solchen Gefühl ihrer Größe, die ihre schändlichen Ankläger und Richter verstummen machten, und den übrigen Anwesenden Tränen der höchsten Bewunderung und der innigsten Rührung ablockten. An ihrem Todestage gab es nur zwei Augenblicke, wo sie bewegt wurde, ohne sich im geringsten zu erniedrigen. Sie hatte erwartet, daß man sie, wie den König, in einer Kutsche nach dem Richtplatz bringen würde. Als sie daher den ekelhaften Kerten erblickte, erwiderte sie und wischte sich die Augen. Auf dem Kerten selbst blickte sie so ruhig umher, als wenn sie eine Lustfahrt mache. Nur dann, wenn die nach ihr geworfenen Steine zu dicht umherflogen, hielt sie das Schnupftuch vor das Gesicht. Auf der Guillotine brachte sie den Schaftrichter durch ihren Blick so aus der Fassung, daß er unwillkürlich den Hut abnahm, und eine tiefe Verbeugung mache. Durch denselben Blick bewirkte sie es, daß das Schimpfen und Fluchen, was bis dahin beständig fortgedauert hatte, eine kurze Zeit aufhörte. Um den Fehler der un-



636. Lebende Bilder. Karikatur von Rowlandson auf die Hamilton

wilkfürlichen Höflichkeit wieder gut zu machen, riß der Scharfrichter der Königin das Halstuch mit grobem Ungezüm ab. Der nichtewürdige Pöbel erhob hierüber eine lautes Freudengeheul. Weder die Grobheit des Henslers, noch die Wildheit der henskerwürdigen Zuschauer brachten die geringsten Veränderungen in ihren Mienen hervor. Als aber der Scharfrichter ihr auch die Haube abriß, die vor Gram grau gewordenen Haare abschnitt, da siegte der Schmerz über die Natur, und die Königin fing an zu weinen. Die Tränen der großen Dulderin erzeugten eine heilige Stille, die so lange anhielt, bis die Kaisertochter ausglitten hatte."

Geschichtliche Spiegelbilder zu entwerfen, erfordert einen breiten Raum. Aus dem Mosaik des Drum und Dran schmilzt erst die Figur recht ineinander. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich auf den paar Seiten, die mir noch bleiben, nur zerstülpene Scherben darbieten kann, an denen sich zwar die Qualität des bildenden Gesteins erkennen läßt, aber nicht mehr die einzelne Gestaltung. Im Anschluß an die Abbildungen, die dies Kapitel enthält, möchte ich zunächst noch auf den eigenartig robusten Typus hinweisen, den die Zarinnen des 18. Jahrhunderts repräsentierten. Eine unbefangene Geschichte ihrer Zeit, die auch dem erotischen Charakter gerecht würde, ist noch nicht geschrieben worden. Bernhard Stern hat eine sehr schätzenswerte Materialsammlung über russische Kultur veröffentlicht; aber sein Buch ist erfüllt von einer gewissen Voreingenommenheit gegen das lebensfreudige Weib überhaupt, und seine Kritiklosigkeit geht so weit, daß er die Mémoires d'une danseuse russe, ein rein pornographisches Phantasiaproduct, als authentische Originalquelle nimmt. Diese geringe Gewissenhaftigkeit, die sein Buch mit jedem Wust vollstopfte, wosfern er nur segelten Geruch hatte, bringt es natürlich mit sich, daß auch er sich mit entrüsteten Zwischentusen über das entstehende Zerrbild der Sittlichkeit lust macht. So ist es schwer, über russische Verhältnisse einen Durchschnitt der Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Auch die französischen Quellen des 18. Jahrhunderts sind oft von Männern geschrieben, die im östlichen Nachbarreich nicht die erhoffte Karriere machten und nun hinterher mal ordentlich auspakten über osmanische Barbarei und dergleichen. Einem nahmen die Russen bevor er die Grenze wieder überschritt, das Manuskript aus dem Koffer; das hinderte ihn aber nicht, nach der Erinnerung vier Bände anonym herauszugeben.

Elisabeth (Abbildung Nr. 631) scheint die stärkste finnische Genieherin in der Reihe der Regentinnen gewesen zu sein. Sie war nach russischer Auffassung ein schönes Weib, weil ihre Korpulenz nichts zu wünschen übrig ließ. Man sieht das wohl an unrestem Portrait; noch besser ist es auf den Münzen und Medaillen der Zeit zu erkennen. Sie liebte es, auf den zahlreichen Bällen, die sie gab, in Männertracht zu erscheinen, um die üppigen Formen ihres Unterlängers recht zur Geltung zu bringen. Katarina II. erzählt in ihren Memoiren sogar, daß alle Damen in Männerkleidung und alle Männer in Franentracht erscheinen müssten. Dies ist ein recht deutscher Ausdruck des gynäkotatischen Charakters der herrschenden Schicht. Denn nicht nur die Regentin glaubte sich den Männern überlegen, auch die andern Damen der Gesellschaft fühlten sich gebunden, sie nach Kräften nachzuahmen. Überhaupt macht diese ganze Epoche den Eindruck, als sei ein primitives Volk mit Mutterrecht in der oberen und Sklaverei der unteren Klasse plötzlich in europäische Kleidung gestellt worden. Man weiß mit den fremden Äußerlichkeiten nichts rechtes anzufangen und übernimmt sich an ihnen. Fünfzehnlaufend Kleider und entsprechend viel Untereng sollen beim Tode Elisabeths in ihren Schränken vorhanden gewesen sein. Sie echauffiert sich beim Ball wie eine Dorfschöne und wechselt dreimal die durchgeschwitzte Wäsche. Die neueste Mode muß für sie allein reserviert bleiben, damit sie alles überstrahlt. Die Kopuchin soll sie aus dem Grunde



MARIE ANTOINETTE, OR LOUISIANE-D'AUTRICHE, PRINCE OF FRANCE.

637. Marie Antoinette im Staatskleid. Zeichnungslicher Kupfer von G. J. Ruyer



638. Die Kanonenkönigin. Englische Karikatur auf die Sibiriener

deutscher Reichsgraf. Aber im übrigen blieb er nichts als ihr „bevorzugter Sklave“, der seine Gemächer neben den ihrigen hatte und das Aus- und Eingehen der Jour-Habenden mitansehen durfte. Elisabeth war, anders als die zweite Katharina, gänzlich physischen Genusswib. Nie hat sie den Versuch gemacht, mit dem männlichen Geist in wetteifernde Diskussion zu treten. Daher ist ihr auch niemals ein Patjomin über den Kopf gewachsen. Die Männer waren für sie reiner Gebrauchsgegenstand. Sie verfuhr mit solchem Mangel an Scham (vgl. Seite 574), daß sie ihren Kommerdiener Tschulow am Fußende ihres Bettes schlafen ließ, ob sie nun die Nacht allein verbrachte oder nicht. Das erinnert an das Milieu der Antonina und Theodora.

Ihre Nachfolgerin Katharina, eine Stettinerin, war von andrer Rassenmischung. Sie besaß geistigen Ehrgeiz und war daher den Männern gegenüber nicht so unbefangen weiblich-machtvoll wie Elisabeth. Es konnte ihr schmeicheln, mit dem schaudrigen Gorilla Voltaire auf französisch episteln zu dürfen. Deshalb drängte sich auch alles an sie heran, was Anspruch auf esprit zu haben glaubte. Aus den Memoiren Casanovas ist bekannt, daß dieser abenteuerliche, aber speziell männliche Kopf, nachdem er Europa abgegrast hatte, nichts besseres zu tun wußte, als Katharina vor die Augen zu treten. Indessen zur ungünstigen Stunde. Katharina war genügend versorgt. Ihre Umgebung war stets bemüht, jede entstehende Lücke sofort wieder mit einem passenden Individuum auszufüllen. Besonders Patjomin, der in Wirklichkeit lange das Reich regierte, verstand sich darauf, junge Leute zu präsentieren, die häbsch und zugleich dumm waren;

von der Knute haben zerfleischen lassen, weil sie sich anmaßte, ebenso schön wie die Kaiserin sein zu wollen. Im Namen Elisabeths sollen innerhalb von zwanzig Jahren sechzigtausend Menschen nach Sibirien verschickt worden sein. Aber das darf man nicht auf ihr persönliches Konto setzen. Sie drückte sich, wo es ging, von den wirklichen Geschäftshäusern der Regierung, und es verstrich manchmal geraume Zeit, bis sie in ihren unaufdrücklichen Amblements einige Minuten für notwendige Unterschriften übrig hatte. Außerdem waren die Herrschenden bestrebt, Sibirien zwangsmäßig zu kolonisieren, und jede Gouvernance hatte das Recht, Leib-eigene auf einfach Anordnung hin und ohne jegliches Gerichtsverfahren nach Sibirien abzuschicken. Elisabeths Verhältnis zu den Männern glich ganz den Beziehungen, die eine westfranzösische Lukofescha unterhält (vgl. Seite 561—570). Kasumowksi, der Sohn eines Kosaken, schmeichelte sich durch seine schöne Stimme in ihr Herz, wurde ihr heimlich angetrauter Mann, Vater mehrerer ihrer Kinder, Generalfeldmarschall und

denn nur ein Kluger konnte seiner Stellung bei der Kaiserin gefährlich werden. Diese Gruppe von Beischläfern wurde als bloßes Lustinstrumentarium behandelt. Der Leibarzt untersuchte die Kandidaten genau, und danach gab noch eine der beiden Éprouveuses Madame Protasow oder Madame Branizka ihr Gutachten ab. Dann erst durfte er zu allerhöchstem Wohlgefallen funktionieren. Die ins Männliche pfuschende Art Katharinas brachte es mit sich, daß sie ihren jeweiligen réchaud de lit, wenn sie ihn über hatte, nicht einfach wegwarf, sondern so nobel ablohnte, wie nur immer ein vornehmer Grandseigneur der galanten Zeit. Ein gewisser Helbig hat einen Katalog der „russischen Günstlinge“ mit genauen Preisangaben veröffentlicht. Die russische Regierung bemüht sich s. J. vergeblich, die Drucklegung dieses Buches zu verhindern. Was kein Beweis für die Egaltheit der Angaben ist. Ich habe davon mehr den Eindruck eines fachlich erscheinen wollenden Pamphlets. Aber immerhin ist sicher, daß die „Günstlinge“ sehr reichlich unterhalten wurden, und daß sie beim Abschied mehrfach kolossale Ländereien mit den dazu gehörigen „Seelen“ zum Geschenk erhielten. Eine Reihe von bedeutenden Adelsfamilien Russlands stammt von diesen Beworbenen ab. Man hat die noble Gesinnung Katharinas öfters herausgestrichen; aber es muß doch betont werden, daß ein derartiger Zug eigentlich mehr eine männliche Eigenschaft ist, während machthabende Weiber die Objekte ihrer anfänglichen Gnade und schließlichen Ungnade in der Regel anders behandeln. Katharina war eine imposante oder besser umfangreiche Erscheinung. Unsre Abbildung Nr. 632 stellt sie in einer männlich wirkenden Uniform und in ziemlich restlosiger Schlanke dar. Ihr politischer Ruhm und die bissige Redensart des weiberfeindlichen Friedrich II. von der „Semiramis des Nordens“ haben ihr einen stärkeren gynäkotatischen Namen gemacht, als der Elisabeth. Was aber im sexualpsychologischen Sinne nicht zutrifft. Indessen nahm das



639. Madame Ficherbert und Georg IV. Kupfer von Grutzbach



640. Frau von Staél. *Anonyme Lithographie*

diese Nachrichten mit Vorliebe in seinen Novellen benutzt, woraus man auf ihre spezielle Färbung schließen kann.

Unter allen maîtresses de France zeigt die Gestalt der Dubarry den reinsten gynäkotatischen Typus im segualpsychologischen Sinne. Sie war für den in vorgerückten Jahren befindlichen und stets „vielgeliebten“ König eine Offenbarung, weil sie weder von seinem Glanze eingeschüchtert noch bemüht war, ihm zum blohen Gefallen eine mehr oder minder einstudierte erotische Rolle zu spielen. Ihre Ungeniertheit und ihr abseits von allem politischen Intrigentum rein aufs Genitale gerichtetes Interesse entsprachen offenbar einer heimlichen Sehnsucht Ludwigs XV. und faszinierten ihn so, daß er bis zu seinem Lebensende unablässig und leidenschaftlich von ihr erfüllt war. Ihre Herkunft war nicht standesgemäß und die Mitwelt hat sich beeilt, ihr in dieser Beziehung das gehörige Relief zu geben. Die bekannten Wände, die Ohren haben, wußten von ihrem Aufenthalt in den Salons der Kupplerin Gourdan zu erzählen, und für die übliche fahrlässige Berichterstattung der Historie ist sie kurz und gut eine „öffentliche Dirne“. Die Quellen dieser so bestimmt auftretenden Behauptung sind zeitgenössische Coupletverse, wie folgende, über deren anonyme Tendenz kein Zweifel sein kann:

Quelle merveille!
Une fille de rien;
Une fille de rien,
Quelle merveille!
Donne au roi de l'amour,
Est à la cour!
Elle est gentille,
Elle a les yeux fripons;
Elle a les yeux fripons.
Elle est gentille;
Elle excite avec Art
Un vieux Paillard.

weiberherrschaftliche Prinzip und die geradezu antiße Verflauung des Volkes unter ihrer Regierung noch zu. Der einundachtzigjährige General Münnich, den Elisabeth gleich bei ihrer Thronbesteigung nach Sibirien verschickt hatte, durfte, ohne sich lächerlich zu machen, der Gräfin Stroganova folgendes billet doux schicken: „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, und es gibt keine Stelle Ihres entzückenden Leibes, auf die ich nicht voller Bewunderung die heißesten Küsse drücke. Der zärtliche Greis.“ Es ließen sich von den Damen der Gesellschaft und von den andern russischen Regentinnen Katharina I., Anna Iwanowna, Anna Leopoldowna, sehr viele charakteristische Züge erzählen; doch verdienen die Quellen niemals daeinige Vertrauen, das für eine individuelle Berichterstattung nötig ist. Sacher-Masoch, der ja Historiker war, hat

ist. Sacher-Masoch, der ja Historiker war, hat

En maison bonne
Elle a pris des leçons;
Elle a pris des leçons
En maison bonne,
Chez Gourdan, chez Brisson;
Elle en fait long.
Que de postures!
Elle a lu l'Arétin;
Elle a lu l'Arétin;
Que de postures!
Elle fait en tous sens
Prendre les sens.



Eine königliche Sitzgelegenheit. Politische Karikatur auf den Prinzen von Wales.
Anfang des 19. Jahrhunderts

Le roi s'écrie:
L'Ange, le beau talent!
L'Ange, le beau talent!
Le roi s'écrie;
Encor auroise je cru
Faire un cocu.

Viens sur mon trône,
Je veux te couronner,
Je veux te couronner,
Viens sur mon trône:
Pour sceptre prends mon V..
Il vit, il vit!

Pidauzat de Mairobert, ein vielbeschäftigte Memoirenbeschreiber der Zeit, hat 1755 ein anonymes Buch über die Gräfin Dubarry herausgebracht, das er aber läufig als „Anecdotes“ bezeichnet. Abgesehen von Archiven, gewährt es immer noch die verhältnismäßig beste Orientierung. Er erwähnt darin die ungewöhnliche Anstrenglosigkeit der offiziellen maîtresse, die ganz im Gegensatz zu den früheren Inhaberinnen dieses Postens für sich und ihre Familie keinerlei Vorteile herauszuholen versuchte. Er betont auch, daß ihr der König von sich aus keine außergewöhnliche Dotierung zufommen ließ, und zieht dies Moment zur Erklärung der Tatsache heran, daß die fanatische Leidenschaft des Königs nie ermüdet, daß er sie mit den Augen förmlich verschlang und nie ohne sie sein möchte. Dieser Erklärungsversuch ist verkehrt, bestätigt aber die Faszination. Auf Gelder konnte es Ludwig XV. nicht ankommen; damit hat er zeitlebend so gewirtschaftet, daß er dem Staat eine Schuldenlast von vier Milliarden Livres hinterließ. Die Anbetung, die der König trieb, geschah vor Zeugen ebenso wie im Geheimen. Einmal entfiel der Dubarry in großer Gesellschaft irgend ein Gegenstand, sie bückte sich hastig, um ihn aufzuheben und beugte zu dem Zweck ein Knie zur Erde. Der König aber kam ihr dennoch zuvor und rief, ihr zu Füßen liegend: „Madame, mir kommt es zu, diese Stellung einzunehmen, und zwar mein Leben lang!“ Eine so offizielle Galanterie war damals schon etwas Besonderes und das übliche Maß weit übersteigend, muß also auf Individuelles zurückgeführt werden. Willette hat den Charakter der ganzen Beziehung richtig erfaßt, wenn er in einer Zeichnung des „Courrier Français“ (Abbildung Nr. 475) die Dubarry rufen läßt: „Tiens, la France, ramasse ma pantoufle!“ Nur ist dieser Ludwig XV. zu jung gezeichnet. Die nonchalante Ausdrucksweise erinnert an das Benehmen der Lola Montez, die bei Einlaufen in Münchener Geschäftshäusern den König als „mon Louis“ bezeichnete. Es wird auch erzählt, Ludwig XV. habe einst im Zimmer der Dubarry, die immer lange im Bett lag, selber den Kaffee bereitet, um ihn ihr zu servieren. Dabei gab er nicht Acht, und der Kaffee kochte über. Die Dubarry aber rief in unverfälschter Pariser Tonart: „Eh! la France, prends donc garde, ton café bout le camp!“ Dies berichtet ein Zeitgenosse, den ich als sehr zuverlässig befunden habe. Es ist aus vielen Parallelfällen begreiflich, daß eine derartige Ungeniertheit auf den König stark wirken mußte. Einmal brachte ein Notar einen Kontrakt zum Unterzeichnen, als die Gräfin noch zu Bett lag. Der päpstliche Nuntius und der Kardinal de la Roche-Almond waren bei diesem lever zugegen. Sie beeilten sich, ihr jeder einen Pantoffel anzuziehen. Der Notar



641. Baronin Scudéry. Mutter von George

slatsche die Szene sofort aus, und ganz Paris erweiterte sie noch am selben Tage dahin, die beiden hohen Geistlichen hätten sich für ihren Dienst durch einen indirekten Blick „schadlos“ gehalten. Man sieht, was nicht anständig ist, wird anständig ausgelegt. Die Menschheit braucht offenbar die Anständigkeit wie's liebe Brot. Ich habe noch eine Reihe von Beweisen erotischer Natur hinter mir, die die Diagnose auf sogen. Masochismus Ludwigs XV. aufs vollkommenste rechtfertigen. Ich kann sie aber an dieser Stelle nicht wiedergeben. Nur noch ein Beispiel, daß auch die Umgebung der Gräfin auf der gleichen Flöte blies. Ein sehr vornehmer Herr, der Duc de Tressmes, schätzte sich glücklich, die Dubarry mit seiner etwas verwachsenen Gestalt amüsieren zu dürfen. Als er sie eines Tages nicht zu Hause antraf, hinterließ er die Visitenkarte: „Le Sapajou de Madame la Comtesse Dubarry est venu lui rendre ses hommages et la faire rire!“ Sapajou ist ein familiärer Ausdruck für Affengesicht, um es nicht drastischer zu sagen. Zum Portrait der Dubarry vergleiche man noch den Kupfer von Bonnet (Abbildung Nr. 628) und die bereits besprochene Tiefdruck-Bellage „Eine königliche Herrin“.

Die verwandteste Erscheinung des 19. Jahrhunderts ist die ewig mit der Reitpeitsche fuchtelnde Lola Montez, die den braven Bierphilistern Münchens gehörig die Hölle heiß gemacht hat. Einer ihrer vielen Sklaven war der Partizipien-Dichter Ludwig I. von Bayern. Sein „Masochismus“ ergibt sich deutlich aus den Dokumenten, die man in der Monographie von Eduard Huchs (Ein vermärtyliches Tanzidyll) gesammelt findet (vgl. auch Abbildung Nr. 648). Ich kann mich daher



642. Allerbödestes Wettrennen. Englische Karikatur auf die Sicherheit

kurz fassen. Lola war entschieden eine hervorragende Schönheit (vgl. den Kupfer Nr. 647), was von den bisher besprochenen Damen nicht in demselben Maße behauptet werden kann. Die populäre Auffassung meint, daß die „Schönheit“ des Weibes fasziniere, und die Volksmeinung ist deshalb so oft verwundert, wenn sie in einem bemerkenswerten Fall von Faszination von dieser erwarteten „Schönheit“ nicht viel zu entdecken vermag. Ich hatte deshalb ursprünglich im Sinne, eine Galerie von Schönheiten, denen man aus dem Leben seinerlei Faszination nachsagen kann, neben einer solche von faszinierenden Weibern zu sehen, denen man wiederum die bewußte Schönheit nicht nachsagen kann. Aber die leidige Tatsache der ewigen Retusche ins modisch Gefällige vereitelte diese Absicht. Es hätte sich aus dieser Gegenüberstellung ergeben, daß die Faszination hauptsächlich von inneren Eigenschaften ausgeht. Was die gesamte Körperlichkeit anlangt, und nicht bloß das meistens allein berücksichtigte Gesicht, so verweise ich auf meine Ausführungen über erotisches und ästhetisches Schönheitsideal (Seite 53—72).

Nur um die Wirkung zu zeigen, die Lola in den Männerhirnen angestiftet hat — sie ist erst neuerlich wieder erfolgreich auf die Operettentheater gebracht worden — will ich einige Stellen aus einem Pamphlet anführen, das 1849 ein gewisser Papon losgelassen hat:

Wie überall, so auch in Warschau, war sie gleich nach der ersten Vorstellung, ihrer seltenen Persönlichkeit halber, das Tagesgespräch der Beaumonde der ganzen Stadt. Was Wunders? .. sie hatte ein Knieband, das ihr während des Tanzes abgefallen, aufgenommen und unter die Herren auf dem Parterre geworfen, die sich darum rissen und einzelne Stückchen als heilige Reliquien aufbewahrten. Ja, die Strumpfbänderwut ging so weit, daß man Lola an der offenen Tafel um ihre Bänder bat, und daß man die dort mit einer goldenen Schere in zahllose kleine Stückchen zerschnitt und sie für bedeutende Summen versteigerte, um von ihnen vornehmsten Anbetern in brillanten Hergen auf der bloßen Brust getragen zu werden. „Der Champagner wurde aus den Schuhen getrunken“, meldet weiser eine Correspondenz, welche der Nordischen Biene in Petersburg zugegangen ist, „die sie eben trug, und hätte sie jedem, der sie um eine Rose bat, auch nur den taufenden Teil eines Haars gegeben, so wären all’ ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen anderer und sie ihrer Kopftiere verloren.“ Um sich vor dem Antrage der zahllosen Kleidhaber Ruhe zu verschaffen, die den Palast, welchen sie bewohnte, in Scharen förmlich belagerten (!), soll sie mit eigener Hand einen Tarif (!) der Kleide geschrieben und an die Pforte haben anschlagen lassen. Nach Inhalt desselben kostet ein gewöhnlicher Knopf auf den Mund 1000 Franken, auf die Augen 500 Franken, auf jeden andern Teil des Gesichts 300 Franken, ein Handtuch 100 Franken, ein Kuss auf irgend einen andern Teil des Leibes unterlag einer besondern geheimen Preisbestimmung“... Lola zählte noch nicht zweihundwanig Ehrliche ihres Lebens und hatte doch schon seit zwei Jahren die Länder des Kontinents zu den Füßen ihrer Schönheit und ihres Talents gesehen. Die ersten Geister des Jahrhunderts zogen an ihrem Siegeswagen; Dichter, Maler, Bildhauer und Tonseher wetteiferten, sie zu verherrlichen. Eine Sündflut von Sonetten brach über alle Zeitschriften herein und die eisgrünen politischen



643. Mrs. Clarke, die Ämterhändlerin
Englischer Kupfer

Kanngießer überschlugen die wichtigsten Artikel ihres Geschmacke, um die Kritiken der Tonleistungen Lola's zu lesen. In Busennadeln, auf Pleisenkörpfen und Tassen von Porzellan, auf Hals- und Taschentüchern, auf Dosen, in Almanachen mit Goldschnitt, vor allen Bilderkramläden usw. war Lola's Bild zu finden: gemalt, in Kupfer gezeichnet, auf Stein gezeichnet, illuminiert, in Schattentrick, auch als Büste aus Carraramarmor in Lebensgröße auf den Mahagonitischenen der Vermögslichen, oder aus Wuhelen in verjüngtem Maßstab für jedermann. Eine Warschauer Zeitschrift, „Der Courier“, bringt zu der Zeit folgende Hypothese über die Reize der Tänzerin: „Lola besitzt von den dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter zur weiblichen Schönheit für erforderlich hält, sechzehnzwanzig, und die wahren Kenner unter meinem verehrten Publikum werden sich meinen Geschmack anschließen, wenn ich Ihnen gestehe, daß blaue Augen zu schwarzen Haaren mich reizender bünden, als schwarze Augen zu schwarzen Haaren ... Alle diese Reize vereint besitzt Lola in dem schönsten Gewande, mit Ausnahme der Farbe der Augen, ein Umstand, den ich gerade für die Krone ihrer übrigen Reize halte. Seldenweise Haare, mit dem Glanzgedieder des Raben wettelnd, liegen in lippiger Fülle den Rücken herunter; auf dem schlanken, jungen Halse, dessen blendende Weise den Schwanenraum beschämt, ruht das schöne Antlitz. Wie soll ich nun Lola's Busen schildern, wenn schon ihr Zähne mich um Worte verlegen machen? überhaupt scheint Lola's Busen allenthalben Furore in die Füder der Recensenten und Künstler gebraucht zu haben; er ist nicht nur einmal, sondern zu östern Malen besungen worden. So zitierte später in München ein Gedicht, betitelt: „Lola's Busen“... Lola's Füßchen halten die Witte zwischen den feinsten Pariser und Chinesen-Damenschuhen (1), die feinen zierlichen Baden stehen unter den beiden untersten Stufen einer Jakobstiege zu sein, die zum Himmel führt; ihre ganze Gestalt gleich gestern Abend der Venus zu Knidus... die höchste aller Schönheiten Lola's, sowie aller Damen, die Augen, habe ich dem letzten Pinselfrische an meinem Portrait der gefeierten Tänzerin vorbehalten. Als Gott den ersten Menschen gemacht hatte, bauchte er ihm eine unsterbliche Seele ein; da schlug er die Augen auf, und darum glaube ich, daß die Seele in den Augen thront. So wie ich noch aus der Jugendzeit meines unerheblichen Studiums der Botanik mich erinnere, von welcher ich nur jene Blumen kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen schmücken, haben wir 16 verschiedene Arten von Vergleichsmüncht. Denken Sie sich nun in Lola's blauen Augen die wechselnde Anmut der einzelnen Arten in einen Strahlpunkt verschmolzen, und diese beiden Gestalten am Himmel der Liebe, von Petrarcha an seiner Laura einst unerreichbar besungen, von dem begauerten Liebreize eines überaus gelddeten Geistes besetzt, so werden Sie leicht begreifen, daß sie überall Siegerin sein muß, wohin ihre magischen Blicke dringen...“



644. Karoline, die Siegerin im Ehescheidungsprozeß
Englischer Kupfer

Unter den bekannteren typischen Mästressen ist die Fisherbert am auffallendsten, weil sie zu einer großen Reihe von englischen Kupfern Aulah gegeben hat, die ihr Verhältnis zu Georg dem IV. fast nur im Sinne des „Reitmotivs“ darstellen. Die Fisherbert war neunundzwanzig Jahre alt und bereits zweimal Witwe, als sie 1785 den Prinzen von Wales kennen lernte. Beide ließen sich im Auslande heimlich trauen; die Ehe wurde aber als ungültig angesehen, da sie dem Hausgesetz widersetzte. Erst 1803 zog sich die Fisherbert

mit einer Pension von 6000 Pfund ins Privatleben zurück. Die englischen Karikaturen über sie und ihren Liebhaber sind ganz ohne Beispiel inbezug auf die erlaubte Freiheit des persönlichen Angriffs. Das große Format und die Illuminierung der Kupfer macht ihre Wirkung noch greller. Die mehrfach erwähnte Zeitschrift „The Hertford Hobby“ zeigt das sehr deutlich. Aber auch die Nr. 638, 639 und 642 sind Reproduktionen nach ebenso großen und farbigen Originale. Auf der Abbildung Nr. 638 erkennt man das Profil Georges IV. am hinteren Ende der Kanone. In Nr. 639 scheint zwar die Gießt des Königs das Hauptmoment der Verstellung zu sein; aber die Bilder, die da an der Wand hängen und ein Blick durch die offene Tür in den Garten belehren uns eines bessern. Ebenso wie bei Nr. 642 spielt auch in der Abbildung Nr. 618 die anspornende Peitsche zweier Damen der höchsten Gesellschaft eine unverkennbar erotische Rolle. In der ganzen Periode dieser englischen Kupfer ist die Begeaglichkeit auffällig, mit der die Zeichner den Leibesumfang der karikierten Weiblichkeit ins Ungemessene zerstören lassen.

Ninon de Lenclos gehörte zur Kategorie der mobischen Schönheiten. Sie verstand, wie man sagt, die Kunst, ihre Reize aufzufordern bis ins hohe Alter zu konservieren. Diese Kunst wird wohl hauptsächlich auf einer angeborenen guten Konstitution beruht haben; es gibt Frauen sowohl wie Männer, die noch mit weißen Haaren jugendlich erscheinen und durch ihren rosigen Teint in Erstaunen setzen. Ninon soll, als sie sechzig Jahre alt war, den Chevalier de Villiers, der nicht wußte, daß er ihr Sohn war, in Flammen gelegt haben. Es heißt, der unglückliche Liebhaber habe sich selbst das Leben genommen, nachdem ihm seine Mutter schließlich die Blutsverwandtschaft enthüllte. Ich nehme die Geschichte nur als einen Mythos; denn es ist bekannt, wie sehr die Franzosen die Spießerei mit dem Inzestgedanken lieben. Ninon war nie vermählt. Was sie schön erhielt, war



643. Madame George Sand
Kupfergravur von J. Weiß



646. Rosa Bonheur
Kupfer nach einer Zeichnung von Auguste Bonheur



647. Lola Montez. Schätzlich von G. Jobel nach einem Gemälde von J. G. Wiedeler. 1847

indessen nicht die Tugend, die eine völlig negative Eigenschaft ist und sich beim längeren Lagern verhält wie die Zitrone auf dem Speicher. Ninon war eine der selbständigensten Frauen, die es gegeben hat. Sie hielt ihren eigenen, sehr begehrten Salon, galt als Muster von Bildung und Anstand, und selbst die erotische Verleumündung hat ihr nicht nachsagen können, daß sie je um Geld oder Geldeswert eine Kunst gewährt hätte. Begünstigt aber wurden so viele von ihr, daß um die Vaterschaft ihrer Kinder stets ein heißer Streit entbrannte. Zwei der am nächsten Beteiligten, der Graf d'Estrées und der Abbé d'Essiat, ließen einmal das Los darüber entscheiden. Sie wurde neunzig Jahre alt, und es wird behauptet, daß sie noch mit achtzig Jahren Verehrer glücklich gemacht habe.

Eine andre Modeschönheit war Lady Hamilton. Auch ihr ist die Nachrede des anfänglichen

Bordells nicht erspart geblieben. Bekannt wurde sie als malerisches Modell (Abbildung Nr. 636) und durch die von ihr weiterhin ausgebildete Kunst der lebenden Bilder. Freilich trat sie nicht, wie später die Prinzessin Ghimay, öffentlich im Varieté auf. Sie zeigte sich nur im privaten Zirkel. Goethe hat im März 1787 im Tagebuch seiner italienischen Reise folgende Notiz niedergeschrieben: „Wenn man in Rom gern studieren mag, so will man hier (in Neapel) nur leben; man vergibt sich und die Welt, und es ist für mich eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehn. Der Ritter Hamilton, der noch immer als englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so langer Kunstsiebzehnerei, nach so langem Naturstudium, den Gipfel aller Natur und Kunstreise in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebaut. Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich schleidet: dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegungen und überraschender Abwechslung. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, nedisch, ausschweifend, bussfertig, lockend, drohend, ängstlich usw. Eins folgt aufs andre und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfsputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belvederischen Apoll selbst.“ Und einige Tage später schreibt Goethe nochmals den Satz wieder: „Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack, und nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt.“ Ist es denkbar, daß Goethe an eine „Hure“ soviel aufrichtige Bewunderung verschwendet hätte? Heute wäre sie eine weltberühmte Künstlerin und für Tournées um den Weltball engagiert. Die Pseudokulturhistoriker, die das Andenken an Lady Hamilton mit hervorgezerrtem Pamphlet-Urrat beschweinsigeln, wären heilsfroh, wenn sie so ein „naturwidrig“ unsittliches Weib zur eigenen Frau hätten. Aber dann wäre sie ihnen „naturgemäß“ eine über jeden Verdacht erhabene „erstklassige“ Künstlerin. Als die „berüchtigte“ Schönheit 39 Jahre alt war, beschrieb eine Zeitgenossin ihr körperliches folgendermaßen: „Ihre Figur ist groß, aber mit Ausnahme der Füße wohl proportioniert. Ihre Knochen sind robust und sie hat



648. Lola und Ludwig. Holzschnitt. Einziger Karikatur. 1847

ein außerordentliches Emboîpoint. Sie hat die Büste einer Ariadne; alle ihre Züge sind fein, besonders die Kopfform und die Ohren. Die Zähne sind ein wenig unregelmäßig, aber ziemlich weiß. Ihre Augen hellblau, mit einem braunen Fleck in dem einen, welcher Mangel aber ihrer Schönheit und dem Ausdruck ihres Gesichtes keinen Abbruch tut. Augenbrauen und Haare sind schwarz, und ihr Teint ist nicht zart. Ihr Gesichtsausdruck ist markant, häufig wechselnd und erregt Interesse. Ihre Bewegungen sind im gewöhnlichen Leben ungräßig; ihre Stimme ist laut, doch nicht unangenehm." Man erkennt aus dieser Beschreibung unschwer die englische Rasse mit einer südländlichen Pigment-Beimischung, auch daß das Wirkungsvolle ihrer plastischen Posen wohl mehr von innen herauskommt.

Ich hebe noch flüchtig, da ich bei späterer Gelegenheit darauf zurückkomme, einige andre Typen von machtbewußten Frauen hervor. Zu den Ehrbaren gehört die Maintenon, verwitwete Scarron, eine ernst und religiös angehauchte Erzieherinnen-Natur (Abbildung Nr. 627). Den Kampf der Ehefrau führte Karoline von England (Abbildung Nr. 644). Eine Stürmerin ist die auf Seite 417 und 673 erwähnte Théroigne de Méricourt (Abbildung Nr. 634). Die mit dem Element des Dämonischen arbeiten, heißen beispielsweise Montespan (Abbildung Nr. 625) und Krüdener (Abbildung Nr. 641). Und endlich jene recht zahlreiche Gruppe, die am Sterben ihres Opfers ein verderbliches Gefallen finden. Viele unbekannte Größen sind darunter, wie Marie Aubren (Abbildung Nr. 630), deren Affaire selbst den Kriminologen entzündet ist, aber auch Namen, die noch lange ihren unheimlichen Klang behalten werden, wie die Voisin (Abbildung Nr. 622), die Brinvilliers (Abbildung Nr. 623) und die Ursinus, geborene v. Weiß (Abbildung Nr. 629), eine Berliner Dame der guten Gesellschaft, die den Trank von schöner Hand mit besonderer Grazie zu fredenzen vermochte.



649. Die Zutte

Baignette von Gallet



Nathalia im Bilde. Karlsruher Zeichnung von Eduard Schäffer. Um 1780





650. Die Odaliske. Gemälde von Ingres. 1854

Schlusswort

Es waren mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, bis sich die einheitliche Gestaltung dieses Werkes herausarbeitete. Man stelle sich vor: da ist ein wissenschaftlicher Plan und ein ungeheures Material an Aufzeichnungen, Beobachtungen und Ideen, die nach allen Richtungen fortstrahlen und ineinander greifen; außerdem die Absicht, zu den gebräuchlichen Urkunden der Forschung zum ersten Mal in großem Umfang das Bild nicht kulturgechichtlich, sondern als sexual-psychologisches Dokument zu verwerten. Nun laufen einem die Bilder ebenso wenig ins Haar, wie die Quellenschriften und die kompletten Untersuchungsergebnisse am Lebenden. Es herrscht ein Wirtswort der Darstellungsmöglichkeiten, der um so größer ist, je kritischer man die Einzelheiten betrachtet und je weniger man sich auf irgend eine vorgefasste Meinung bindet. Technik und Format einer Reproduktion sind abhängig von der Schönheit und Bedeutungskraft einer Vorlage. Manches erscheint erst bedeutend, was nachher im Dutzend aufgeht. Von den Formaten der Bilder aber ist das Raummaß des Textes abhängig, und von den Möglichkeiten der Gruppierung zu Kapiteln wieder die Länge der einzelnen Abschnitte. So war es bis zum letzten Augenblick ein unablässiges

Hin- und Herschieben und Anpassen der Teile; und wer das jetzt so geschlossen erscheinende Werk durchblättert, ahnt nicht, welche Arbeit allein in der buchtechnischen Herrichtung des Ganzen steckt. Da ich mich unbedingt auf die bildlichen Beweise gleichermaßen wie auf das übrige Material stützen sollte, habe ich ihrer äußeren Vorbereitung halber manche Erörterung dehnen und manche komprimieren müssen. Im Grunde aber ist alles, was ich sagen konnte, nur extraktweise belegt worden neben den Ausführlichkeiten, die zurücklieben. Einige für das Thema noch in Betracht kommende Probleme habe ich für eine Darlegung an anderer Stelle aufgespart.

Bei der Auswahl der Bilder hat ebenso wenig eine Tendenz obgewaltet wie bei der Auswahl der übrigen Beweise. Keine Tendenz, aber natürlich eine Auslese. Denn 655 Bilder, so viel es auch sein mögen, sind gegenüber der Kunstproduktion vom Altertum an bis auf den heutigen Tag nur ein verschwindend geringer Prozentsatz. Es kam darauf an, das Typische zu zeigen und Analogien anzureihen. Es ergaben sich Hauptmotive und Motiv-Serien, deren Angelpunkt ein psychologisches Moment ist. Das Typische ging bei der Durchforschung gleichzeitig hervor aus dem negativen Gegenbeweis, daß es nicht möglich sein würde, eine ebenso reichhaltige Bildersammlung über den männerrechtlichen Standpunkt zusammenzubringen, wie hier über die angeblich überwundene Weiberherrschaft.

Ich habe nun den herausgeschälten psychologischen Kern der Bilder identifiziert mit den Motiven des Fольклора, derart, daß eine große Reihe von vordem anders betrachteten Kunstwerken gewissermaßen als gemaltes Fольклора dastehen. Dies war eine Veranlassung, auf den künstlerischen Geburtsbalk in der Psyche überhaupt einzugehn und zu untersuchen, wie sich das Konkretwerden einer abstrakten Aufgabe im männlichen Künstlerhirn vollzieht. Das Vehikel ist immer die individuelle erotische Spannung. Und eben darum vermag das Bild psychologisch auszusagen. Die Konstanz der einzelnen Aussage und ihr spiegelbildliches Wiederauftreten im Fluß der Zeiten ergab, ebenso wie beim mündlichen Fольклора und bei den geschichtlichen Charakterzügen, daß das erotische Motiv zeit- und ortlos ist und seine einzige und gleichmäßige Kausalität in der menschlichen Psyche hat. Soviel zum Bildlichen.

Ich habe mich dann gegen die pathologische Auffassung vom Liebesleben gewandt, mit rein sachlicher Widerlegung; soweit sich die Pathologie aber in moralisch herabwürdigenden Schimpfereien gefällt, mit spieler Polemis. Moral kann man nicht widerlegen; die muß man abwehren, wo sie nicht zur Sache gehört. Ich habe mit Absicht nur v. Krafft-Ebing genannt, nicht weil er gestorben ist und mir nicht mehr antworten kann; sondern weil er der Anführer dieser aus der allgemeinen Krankheitstheorie und jesuitischen Sündenauffassung entsprungenen Konfusion ist. Ich wollte ferner nur gegen die Theorie kämpfen und nicht gegen die Personen der Theoretiker, die überdies vielfach übernehmische Leute sind und ihre Bücher nicht von ihrem Menschentum trennen können. Es wäre ja eine Kleinigkeit gewesen, so und so viele Autoren namentlich zu nennen. Aber das lag ganzlich außerhalb meiner Absicht. Es ist ein Verhängnis der Sexualwissenschaft, daß sie zunächst mit dem näheren Studium der Homosexualität, einer gutgehaften Spielart der Liebe, beginnt. Da war die Schimpferei denn bald im besten Gange. Autoren haben darüber geschrieben in einer Art, als wenn sie mit Glacéhandschuhen eine Abortgrube ausräumen sollten. Man fragte sich vergeblich, wie ihnen bei der beständigen Bewertung des Abschus des Täters diese Tätigkeit möglich gewesen sei. Aber bei dem wirtschaftlichen Niederbruch des Ärztestandes ist der Ertrag aus Gutachten und Büchersfabrikation nicht ohne Wirkung auf das Beharren in einem System geblieben, das

ohne den pathologischen Anstrich aus dem Bereich der Medizin so ziemlich herausfallen würde. Ein Autor, der mir eben ein neues Werk über „krankhafte“ Sexualität überreicht hatte, erwiderte auf meine Frage, ob er denn von der Richtigkeit der pathologischen Auffassung überzeugt sei: er denke garnicht daran, aber das Werk sei halt für ärztliche Kreise bestimmt und da könne man doch nicht gut aus dem System herausgehn. Ich selber habe alle diese Probleme zum ersten Mal kennen gelernt aus — den Handbüchern der Psychiatrie, als ich vor ungefähr zwanzig Jahren als junger Student der Medizin wissbegierig über mein Fach herfiel. Ich war maßlos verblüfft, dort von Dingen zu hören, die mir so neu vorkamen, wie die Quadratur des Zirkels; noch mehr aber darüber, daß sich der Begriff der Krankheit bis in die Moral erstrecken sollte. Seitdem hat sich ja eine gewisse Wandlung der Anschauungen vollzogen. Vor allem bei den Kriminologen. Eine Zeit lang schien es, als siehe der ärztliche Gutachter auf jeden Fall über dem Strafrichter. Sobald ein Sittlichkeitstadel vorlag, trat der forensische Sachverständige auf und reklamierte den Patienten mit Hilfe des § 51 für sich und seine „Behandlung“. Anstatt daß man daran gegangen wäre, gegen die drückende Härte mancher Sittlichkeitsparagraphen zu arbeiten, wurde der Strafrichter als inhuman verschrien, wenn er die Alten über den Fall nicht sofort schloß, sowie der Psychiater die Schwelle des Sitzungssaales überschritt. Wie stark das berechtigte Misstrauen gegen die Diagnostiker der Geisteskrankheit gestiegen ist, zeigen die sich beständig mehrenden Gegenäußerungen, die öffentlich vom Richterisch auf fallen. Erst kürzlich unterbrach ein Landgerichtsdirektor in einem sensationellen Falle den Speech des Sachverständigen mit der Bemerkung: „Die Zahl der ganz normalen Menschen wird ja immer kleiner mit den Fortschritten der psychiatrischen Wissenschaft (Heiterkeit im Zuhörerraum), vulgär gesprochen ist ja nach Ansicht der Wissenschaft wohl jeder Mensch ein bißchen verrückt!“ Mein eben verstorbener literarischer Freund Paul Nägele, selber ein oberster staatlicher Psychiater und Senior der sexualwissenschaftlichen Kritik, hat schon vor längerer Zeit den Saal geschrieben, es gebe in Deutschland höchstens drei oder vier Psychiater, die als ernst zu nehmende Kenner in Betracht kommen. Ich denke, er mußte seine Spezialkollegen wohl am ehesten einschätzen können. Auch einige Spezialisten für Haut- und Geschlechterkrankheiten haben das psychiatrische System glatt adoptiert, ja ins Pedantische gesteigert. Interne Fachtheorien bleiben auf vielen Gebieten unter beständigem Ausschluß der Öffentlichkeit. Anders ist es mit den medizinischen Forschungen. Der gebildete Laie steht mit ihnen in einem beständigen Kontakt und wird aus erster, breiter und leider auch noch untergeordneter Hand über alle Errungenschaften unterrichtet. Die allgemeine Verbreitung der pathologischen Theorie hat manch verzwitselte Stimmung geschaffen.

Ich habe vor allen Dingen in meiner Darstellung das moralisierende Urteil, das eigentlich immer als Verdammungsurteil auftritt, gänzlich ausgeschaltet. Naturwissenschaftlich kann die Moral nur ein Objekt der Untersuchung sein, nicht aber untersuchendes Medium. Als solches ist sie schon deshalb bedenklich, weil sie so außerordentlich wandelbare Erscheinungsformen hat, wie nur immer ein Begriff, der unter die Kategorie „Mode“ fällt. Das gleiche gilt von dem ästhetischen Schönheitsideal, dem ich als unveränderliche Konstante ein erotisches Schönheitsideal des Weibes gegenüberstelle. Anatomisch bezieht sich letzteres auf das plastische Unterhautfettgewebe als Kraftreservoir. Damit nähert sich dies Ideal einer andern Reizquelle: Vornehmheit des Weibes ist in der Völkergeschichte identisch mit Fett und Trägheit und der Überlassung der Arbeit an Slaven. Das ästhetische Mode-Ideal der neueren Kunst führt, weil es sich vom erotischen Ideal entfernt hat, zur Enttäuschung der Entkleidung.

Die Richtung des Geschlechtstriebes oder besser die erotische Reaktionsfähigkeit unterliegt von Natur, ebenso wie in ihrer Intensität, einer außerordentlichen Variabilität. Bei minutöser Untersuchung findet man kaum einen Menschen, der hier bis in die kleinsten Einzelheiten einem andern gleichen würde. Konstant ist das Faszinationsbedürfnis des Mannes durch das Weib; er reagiert auf Emanationen, die vom Weibe ausstrahlen. Emanationen gehen von allem aus, was dem Weibe zugehört, also auch von einzelnen Körperteilen und Kleidungsstücken. Der angeblich pathologische Fetischismus, der sich ganz allgemein nur auf das andre Geschlecht bezieht, ist im Gegenteil der ursprüngliche, und der Fetisch selber ist ein Genus-Zeichen. Während der sogen. physiologische Fetisch, der einer bestimmten Person zugehört, entwicklungsgechichtlich erst sekundärer Natur ist und ein Individual-Zeichen darstellt. Beide, Genus- und Individual-Zeichen, sind immer weiblich, ihre Anziehungskraft wirkt auf den Mann; woraus sich ergibt, daß der sogen. Fetischismus ein speziell männlicher Sexualcharakter ist.

Der menschliche Wille ist letzten Endes determiniert, sodaß das Gefühl der Wahlfreiheit der Handlungen nur aus einer Erinnerungsläuschung hervorgeht. Die Denkbarkeit einer andern Entscheidung wird mit ihrer Möglichkeit verwechselt. Niemand vermag, wie die Pathologie es ausdrückt, seinen Willen aufzugeben. Die angebliche Willentlosigkeit des liebenden Mannes vor dem geliebten Weibe erweist sich als außergewöhnliche Intensität des Wollens, insofern nichts schwieriger ist, als exakt dasselbe zu wollen wie das Weib. Dies ist aber der Schlüsselein der physiologischen Umwerbung und des natürlichen Liebesspiels. Das Weib ist, im Unterschied zum Mann, von einer relativen Passivität; es liegt bei ihr, wie beim Motor, eine Schwelle vor der Kraft. Durch die Summierung des männlichen Willens mit dem jüngenden weiblichen Willen zu einer Einheit wird diese Schwelle genommen und die Funktion der weiblichen Psyche in Betrieb gesetzt.

Zu diesem inneren und unterschiedlichen Sexualcharakter des Weibes kommt ein anderer. Dem Lustgipfel ist beim Weibe regelmäßig ein ausgedehntes Vorlust-Stadium vorgelagert. Nur die Empfindungskurve des Mannes vermag unmittelbar aus der Tiefe zur Höhe zu schnellen. Darin liegt seine Fähigkeit, sich der Prostitution zu bedienen, deren seelische Wurzeln also allein in der Psyche des Mannes zu suchen sind. Vorlust ist für das Weib: Umwerbung durch den Mann. Da die Umwerbung der Prostituierten gegenüber fortfällt, fehlt ihr auch der Lustgipfel. Er wird in der Regel gemimt. Die Gewöhnung des modernen Mannes an den prostitutionären Schnellverkehr hat den Ehefrauen eine bedenkliche Einbuße an Lustmomenten eingetragen und zu der falschen Auffassung von der „mangelhaften“ Geschlechtempfindung des Weibes geführt. Es ist im Buch nicht gesagt und ich werde es an anderer Stelle ausführen, daß das Weib zwei verschiedene Empfindungskurven besitzt, die von zwei verschiedenen erotogenen Stellen ausgehn. Nur die eine davon ist analog der des Mannes. Aber gerade diese eine ist wissenschaftlich noch nicht beschrieben worden.

Idee und Tat sind in der Erotik von gleicher Qualität; nur ist jene massenhafter als diese. Psychologisch beweisend ist deshalb die Idee, die Vorstellung, die Assoziation in gleichem Maße wie die Handlung. Im innersten Kern der Assoziationen pflegt ein Vorstellungskomplex zu stehen, dessen Reizausstrahlung niemals abblässt, der immer eine Reaktion hervorruft; sei es, daß er als zufällige Kombination von außen perzipiert wird; sei es, daß er nur von innen wirkt und sich bloß illusionär nach außen projiziert. Ich nenne ihn die unfehlbare Idee. Sie variiert ungemein und diffizil.

Die erotischen Motive der Tradition, mündliche, schriftliche und bildliche, tropfen inner-



LES

BAIGNEUSES

Dedico a Monseigneur Lava
Lieu de France L'Amour Gentilhomme de la
Lettre et des Arts de M. de Voltaire
du Ville et Chateau de Montreal sur Mer
Pereau Empreinte Gouache de l'Ape pour le Petit C. Impression de l'Estampe

Mme d'Uumont Duc d'Uumont
Chambre du Roi, Chevalier de l'Ordre
Gouverneur de Boulogne et Petit Boulogne
et ses Villes et Chateau de Compiegne
Sur une terrasse et sous un arbre de grande longueur

651. Unterhaltung im Bade. Kupfer von Lemercier. Um 1760

halb von Jahrtausenden durch die psychischen Siebe der Menschheit und werden auf den Prozentsatz des denkbar Möglichen hin filtriert. Das filtrierte Motiv erlangt so einen Beweiswert für die normale Variationsbreite der Lusthandlungen überhaupt. Diese enthält so ziemlich alles, was die Pathologie irrtümlich mit ihren Spizimarken etikettiert hat. In der gesamten biologischen Lebewelt herrscht bei der Fortpflanzung der Art eine ungeheurelle, im endlich begrenzten Sinne des Menschen unökonomische Eis- und Samenverschwendug. Dieser „Verschwendug“ geht im Liebespiel der Tiere und Primitiven ein analoger Aufwand an Lusthandlungen voraus. Die Natur funktioniert nicht auf dem kürzesten Wege, sondern auf dem längsten Umwege. Da nur die Erhaltung der Art niemals das bewußte Ziel einer Sexualhandlung bildet, sondern bewußt es Ziel nur die Erreichung des Lustgipfels ist: so halte ich es für verlebt, wie es die jesuitische Moraltheologie und die ihr verwandte Pathologie tut, alle Lusthandlungen außer dem Koitus als sündhaft oder krankhaft zu klassifizieren. Das teleologische Korrigieren der Naturästhetiken ist unwissenschaftlich. Ich klassifizierte daher alle innerhalb der oben erwähnten Variationsbreite vorkommenden Lusthandlungen als gleichwertig und bezeichne sie im biologischen Sinne als Verschwendungs lusthandlungen.

Die Gestalt des Weibes wird in Literatur und Kunst nur geoffenbart durch Spiegelreflex aus der Seele des Mannes. Sie ist sein Denken, sein Traum und seine Wunsch-Symbolik. Selbstbekennnisse der Weiber von sich sind selten, und vorallem häufig selten ist das Belebenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Das Wunschbegehrten des Mannes bringt Motive hervor, wie das Reitmotiv oder den Hampelmann, die allenfalls selbsttätig aus der Psyche entstehen und darin dem völkertuudlichen Elementargedanken gleichen. Die Anbetung des Weibes, die in ihnen als einem Teil der natürlichen Urmverbung liegt, kommt dem erotischen Machtgefühl des Weibes entgegen und erregt Vorlust. Alle diese Umstände sind rein physiologische Faktoren. Ihre Intensitäten hat die Pathologie einseitig als Masochismus und Sadismus ausgedeutet. Nichts ist aber in der Welt verbreiteteter, als der Gewinn von Lustmomenten aus Herrschaft und Unterthanentum. Oder, in Fortsetzung der Analogie ausgedrückt, der politische Masochismus ist eine der wichtigsten Triebkräfte beim Aufbau gesellschaftlicher Schichtungen.

Die Zusammenhänge zwischen Lust und Leid bilden eins der merkwürdigsten und dunkelsten Probleme der Psychologie. Ich habe den lustvollen Schmerz in Parallele gebracht zu den Erscheinungen der Hypnose und Suggestion und damit keine Erklärung, aber eine Aufhellung des Tatbestandes versucht. Auch diese vollkommen physiologische Parallele ist ein Gegenbeweis gegen die pathologische Auffassung.

Die Unklarheit, die sich in der juristischen Beurteilung des Erotischen zeigt, hat mich endlich veranlaßt, den Begriff obwohl psychologisch zu definieren und den tragisch umgehenden „Normalmensch“ als ein Phantom nachzuweisen.

Das wäre in aller Kürze, was ich an neuen Auffassungen in diesem Werk beizubringen habe. Daneben läuft, in Gruppen gesondert, aber doch stets ineinandergreifend, die Darstellung vom Sexualcharakter des Weibes und ihres männlichen Gegenpielers. Vom Mutterrecht der grauen Vorzeit an bis zu den Suffragetten unserer Tage ist eine einheitliche Triebkraft sichtbar. Nicht das Weib hat sich im Laufe der Zeiten emanzipiert, sondern der Mann. Er war ehemals in einer Knechtschaft besangen, die jeden Gedanken an eine Gleichberechtigung ausschloß. Durch

den Alleingewinn der Eigentumerechte, ihre Entwicklung zur kapitalistischen Wirtschaft und durch die Prostituierung des Weibes hat er sich zum Herten gemacht. Er hält die Machtmittel in seiner Hand vereinigt und lässt die unterdrückte Frau nicht aus der vaterrechtlichen Unmündigkeit heraus. Siegen tut seit langer Zeit immer nur das einzelne Weib im Gegensatz zur Gesamtheit der Frauen, und es siegt dann nur durch die in ihm ruhende genitale Macht. Ob die schöne Forderung der Gleichberechtigung sich jemals erfüllen kann, ist mir sehr zweifelhaft. Wann hat es je eine Gleichstellung der Geschlechter gegeben? Der Blick nach rückwärts zeigt uns ein ewiges Auf und Nieder der Wage ohne ihr Ausbalancieren. Der individuelle Fall ist nicht maßgebend. Da lässt sich vieles durchsehen, wo Erkenntnis und Wille vorhanden sind. Wir dürfen aber den wesentlichsten Trieb der Menschheit nicht von einem Einzelstandpunkt hoher persönlicher Kultur aus betrachten.

Überhaupt vermag der Einzelne wenig auf dem schwer erforschbaren Gebiet zer splitterter Nuancen. Die Bücher schweigen über die wichtigsten Fragen des inneren Betriebes. Denn auch der Lebende schweigt, wo er Neugier vermutet, oder Missbrauch und moralische Herabsetzung fürchtet. Es ist für den Untersucher außerordentlich mühsam, unter diesen Umständen die Wahrheit zu ermitteln. Im Interesse der wissenschaftlichen Detailarbeit wäre ich daher den Lesern dankbar, wenn sie Mitteilungen psychologischer Natur an meine Adresse (A. Kind, Zehlendorf bei Berlin) richten wollten.

*

*

*



652. Vierre lang!
Zeichnung von Théophile. 1896
Simplissimus

Register



653. Traum-Idee. Künstler von R. Newton. 1796

Verzeichnis der Beilagen

(Alphabetische Anordnung nach dem ersten Haupthaupt der Unterschriften)

	neben Seite
Albion, die stolze Schönheit. Politische Karikatur aus der Napoleonischen Zeit, von Th. Newlandsen	240
Der Amateur. Farbige Lithographie nach einem Gemälde von L. Detouche. Um 1855	512
Anbetung der Gerechtigkeit. Kupferstich von Santedam nach Golzius. 1596	368
Antiope und Jupiter. Kupferstich von P. Audouin nach einem Gemälde von Correggio. Um 1800	64
Der Badozen der Jugendlichkeit. Deutsches Blatt um 1525	376
Vor dem Ball. Kupferstich von Jean de Troy. Um 1770	88
Die Ballkönigin. Karikatur von J. Bac. Album. 1902	256
Bathsäba im Bade. Farbiger Stich von Edward Gautier. Um 1780	688
Das graziöse Bein. Schabkunstblatt nach Desrais. 1785	496
Die Besiegterin. Somb. Darstellung der Weiberherrschaft. Gemälde v. A. v. d. Venne. (1589—1662)	16
Bewunderung der schlafenden Schönheit. Kupferstich von St. Aubin. 1780	48
Eine moderne Circe. Aquarell von M. Fröhlich. 1910	648
Kutschierende Dame. Anemone Berliner farbige Lithographie. Um 1860	632
Die Dame mit dem Kater. Farbstich von Maurin. 1910	520
Dame mit Windhund. Pariser Modesarikatur von Plun. 1910	128
Die Emanzipation von 1844. Modesarikatur von Grandville	392
Sanfte Ermahnung des Unfugshüters Amor. Kupferstich von Porporati. 18. Jahrhundert	8
Die Erziehung zum braven Ehemann. Satirisches Blatt vom Jahre 1550	264
Europa und der Stier. Kupferstich von G. Jeaurat nach einem Gemälde von Le Clerc. 1714	600
Evas Apfel. Holzschnitt von Hans Baldung Grien. 1511	40

88*

In den Hängen des Vampirs.	Anonyme Lithographie.	Uml. 1890	304
Flatternde Volants.	Französische Farbenlithographie von Kinder.	Uml. 1855	640
Die Frau Ministerpräsidentin.	Pariser Plakat von Raoul Bion.	. . . . .	448
Fußpflege und Leidtrüte.	Moderne Farbenlithographie von A. Guillaume.	1908	328
Die Fußwaschung.	Schabkunstblatt nach Desrais.	1785	496
Der brave Gatte.	Farbige Lithographie von B. Adam.	1840	560
Rasendes Glück.	Englischer Kupfer nach einer Zeichnung von Cipriani.	1801	96
Im Hain der Amoretten.	Kupferstich von J. Schall.	Uml. 1785	80
Hebe läßt den Adler trinken.	Schabstich von Ignatius Unterberger.	1790	56
Held Menelaus bekommt seine schöne Helena wieder.	Lithographie von H. Daumier.	1841	384
Heracles in Banden der Omphale.	Anonymer Kupfer.	Uml. 1725	592
Eine königliche „Herrin“.	Zeichnung von G. Sieben.	1909	664
Die Herrschaft der Ehefrau.	Deutsches Blugblatt aus dem 17. Jahrhundert.	. . . . .	400
Eine Herrscherin im Staatskleide.	Kupferstich von J. Daullé nach dem Gemälde von L. Toeque	. . . . .	672
The Hertsford Hobbo.	Englische Karikatur von 1819. Der vierte Georg als Siedenpferd.	. . . . .	208
Hochmut.	Kunstblatt von J. Zimro.	1906	344
Sie muß die Hosen anhaben!	Französische Farbenlithographie von N. Martin.	Uml. 1830	432
Sie weiß, daß sie die Hosen kleiden.	Farbige Lithographie nach L. Guérard.	Uml. 1855	440
Die Jagdherrin.	Farbige Lithographie nach Alfred de Dreux.	Uml. 1855	416
Joseph in Nöten.	Italienischer Kupfer von Rainoldi nach einem Gemälde von Bellini.	1796	608
Ein keuscher Joseph.	Anonyme Berliner Lithographie.	Uml. 1850	568
Die Jüdin.	Radierung von Louis Legrand.	1908	336
Judith und Holofernes.	Gemälde von G. Strahmann.	1910	168
Kandaules zeigt dem Onkes sein Weib.	Lithographie nach einem Gemälde von Cesevre.	1852	624
Der Kopfsprung.	Anonyme moderne amerikanische Lithographie	524	
Gestohlene Krallen.	Lithographie von Lafosse nach G. Roqueplan.	Uml. 1850	360
Das Lever der gnädigen Frau.	Italienischer Kupferstich von Pietro Longhi	288	
Liebe macht zähm.	Kupferstich von Mariage.	18. Jahrhundert	144
Im Liebesgarten.	Aus dem mittelalterlichen Hausbuch des Fürsten Waldsburg-Wolfegg	456	
Liebesgarten.	Deutscher Holzschnitt vom Jahre 1520	464	
Das Liebesgeständnis.	Kupferstich von Fragonard	112	
Madame Pompadour im goldenen Schlitten.	Kupferstich nach dem Gemälde von Boucher	. . . . .	656
Mademoiselle Monarchie oder Das ersehnte Glück.	Satirische Farbenlithographie.	1830	184
Zahme Männer und wütige Weiber.	Deutsches Blugblatt des 17. Jahrhunderts.	. . . . .	232
Der Männerlauf.	Blugblatt auf die Macht des Reichstums.	16. Jahrhundert	280
Mariannes Auftritt.	Französische Karikatur von Jean Weber	176	
Monsieur Phénix vor dem Areopag der Damen.	Scherhaft Zeichnung von Widhopff.	1899	472
Nessus und Dejanira.	Französischer Kupfer nach einem Gemälde von Guido Reni.	1802	616
Eine moderne Omphale.	Kupferstich nach D. Solomon.	1867	200
Das Ordensfest der Hahneie vor dem Thron J. M. der Untreue.	Farbiger Kupfer.	Uml. 1815	296
Pan und Nymphe von Arnold Böcklin . . . . .	. . . . .	576	
Der aufgezäumte Philosoph.	Farbiger Holzschnitt von Hans Baldung Grien.	1513	584
Die rasende Potiphar.	Farbiger Stich nach Alessandro Veronesi (1582—1648) von Edouard Gautier	. . . . .	544

Die Rolle der Weiber beim Bogermatch. Groteske von Thomas Rowlandson.	1811	216
In Rüschen. Pariser Plakat von A. Barrière		528
Salomo opfert seiner Göttin. Kupferstich von Bartolozzi nach einem Gemälde von Amiconi		488
In heißem Schlaf. Farbiger Stich nach Tizian von Edward Gautier. Um 1780		480
Die Schule der Chemänner. Französisches Blugblatt um 1650		272
SIE und er. Farbige Lithographie von Honoré Daumier. 1840		XII
. immer berückt sie die Sinne des Mannes. Aus der Zeitschrift <i>La Vie Parisienne</i> . 1885		504
Eine königliche Sitzgelegenheit. Politische Karikatur auf den Prinzen von Wales. 1820		680
Das Spielzeug der englischen Ladyn. Farbiger Kupfer von J. A. Gruithuisen. 1818		152
Hopla — Spieler! Programm zum „Bal des Quat'sarts“ von Maurice Neumont. 1905 .		320
Die läppige Susanne. Gemälde von Arnold Böcklin		576
Die befreidigte Torera. Plakat von Roedel. Um 1900		424
Der Tragseßel. Anonymer Farbentwurf des 18. Jahrhunderts		536
Umwerbung. Farbige Lithographie nach einem Gemälde von Kinder. Um 1858		72
Venus auf dem Rosenbett. Ein Märchenraum. Ölgemälde von C. Strathmann. 1911 .		32
Venus mit ihrem Hoffstaat. Kupferstich von Moitte nach einem Gemälde von Boucher. Um 1760		24
Venus ist unmutig über ihren Sohn. Kupferstich von Vitali. Um 1730		136
Venus straft Psyche wegen der Verführung Amors. Kupferstich nach J. F. de Troy. 1779		192
Ruhende Venus. Englischer Kupfer nach einem Gemälde von Grasho. 1796		120
In Verführungsnoten. Berliner farbige Lithographie von Nordmann. Um 1855		552
Vergils Nach. Handzeichnung von Alt dorfer. 1511		224
Die Verleumdung. Symbol des weiblichen Sadismus. Nach einem Gemälde von Ad. Yvon		248
Verführung eines unheiligen Antonius von heute. Aquarell von Adolphe Willette. 1910		312
Im Vorhof der Ehefreuden. Anonymer Farbstich. Um 1818.		296
Das Weib als Symbol des Glückes. Kupferstich von Albrecht Dürer		104
Das Weib mit dem Hampelmännchen. Radierung von Felicien Rops. Um 1880		160
Der Weiber Regiment und Privilegien. Deutsches Blugblatt aus dem 17. Jahrhundert. .		408



654. Schneckenpost
Schattenspiel von Michel Delarocque. 1833



653. In der Manege

Zeichnung von Grandville. 1842

Nachtrag zu den Quellenangaben

(Es wäre ein Unfug, die vielen Tausende von Druckschriften aufzählen zu wollen, die bei den Vorstudien für dies Werk durchgesehen worden sind. Nur um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, nenne ich hier die Titel einiger neuerer Arbeiten, die weiter vorn, um den Text nicht zu beschweren, nur unvollständig angeführt wurden.)

Otto Adler, *Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes.*

J. J. Bachofen, *Das Mutterrecht.*

Hans Benzmann, *Moderne deutsche Lyrik.*

Lilly Braun, in: *Mann und Weib*, herausgegeben von Schumann und Weiss.

Johann Bresler, *Die Willensfreiheit in moderner theologischer, psychiatischer und juristischer Beleuchtung.*

Büchner, *Liebe und Liebesleben in der Tierwelt.*

Gordier, in: *Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.*

Hugo Dafnner, *Salome.*

Otto Ehlers, *Im Sattel durch Indochina.*

Havelock Ellis, *Geschlechterkrieg und Schamgefühl.*

— —, *Das Geschlechtergefühl.*

— —, *Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie.*

Havelock Ellis, *Die franthafoten Geschlechtsfindungen auf dissoziativer Grundlage.*

— —, *Sex in relation to society.*

Flaubert, *Salamo.*

Adele Gerhard und Helene Simon, *Mutterschaft und geistige Arbeit.*

Haddon, in: *Journal of the Anthropologic Institute.*

Ed. Hahn, *Das Alter der wirtschaftlichen Kultur.*

Illustrierte Volkskunde, herausvg. von G. Büsch.

P. Jacobin, in: *Archives d'Anthropologie criminelle.*

Jaf et Saldo, *Flagellantes et Flagellées.*

Joest, *Weltfabrien.*

Karuk, in: *Zeitschrift für Ethnologie*, 1913.

Kraemer, in: *Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.*

Karl Kraus, *Die Fadels.*

— —, *Sittlichkeit und Kriminalität.*

Karl Kraus, *Sprüche und Widersprüche.*

— —, *Die chinesische Mauer.*

M. Lampe, *Das Problem der Willensfreiheit bei Negro, Euden, Windelband, v. Hartmann und Wundt.*

Gustave Le Bon, *Psychologie der Massen.*

J. Leute, *Das Sexualproblem u. d. katholische Kirche.*

- Jacques Loeb, über den chemischen Charakter des
Befruchtungsvorgangs.
- Pierre Louys, Aphrodite, Mœurs antiques.
- Mann und Weib, ihre Beziehungen zueinander und
zum Kultusleben der Gegenwart, herausgegeben von
Kohmann und Weiß.
- Marie Madeleine, Drei Nächte.
- O. Martens, Ein Galiläa unseres Jahrhunderts.
- Grete Meissel-Hoch, Die sexuelle Krise.
- Georg Merzbach, Die krankhaften Erscheinungen
des Geschlechtsinnes.
- Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des
Weibes.
- A. Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis.
- C. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord.
- Nietzsche, Werke.
- Partinson, Dreißig Jahre in der Südsee.
- Th. Petermann, in: Sexualprobleme, herausgegeben
von Marcuse.
- L. Pochhammer, Zum Problem der Willensfreiheit.
- J. G. Porstho, Meine Hölle.
- Poschinger, Fürst Bismarck und seine Hamburger
Freunde.
- A. H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des
Familienrechts.
- Gabriele Reuter, in: Neue Generation, herausg.
v. Helene Stoeter.
- Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.
- Joh. Scherr, Bilderzauber der Weltliteratur.
- Rich. Schmidt, Halite und Halitium im alten und
modernen Indien.
- A. Schubart, in: Jugend, München, 1909.
- H. Schurz, Urgeschichte der Kultur.
- Spete, Journal of the Discovery of the Sources
of the Nile.
- J. v. Stein, in: Zeitschrift für Ethnologie, 1875.
- Bernhard Siern, Geschichte der öffentlichen Sitt-
lichkeit in Russland.
- Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie.
- Tausend und Eine Nacht, Verlag Stern.
- K. Toeppen, Der Neger im Kongostaat, in: Berl.
Bot. Anz. 1910-416.
- Törsl, in: Correspondenzblatt der Deutschen Gesell-
schaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
- O. Uzanne, L'ombrelle.
- Max Verworn, in: Correspondenzblatt der Deut-
schen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und
Urgeschichte.
- C. H. Weber, Die Lehre vom Tastsinne und Gemein-
gefühl.
- Franz Wedekind, Werke.
- Franz Werfel, Der Weltfreund.
- Eduard Westermarck, History of human marriage.
- —, Origin and development of moral ideas.
- Fritz Wille, Das Frauenideal und die Schätzung
des Weibes im Alten Testament.



656. Ertl. Elliput

Karikatur auf das Jahr 1918



657. Regenfahrt
Ausonymer Schattenbild

Sachregister

- Abränderung des Sexualtriebes 259.
- Abenteuer 470, 629.
- Abgläuben 339, 358.
- Abraham a Santo Claro 232, 318, 450.
- Abtrag, hoher 408.
- Abstrebung 650.
- Achill 222.
- Achselföhle 512.
- Achtungswertigkeit 104.
- Adress des Textverfassers 605.
- Afrikareicher 128.
- afademischen Damen 384.
- Akrobatis 425, 620.
- Altäre 501, 616, 631.
- Altie 550.
- aktiv 18, 100, 115, 260, 631.
- altnell 518.
- alba 422.
- Alp 339.
- Alt-Agypterin 176.
- Alte vom Berge 200.
- Alter 111.
- Amateur-Detektiv 233.
- Amazonen 150, 401.
- Amerikanerin 87, 302.
- amour des dames 466.
- Amulett 481.
- anbetende Mann 294.
- Angst-Traum 234, 339.
- Anhimmelingelclub 213.
- Anrede 193.
- Anschleiferarten 637, 648, 654, 656, anstößig 634, 682.
- Anthropophagie 486.
- Antidrith 258.
- Antonina, Gattin Belisars 658, 660.
- Antonien 86, 91.
- Aphtodite 168.
- Apotheose 29.
- Arbeiter 555, 556.
- Arriadne 406.
- Artiloteles 32, 34, 572, 586, 595, 599, 606–616, 618, 622.
- Armband 408.
- arrets d'amour 472.
- Artemis 158.
- Ärztiinnen 384.
- Asexualität 3.
- Asleten 156.
- Äsäfinsinen 200.
- Aster, Missis 209.
- Atlanta 425.
- Atlas 529.
- Audienz 603, 604.
- Auffassungen, neue 694.
- Auge 684.
- Ausgeburt masochistischer Phantasie 570, 646, 662, 663, 692.
- Ausleie 69, 110.
- Ausnahmen 643.
- Auto-Erotik 221.
- Badeanzug 515.
- Baden 584.
- Bademäntel 472.
- Barthesa 632.
- Bänche, dicke 54.
- Bauchtanz 84.
- Bauernball 224.
- Bavarid 460, 462.
- Bediennung 576.
- Begattungskrieger 146.
- Beichte 520.
- Beischwader 477.
- Belisar 658, 660, 662.
- Beruf 233.

- Berufstätigkeiten 555.
 Bevölkerungszunahme 450.
 Bibel 89, 412, 588.
 Bienenstaat 268.
 Bild als phsol. Dokument 324,
 689.
 Bilder, Auswahl 690.
 Bismarck's Priere 210.
 Blaubart, welschlicher 325, 338.
 Blausturmpf 667.
 Blinde 120.
 Bloomer 433, 445.
 Blutadate 236.
 Bluttaufe 258.
 Boccaccio 86, 634, 638.
 Bonellia viridis 268.
 Bordell 124, 260, 513, 533, 555.
 Borgia, Lucrezia 663, 664, 665,
 668, 670.
 Brinwiliert 688.
 Brunhild 411.
 Brust 67, vgl. Busen.
 brutale Mann 217.
 Buddhisten 100.
 Bürgermeisterin 395.
 Bußen 468, 493, 512, 516, 642, 684.
 Buße 156, 341.
 Buße, hundertjährige 262.
 Butterhamme 617.
 byzantinisches Zeemoniell 664.
 Byzantiniemus 207.

 Cabestaina, Guillelm von 473.
 Café 517.
 Canaille, verachtete 192.
 Cancan 86.
 cartel 465.
 Casanova 297, 678.
 Gäßewahnjänn 190.
 cavaliere servente 393, 475.
 Champagnerbäder 226.
 Chefsache 421.
 chemise 600.
 Chemikimus 42.
 chevalier-esclave 470.
 Christenflaven 558.
 Christentum 556.
 Christea 459, 475.
 Circe 24, 36, 214, 631.
 Cleo de Mérode 578.
 Conclave 186.
 cortejos 472.
 Couplet 515.
 cowgirls 417.
 Curare 628.
 Cutteje 460.
 Durchdringlichkeit, Weiberrherrschaft
- Dabomes 412, 485.
 Damenboegclub 427.
 Damestifteur 584.
 Damenstiefel 489, 649.
 Dame 654.
 Däninnen 434.
 décolleté 438.
 Degeneration 107, 500, 528, 536.
 Dejanira 585, 628.
 Delila 462, 483, 484, 492, 516, 588.
 Demut 130, 177, 341, 558.
 demütigen 470.
 Depression 500.
 Determinist 98.
 Detumescenz 104, 146.
 devise 463, 468.
 Diana 196, 409, 409, 631.
 Diane v. Poitiers 407.
 Die, Beatrice von 474.
 Diebstahl 494, 499.
 Dienst-Ehe 364.
 Dienststil 472.
 Dienstmädchen 580.
 Diluvialmensch 64.
 Disziplin 237, 259.
 Dogaresha 328.
 Dogmen 652.
 Dolores 242, 474.
 domina 573, 581.
 Domestiken 563.
 Donquichotterie 472.
 Dreifür 178, 254.
 Drohnen 268.
 Dualität, scheinbare 220.
 Dubarry 22, 519, 658, 667, 672,
 680, 681.
 Duell 92.
 Du und Sie 197.

 Ehendürftigkeit, psychische 556.
 Ehe 515, 655.
 Ehe, Kompromiss-Natur der 128,
 480.
 Ehebruch 480, 635.
 Hemann als Karrenbund 267, 322.
 Ehepaten 477.
 Ehescheidung 366.
 Ehe der Damen 464, 466.
 Ehelichkeit 480.
 Eierhänderin 390.
 Eigenhaftigkeit, innere 683.
 Einhorn 93.
 Einsichtsfeste 309, 521.
 Eisenbahntatastrophe 254.
 Eigentum 63.
- Eigelle 41.
 Ejaculation 525.
 Ekel 634, 638, 647—652.
 Clementargedanke 170, 570, 604.
 Elisabeth, König 435.
 Elisabeth v. Österreich 670, 676.
 Emanation 521, 522, 580, 595, 602.
 Emanzipation des Mannes 16.
 emprise 463, 468, 479, 526.
 Entartung 68, 104, 107, 148, 523.
 Enkratierung 435.
 Entkratzung, sittliche 8, 337, 459,
 650, 654.
 Entkleidung der Entkleidung 46,
 521, 602.
 Epilation 46, 513.
 éprouveuses 679.
 equus eroticus 309.
 Erdbeben v. San Francisco 285.
 Ercretion 641.
 Erfahrung 98.
 Erhaltung der Art 148.
 Erhöhung des Weltes 160.
 Erinnerungstäuschung 242, 670,
 692.
 Erlebnisse, innere 102.
 ernsthafte Beste 644, 654.
 erotisches Gedmittel 438.
 erotisches Motiv gelb- und oriolis
 10, 586, 690.
 erogene Körperzonen 574, 602.
 Griecherin 270, 334.
 Estremfrau 437, 438.
 Ethik 89, 99.
 Ethische Damen 360, 378.
 Eugenie, Kaiserin 336.
 Eugenii 68.
 Gunuchen 664.
 Europa 4, 35, 611, 618, 621, 622,
 625.
 Eva 47, 71, 88, 90.
 Eventualbolus 635.
 Exhibition 223, 512.
- Fadelzug 385.
 Jadenspiel 171.
 Jahren 573.
 Kaffee 141, 152.
 Familienbad 521.
 farbenblind 50.
 Farmer-Idyll 571.
 Farmerinnen 389.
 Farmer, Julia 608.
 Faßnachtstabelle 612.
 Faßnachtstbühne 17, 522, 681, 683, 692.
 Faßnachtstbühne 89.

- laveurs 460, 463, 468, 479.
 Fechtmeisterin 424.
 Feigheit 239, 673.
 Fertigwerden 79.
 Feindsch. 481, 502, 564.
 Feindsch.-Baum 484.
 Feindsch.-Gesen 416.
 Feindsch.-Hols 484.
 Feindschönmaus 479, 530, 534, 644, 692.
 Feindsch.-Tranf 485.
 Fein 58, 520, 612.
 Feittelsleibfett 62.
 Feudal 460, 479.
 figurae Venoris 642.
 Gingernägel 65.
 Fisherbert 678—684.
 Fliegellanten-Schre 218.
 Flagellation 9, 18, 110, 136, 139
 bis 142, 174, 176, 241, 246, 255,
 257—261, 298, 535, 639, 652.
 Blanckshofen 447.
 Fliegeljahre 222.
 Flirt 79.
 Floh-Masame 310.
 Flugblätter 320.
 Foeminariums, Oberst 321.
 Hollstere 107, 276, 339, 356, 400,
 504, 515, 588, 608, 628, 690,
 Hollstere, erotische Motive 356.
 Hortpflanzung 146, 495.
 Bourment, Helene 615.
 Frauen als Männer 452, 676.
 Frauen als Seeleute 188.
 Frauenausstellung 378, 382.
 Frauen belästigen 229.
 Frauenbewegung 377.
 Frauenduell 423, 434.
 Frauen-Emanzipation 382.
 Frauenhose 445.
 Frauenkönigin 412.
 Frauenslob, Heinrich 33.
 Frauennästigung 65.
 Fressen und Saugen der Weiber 67.
 Freubh. Phisanalafis 332.
 Fridolin 327.
 Tromme 340.
 Führer, geborene 186.
 Furcht 486.
 Fuß 502, 684.
 Fußbekleidung 521.
 Fuß der Chinesin 509, 518.
 Füße fügeln 581.
 Füße, nackt 502.
 Fußfreier 643.
 Fußlug 205, 530, 664.
 Fußverkrüpplung 520.
 Galanterie 298, 461.
 Gattenmörderin 610.
 Gaudios 425.
 Gebähnlein, unbemühtes 408.
 Gefangenliebetrösterin 381.
 Gegenseitige, ethische 494.
 Gegensatz, angenehmer 555.
 Gegenstand, weiblicher 500.
 Geheimsprache 403.
 Geist 160, 484.
 Geist des Mannes 188.
 Gelübde 464, 405.
 Gemeinschaft, demokratische 186.
 Gentilfeindschönmaus 534.
 Gentilien 520.
 Gentalmacht, weibliche 662.
 Gentiloperationen 430.
 Genus-Zeichen 479, 495, 509, 521 bis
 528, 534, 536, 602.
 Geredtigkeit 236.
 Gerichtsurteil 644.
 Geruch 41, 641.
 geschichtliche Spiegelungen 657.
 Geschlechtercharakter 446.
 Geschlechtsempfindung, mangel-
 hafte 16, 81, 602.
 Geschlechtsfreiheit 125.
 Geschlechtsmorale, vgl. Moral, Sitt-
 lichkeit 6.
 Geschlechters 637, 639.
 Geschlechtstrieb, Richtung 120, 692.
 Geschworene 550.
 Gesellschaftsspiel 292, 336, 337.
 Gesinde 561.
 Gewohnheit, Macht der 418.
 Gewöhnung an slawische Bedie-
 nung 577.
 Ghule 339.
 Gleichberechtigung 695.
 Gleichgewicht, erotisches 640.
 Göttergnadentum 188.
 Gözen 481.
 Grammatik 198.
 Grehfuss, nackt 226.
 Gruß 193, 449.
 Guillotine 419, 675.
 Günstlinge 679.
 Gute Tat 236, 550.
 Gymnästikat 355, 359, 658.
 Haar 468, 480, 536.
 Haefbau 362.
 Hahnrel 284.
 Hamiflar 249, 559.
 Hamilton, Lady 303, 663, 675, 687.
 Hampelmann 170, 694.
 Handkiss 92.
 Handschuh 464, 492.
 Hängematte 574.
 Hängen, Stricke vom 233.
 Hanblase 48.
 Häufigkeit 68.
 Häupflinge 188.
 Häuptlingsködter 367.
 Hauptmeise 690.
 Hauspaicha 229.
 Haubzeuglment 317, 325.
 Haussklaverei 540.
 Haussler 79, 559.
 Hebe 628.
 Heinrich IV. 183.
 Helena 91, 123, 620, 623.
 Heracles 628, 630.
 Heredität 658.
 Herodias 332, 587—601.
 Herrensattel 420.
 Herrenrum 186, 215, 224.
 Herrin 163, 315, 577, 647, 663, 664.
 Herrinnenraff 550.
 Herrschaft des Weibes 16.
 Herz, zerritzenes 304.
 Herzhebel 5, 9.
 Hinterlist 230.
 Hinwenden der Aufmerksamkeit
 142, 150.
 Hirn 48.
 Hochmut 169.
 Hobelred der Schmerzen 244.
 Homoegualität 158, 453, 530, 588,
 600.
 häufig 102, 479.
 Hose, Kampf um die 448.
 Hosen 320, 345, 433.
 Hosentrot 450, 451.
 Hoteldiebstähle 488.
 Hotentotten-Venus 64, 72.
 Hüfseilen 486.
 Hüftregion 534.
 Hütheraugen 521.
 Hütherhof 80.
 Humor 52, 96.
 Hun 112, 280, 290, 306, 310—312,
 318, 334, 341, 346, 399, 435,
 449, 472, 521, 531.
 Hure 502, 687.
 Hypnose 151, 200, 234, 604.
 hysterisch 151.
 Ideen-Assoziationen 69, 148, 217,
 267, 323, 330, 514, 579, 586,
 611, 640, 641, 649—656, 666,
 692.

- Idee, unschreibbare 120, 642, 694.
 Idee und Tat 10, 579, 588, 674,
 692.
 impotent, psychisch 525.
 incuba 339.
 Indeterministen 98.
 Indianer 82, 435, 482, 484.
 Indifferenz 76, 121.
 Individualleidenschaften 479, 495, 524,
 526, 602.
 individuell 226, 459, 658.
 in Gott arbeiten 431.
 Influenz 246, 572.
 Intensität 100, 526, 662, 692.
 Insektengedanke 332.
 irrende Fräulein 470.
 irrende Ritter 463, 464.
 Isla 22, 156.
 Islam 54, 511.
 Itämen 366.

 Japan 448, 479.
 jardin des supplices 244.
 Jehan de Ghosla 470.
 Jesuitenkollegium 181.
 jeu de la main chaude 308.
 Jiu-Jitsu 426.
 Jogi 153.
 joglar 422.
 Joseph 631.
 Jüdin 66, 315, 545, 600, 630.
 Jubbitt 5, 12, 597, 589, 605.
 Jugendideale 270, 332.
 Jungbrunnen 272.
 Jungferzeugung 43.
 Jungfrau 93, 123.
 Jungfrau von Orléans 442.
 Jungfrau von Orléans, falsche 442.
 Juno 51, 56, 59, 168.
 Jurist 571, 633, 651, 662.
 Justiz, englische 217, 337.

 Kahlpferd 622.
 Kammerdiener 584.
 Kampf der Geschlechter 130.
 Kamtschadalinnen 372.
 Kantschi 540, 581.
 Kapitalismus 86, 88, 360, 695.
 Karlskaur 69.
 Karmeliterin 341.
 Karoline v. England 655, 688.
 Karpfenschuppen 486.
 Käthchen v. Heilbronn 217.
 Katharina II. 671, 678, 679.
 Kausalitäten 573.
 Kellnetzin 450.

 Kentauren 627.
 Keuschheit 631.
 Kilo 561, 568.
 Kimon u. Pera 536.
 Kindbettkrankheit 67.
 Kindheit 268.
 Kirchenväter 590.
 kirchlicher Hintergrund 666.
 Klassenjustiz 237.
 Kleidungsstücke 49, 499, 522, 602.
 Kleptomanie bei Psychiatern 218.
 Kluma 416, 523.
 Kliteris 410.
 Knecht muß Knecht bleiben 557.
 Kniefall 92, 681.
 Knute 678.
 Ko-Eduation 222.
 Kolitus 450, 492, 617, 641.
 Kollett 53, 164, 509, 517, 521.
 Kolonialabreuel 254.
 Komik 639.
 Kommerz 385.
 Komplementär 221, 522, 525.
 Konfirmation 158.
 Kongo 258, 485, 518, 578.
 Konfretwerden abstrakter Vorstellungen 323, 600.
 Konfubine 415.
 Können 97.
 Konstanz der Motive 580.
 Konversion der Renaissance 668.
 Körperteile 490, 523, 602.
 Korpulenz 62, 64, 676.
 Korsett 499, 513, 645, 648.
 Korsettfetischismus 495, 655.
 Kosfum 512.
 Kosfumdrang 524.
 Kotau 96.
 Kraus, Karl 104, 137, 160, 273
 378, 384, 654.
 Kreolininen 226, 555, 574, 576, 580.
 Krieg der Verliebten 466.
 Kriminal-Roman 251.
 Kriminellen, Interesse am 232.
 Kreuzzug der Kinder 222.
 Krüdener 681.
 Kulturlibertiner 8, 39, 337, 457,
 459, 502, 647, 650, 651, 687.
 Kunst, Inhaltslösungen 323.
 Kunstmaler 518.
 Künstler 148, 245, 280, 322, 330, 606,
 651, 690.
 fünfjähriges Geburtsalt 323, 330,
 523, 690.
 Kunstuwert 610.
 Kurzstoffschiefe 496.
 Kurtsiane 4, 305, 477, 582.

Turzbeinig 44.

- Kufai 556, 581.
 lance des dames 469.
 Landesfestsieber 226.
 Lah 440.
 lay d'Aristote 610.
 lectica 573.
 Leba 105, 654.
 Lebervettschismus 648, 649.
 Lehrer 233, 256.
 Leibbegier 555, 558, 580, 581, 678.
 Leidenschaft 533.
 Leid 76, 136, 141, 150, 459, 472,
 473, 478, 604.
 Leidenschaftsfaß 17, 79, 97, 244, 460,
 606.
 Leopold v. Belgien 578, 657.
 Libido 78, 89, 168, 430, 431, 448,
 520.
 Lichtenau, Gräfin 574.
 Lichtenstein, Ulrich v. 472, 526.
 Liebesbriefbogen 94.
 Liebespänder 460, 468.
 Liebespiel 75, 495, 640.
 Liebesstrafe 658, 659.
 Liebeszeichen 468.
 Lilie Park 25, 298.
 Linette 468, 479.
 locus indebitus 492.
 Logif 526.
 Lösegeld 464.
 Ludwig XV. 680—682.
 Ludwig I. v. Bayern 682.
 Luise, Königin 444.
 Lustfeinde 560—570, 628.
 Lustfreien 71.
 Lust 136, 141, 150, 240, 459, 478,
 520, 558, 604.
 Lustspiegel 76, 77, 146, 170, 241,
 309.
 Lusthandlungen 105, 146, 604.
 Lusttreis 130.
 Lubber 104, 558.
 Lüge 103.
 Lurzus 447.
 Lund-Jehme 251, 550, 551, 575.

 Mächtigefühl 130, 150, 163, 166,
 230, 273, 285, 378, 384, 387,
 556, 570, 580, 582, 580, 653.
 Mädchen 58.
 Mädchenschulehrer 234.
 Magd, verlaufen 228.
 Maintenen 688.
 Mailtrain 459.

80*

- malträtte 464, 681.
 Matzobiotto 502.
 Mama 330, 332, 535.
 manchon 461.
 Manie 99.
 Mann, kleiner 319.
 Männer, starke 240.
 Männer in Frauentracht 676.
 Männerhose 440.
 Männerkleidung für Frauen 453.
 Männerrecht 121, 245, 382, 600.
 Männerverleihanstalt 274.
 männliche Eigenschaft 495.
 Männlichkeit 217.
 Marco Polo 203, 520.
 Marcus 586.
 Margarete v. Navarra 660.
 Maria 30, 204, 206, 261, 357, 670.
 Marie Antoinette 672, 675, 677.
 Marionette 171.
 Marotto 538, 546, 547.
 Mäuschenschwanz 17, 104, 107, 141,
 151, 158, 176, 186, 200, 215,
 220, 240, 265, 309, 408, 479,
 512, 521, 572, 586, 596, 606,
 644, 662, 664, 682, 694.
 Mäuschenschwanz in Amerika 393.
 Massage 584.
 Masse, Brutalität 246.
 Massen, Psychologie 417.
 Massur 189, 252, 613.
 Masturbation 103, 221, 643, 667.
 vgl. Onanie.
 Mäusejägerin 389.
 Medicis, Katharina v. 659.
 Medizin-Männer 486.
 Melancholie 500.
 Menschenfresser 339.
 Menschengeist 411.
 Menschenhandel 552.
 Menschenraub 555.
 Menstruation 502.
 Mesolina 526.
 Methode der Betrachtung 8.
 Misabo 208.
 Milchstraße 536.
 Minne 457, 459, 512.
 Minnehör 472.
 Minnelied 372.
 Minneritter 29, 206, 477.
 Minnfeld 459.
 Misshandlung 241.
 Mitteilungen, Bitte um 695.
 Mu 509.
 Mneme 572.
 Mode 46, 54, 56, 433, 450, 458.
 Mode 522, 586, 692.
 Modejournal 525.
 Mobbenpage 583.
 Meloch 485, 560.
 Menogamie 458, 480.
 Menotheimus 482.
 mons Veneris 520.
 monstrum per defectum 493, 494.
 Montespan 664.
 Monte, Lola 207, 208, 682–687.
 Moral 8, 60, 103, 458, 586, 641,
 650, 653, 668, 699, vgl. Sitt-
 lichkeit.
 Moral, doppelt 119, 480.
 Moraltheologie 2, 102, 118, 435,
 492, 694.
 Morikaten 254.
 Morris-Serien 600.
 Motor 100.
 Mutterehemänner 345.
 Mutter 145, 147, 176.
 Mutterrecht 286, 355, 359, 415,
 479, 676, 695.
 Mutterchaft und geistige Arbeit
 384.
 Muttertisch 378.
 Mutterstift 84.
 mythische Zeit 356.
 Mothos 356, 585.
 Nachahmung 232.
 Nächstenliebe 557.
 Nacht- und Wachtraum 129.
 Nachheit 438.
 Nadelklüsen, lebendiges 242.
 Namengebung 218.
 Narjis 165, 323.
 Nebenmotor, fünftüriges 513.
 Reger 481, 484, 528, 548.
 Remours, Due de 460.
 Nessus 628.
 Neu-Amerikanerin 344.
 Neugier 695.
 Nilpferdpeitsche 518.
 Ninon de Venclos 665, 685.
 Nomenskatalog 481.
 Nonnen, psychiaterischer 267.
 Norm 495, 572, 656.
 Normalmaßen 104, 107, 633–639,
 642, 647, 653, 694.
 Nottuft 230, 240.
 Novelle 649.
 Objekt, lebloßes 495, 496, 522, 524.
 objektiv unrichtig 611.
 obijón 3, 84, 512, 640–642, 655.
 objektiv 670, 694.
 Odysseus 25, 222, 631, 654.
 Offizier 104, 233, 256, 274.
 Ohrenbeichte 1.
 Ohrefleg 228, 255, 286, 333, 454,
 481.
 Ohreflegen-Duell 195.
 ökonomisch 116.
 Omphale 26, 601, 603, 607, 615,
 621, 629, 630.
 Onanie 176, 213, 431, 500, 555.
 vgl. Masturbation.
 Ostel Dame-Hütte 554, 555.
 Ordale 485.
 originär erotisch 525.
 Ovid 219, 220.
 Pädagogik 174, 234, 652.
 Pädagoge 176.
 Page 297, 306, 322, 466, 478, 535,
 539.
 Pamphlet 671, 674, 675, 683.
 Pantil 246.
 Pantoffel 211, 318, 504, 519, 581,
 681.
 Pantoffelheld 316.
 Paris-Uriele 167.
 paßlos 18, 100, 115, 260, 611, 692.
 Pathologie 690, 691, 694.
 pathologische Diagnose 535.
 Patient 7, 107, 486, 536.
 Patromin 678.
 Paulus 556–558.
 Pédiatre 579.
 Peitsche 336, 577, 637, 649.
 Pelz 218, 523.
 Penis-Ei 440.
 Penthesilea 403, 406, 408.
 Perse 435.
 Person 107, 481, 495.
 Personentut 211.
 perverse 102, 534, 647, 652, 654.
 Petrus 208.
 Pfefferluchenpoesie 635.
 Pfeilgrip 628.
 Pferdejägerin 391.
 Pharisäer 103, 555.
 Photographie 52.
 Phenre, Monsieur 407.
 Plantagenbesitzerin 553, 580.
 platonisch 524.
 Pobejetischismus 534, 536.
 Polizistinnen 396, 452.
 Pollution 502.
 Polnandrie 364.
 Polygamie 119.

- Pompadour 315.
 Pornographie 630, 642, 676.
 Potiphar 19, 573, 590, 613, 619,
 630, 631, 659.
 Prelektierinne 469.
 Prinzen-Erziehung 224.
 Prinzessin, Brautausstattung 210.
 Prinzessin, unbesiegbar.
 Privateigentum 361.
 Profop v. Gaetano 658, 663.
 Proletarier 68.
 Promiskuität 125.
 Propaganda 316, 205.
 Prostitution 14, 16, 78, 80, 122,
 360, 415, 500, 651, 655, 692,
 695.
 Prostethilfendinnen 142.
 Prüderie 396.
 Prügel 30, 240, 242, 266, 580,
 647.
 Prügelfreiheit 176, 182, 256.
 Pseudomarcus 586.
 Psychoanalyse 121, 691.
 psychische Siebe 694.
 Pubertät 157, 524, 629.
 Pu-meia 455.
 Pumpfuß 452.
 Punsch 445.
 Pugmacherin 529.
 Pugmalion 487, 533, 535.

 Rosse 46, 54, 68–70, 688.
 Räuberkönig 326.
 Raufschrot 523.
 Reaktionsfähigkeit, erotische 120,
 570, 602.
 Rechtlösches Dokument 356.
 Reichsgericht 573.
 Reinigung des Körpers 584.
 Reiten auf Slaven 562.
 Reitmotiv 35, 37, 178, 187, 294,
 573, 608, 617, 622, 694.
 Reitweise 226.
 Reitvor 421.
 Reliquien 499.
 Reporter 91, 213, 394, 673.
 Restit de la Bretagne 26, 496.
 retrousse 438.
 Revolution 218, 417, 674.
 Richelleu 431.
 Richter 233, 236.
 Riesendemonstration 398.
 Rindvölkönigin 389.
 Ringkämpfer 252.
 Ritter 460.
 Ritternacht 470.
- Rittertum 14, 75, 480.
 Röhrt 240.
 Roland, Madame 672.
 Rom, König von 208.
 Romanif 453, 454.
 Rosas v. Argentinien 226.
 Rotenfelschismus 524, 535.
 Rosenkavalier 637.
 Rückseligkeit 466.
 Rüsch 529.

 Taché-Masoch 22, 104, 153, 218,
 655, 680.
 Sachlichkeit 257, 459.
 Sade 218, 248.
 Sabotismus 12, 88, 104, 107, 141,
 217, 230, 265, 586, 606, 643,
 644, 662, 694.
 Saintre 460, 468.
 Salambe 248, 276, 338, 559.
 Salome 10, 332, 478, 586, 592 bis
 594, 600–606, 617, 624, 628 bis
 632.
 Samenzelle 41.
 Sameanerin 417.
 Sand, Georges 685.
 Sandwina, Frau Katie 62, 95.
 Säntje 306, 574.
 Sättigungsterb 642.
 Sauberkeit 28.
 Säurespürger 675.
 Schadchen 382.
 Schädel 564.
 Schamanen 190.
 Schamgefühl 333, 433, 434, 638,
 641, 647, 668.
 Schamgefühl, Klassenmerkmal 574.
 Schamgefühl, sozialisiert 434, 509,
 518, 574.
 Schamgefühl, Relativität 574.
 Schamlosigkeit 440, 574, 581.
 Schafstrichter 676.
 Schafstrichter, weiblicher 381.
 Schahabedinen 391.
 Scheinbeherrschung, englische 253.
 Schichten, untere 512.
 Schimpfen 232, 459.
 Schlafred 535.
 Schlaftraum 524.
 Schlafzimmer-Slaven 659.
 Schlagworte 394.
 Schlankeit 58.
 Schleppfled 581.
 Schmähbrief, anonymer 230, 674.
 Schmerz 84, 137, 139, 141, 142,
 151, 163, 466, 556.
- Schmuck 440, 447.
 Schönheits-Ideal, erotisches und
 ästhetisches 53, 58, 691.
 Schönheitsfanen 46.
 Schegghändchen 94.
 Schriftsädiomus 536.
 Schuh 14, 145, 496, 499, 521, 526.
 Schuh-Austrerterin 390.
 Schuhfestschismus 27.
 Schuhputzertinnen 391.
 Schülergerichtshof 223.
 Schulreiter 414.
 Schundliteratur 615.
 Schürze 525.
 Schutzgeist 468.
 Schwerner, dramatische 637, 619.
 Schwelle vor der Kraft 100, 631,
 662.
 Schwimmerinnen 428.
 Seele des Kindes 178.
 Seelenute 128.
 Seeräuberinnen 454.
 Sehnsucht 478.
 Selbstbestimmtheit 20, 506.
 Selbstverkümmelung 156.
 Semiramis 679.
 sentimental 480.
 servants d'amour 468.
 servus servorum 188.
 servical 544.
 Sexualcharakter 10, 694.
 Sexualforstung, Gefährliche 1.
 Sexual-Instinkt 446.
 Siebe, psychische 107, 658.
 Siemandl 290.
 Simfon 630.
 Sinnlichkeit 22, 71, 394.
 Siteten 108, 162, 654.
 sirventes 423.
 Sittegebet, immanentes 98, 669.
 Sittensprediger 458.
 Sittlichkeit 86, 98, 115, 414, 458,
 633, 638, 655, 691, vgl. Moral.
 Slave 64, 150, 160, 194, 200, 315,
 324, 327, 333, 366, 367, 369,
 391, 408, 410, 468, 473, 479,
 485, 518, 548, 552, 554, 557,
 561, 569, 574, 576, 606, 631,
 646, 650, 662–664, 676, 678,
 692.
 Slavenaufler 543, 559.
 Slavenhandel 541, 543, 560, 578.
 Slavenjagden 545.
 Slavenmarkt 538, 541, 547, 549,
 559.
 Slaventum 517.

- Slavenzucht 544.
 Stopfen 406, 428.
 Styrhen 402.
 Sonntagstrafe in Boston 263.
 Sozialdemokraten für Prügelstrafe 256.
 Soziale Frage 557.
 Spanierinnen, Füße 510.
 Spezialkorrespondent 538.
 Spiegel 165.
 Spielarten der Liebe 500.
 Spielmann 472.
 Spinne 268.
 Sport 418.
 Staël, Frau von 680.
 Statisten 656.
 Ständchen 478.
 Standhaftigkeit 157.
 Statue 533.
 stechen 109.
 Steckenpferd 70.
 Stiefel 525, 531.
 Stieffelstiefchens 649.
 Stiefmutter 156, 179, 301.
 Stimmrecht 14.
 Stimmungsmacher 246.
 Stimmungsmöglichkeiten 651.
 Strafengewalt 322.
 Strafjustiz 238, 240.
 Strafmittel 175.
 Strafsechter 691.
 Streifband 639.
 Streitfeld 472.
 Strumpf 449, 460, 479, 518, 526.
 Strumpfband 683.
 Suben, armer 305.
 Subjektivität 236, 651.
 subjektiv unsittlich 631.
 Sueton 570, 657.
 Suffragetten 43, 396, 695.
 Suggestion 152, 234, 694.
 Sultanin 226, 315, 333.
 Sünde 103.
 Surrogat 499.
 Susanne 45, 60, 632.
 Symbolismus 146.

 taberna pauperum 555.
 Taglied 472.
 Tagtraum 641, 642.
 Taille 512.
 Tantalis 158.
 Tanz 82, 432, 513, 564, 594, 595, 604, 676.
 Tanzmaesten 83.
 Tatmonstrosa 342.

 Taschentuch 488.
 Taftgefühl 50.
 Tafelaufzug 158.
 Taubenthalaus 467.
 Tausendundein Nacht 107, 315, 504.
 Teil und Ganze 526.
 Teillanzierung 525.
 Teleologie 116, 146.
 Tenor 81.
 tenzone 472.
 Terem 416.
 Textverfaßter, Adressé 605.
 Theodora v. Byzanz 658, 663.
 Theorie u. Theoretiker 690.
 Théâtre de Méracourt 417, 673, 688.
 Tierbändigerin 648.
 Tobis 492.
 Toilette 476, 580, 584.
 Tomiyris 12.
 torera 427.
 Tradition 694.
 tragen 573.
 Trägerflasche 574.
 Träßigkeit 583, 692.
 Transvestiten 443, 455, 490, 525, 530, 535.
 transzendental 482.
 Trauerstrümpfe 513, 531.
 Traum 142, 177.
 Trepnanation 142.
 treten 144, 146, 507.
 Treue 120, 479.
 Triebrichtung 195, vgl. Geschlechts-trieb.
 Triebstärke 104.
 Tritot 531.
 Triften aus Schuhen 683.
 Tripper 360.
 Troubadour 245, 472, 474.
 Türkinnen 435.
 Turner 461, 466, 470.
 opus 658, 666, 690.

 Übermacht 130, 137, 359.
 Überkompenstation 142.
 Ulanen 250.
 Umwerbung 17, 73, 74, 88, 94, 267, 360, 478, 692, 694.
 unbefangen 645.
 Ungebühr 238.
 Unlust 651.
 Unfreiheit 440.
 Unfrüchtbarkeit 573.
 Unter-Brausleid 440, 448.

 Unterbewußtsein 17, 237.
 Unterdrückung der Frau 13.
 Unterhaltungsökstüre 650, 653.
 Unterordnung 266.
 Unterschieden 533.
 Unterschied der Geschlechter 41.
 Unterianentum 137, 159, 177, 185, 186, 556, 582, 694.
 Unterwäsche 468, 488.
 Unterworfene 448.
 Untreue 110, 112.
 Unverdorbene Männer 394.
 unzüglich 573, 633, 634, 640.
 üppig 56, 596.
 Urchristen 557.
 Ursinus 668, 688.

 Vampir 288, 339.
 Variabilität 103, 309, 499, 692.
 Variationsbreite 522, 582, 614.
 Varietékünstlerin 427.
 Vasall 460, 478.
 Vaterrecht 359.
 Vehikel der künftl. Produktion 577, 600.
 Venus 6, 52, 55, 57, 104, 178, 632.
 Venus im Pelz 218.
 Verantwortlichkeit 100.
 Verdier, Generalin 416, 443.
 Vergeltung 236.
 Verkleidung 453, 526.
 Verkleidungstrieb 455, 524.
 Verleumündung, erotische 529, 671.
 Verschwundene-Lusthandlungen 116, 146, 495, 502, 694.
 Verständig 329.
 Versteigerung v. Arbeitslosen 552.
 Vidal, Peter 472.
 Villa 339.
 virago 667.
 Berlin 661, 688.
 Wallerfunde 482.
 Voll-Unterhaltung 252.
 Volkerville 188.
 Voltaire 678.
 Vorliebe, männliche 584.
 Vorluft 18, 73, 76, 79, 81, 115, 256, 360, 361, 478, 580, 584, 631, 692.
 vermehrt 64, 520, 481.
 Vorrecht 130, 137, 359.
 Verwandt 163.
 „Vornärts“ für Prügelstrafe 256.
 votes for women 396.
 Venier 229, 318, 326.

- Wachspuppe** 533.
Wachtraum 524.
 Wagner, Richard 508, 528, 529.
Wahlrecht 394.
Wahlfreiheit 99, 236, 602.
 Wahrheit, gesichtliche 579, 637.
Walpurgis 459.
 Walzer 84, 641.
Wärmeabschüttung 447.
Waschen 584.
 Wehenschmerzen 242.
Weiberdörter 373.
Weiberhöfe 441.
Weberparlament 363.
 Weltenschägung im steinernen Duodecim 488.
 Wertischägung v. Weib u. Mann 362.
Widerspenstige, gezähmte 134.
Widerstände 163.
Widerstand v. Motiven 103.
wiederholter Reiz 642.
Wiederholung, unbewußte 408.
 Wille 97, 100, 152, 162, 602.
Winter schlaf 153.
 Witwe 513, 586.
 Wit 643, 644.
Wohltäterin 555.
Wortabsidemus 232.
Wundsymbol 307, 336, 367, 509, 570—574, 604.
Wüstling 579.
Zähmung der Männer 282.
Zant 76, 580.
Zarinnen 676.
Zärtlichkeit 241.
zeichnerische Symbole 330.
Zielshelde, lebende 543.
Zivilisation 88.
Jose 94, 454, 564.
Zoon erotikon 653.
Zopf 489.
Zote 5, 640—643.
Zuchtmahl 69.
Züchtigung 256, 646.
Züchtung 570, 572.
Zufall 98.
Zugslaven 572.
Zwang 480, 640.
Zweckmäßigkeit 116.
zweideutig 644.
Zwiefampf 408, 465, 466.
Zwischenstufe 525, 526.



658. Geschürte Glut

Münchner Schattenbild



659. Finis!

Vignette von S. Champfleur. 1887

304.4
F951
v.2

JUL 5 '84

Digitized by Google

